


TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

v. Balzac's

erzählende Schriften,

teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.

Vierter Band.

Philosophische Studien.

Stuttgart & Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1836.



Philosophische
Studien

von

Herrn von Balzac.

Teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.

Stuttgart & Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1836.


UNIVERSITY
10 JAN 1962

Die Zebrahaut.

Erste Abtheilung.

Gegen das Ende des leztverflossenen Oktobers trat ein junger Mann in das Palais-Royal, zu der Stunde, wo in Gemäßheit eines Gesetzes, das in der Hauptstadt der französischen Monarchie eine wesentliche Produktion und darum dem Fiskus theure Leidenschaft in seinen Schutz nimmt, die Spielhäuser geöffnet werden. Ohne sich lange zu bedenken, stieg der Unbekannte die Treppe des Spielhauses Nummer 39. hinauf.

Ihren Hut, wenn es Ihnen gefälligst ist, mein Herr? schrie ihm mit dürrer, zankender Stimme ein kleiner, bleicher alter Mann zu, der, hinter einer Vergitterung im Dunkeln sitzend, plötzlich aufstand und ein in eine unedle Form gepreßtes Gesicht zeigte.

Wann du in ein Spielhaus trittst, so nimmt dir das Gesetz allererst deinen Hut. Ist dieß eine evangelische und providentielle Parabel? Ich halte es eher für einen Bund mit dem Teufel, der ein Pfand von dir fordert. Will man dich vielleicht zwingen, gegen diejenigen, welche dir dein Geld abgewinnen, eine respektvolle Haltung zu beobachten? Ist es polizeiliche Neugierde, die, alle socialen Winkel durchstöbernd, den Namen deines Hutmachers oder den

deinigen wissen will, wenn du ihn anders in den Kopf deines Huts eingeschrieben hast? Oder will man das Maas deines Schädels nehmen, um eine lehrreiche Statistik über die cerebrale Capacität der Spieler zu gründen? Ueber diesen Punkt beobachtet die Verwaltung der Spielhäuser ein vollkommenes Stillschweigen. Das aber mußt du wissen: Kaum hast du einen Schritt gegen den grünen Tisch gethan, so gehört dir dein Hut eben so wenig mehr, als du dir selbst angehörst. Du, dein Vermögen, deine Kopfbedeckung, dein Stock und Mantel — Alles gehört dem Spiel an. Doch wenn du Alles verloren hast, so ist das Spiel, durch ein zerfleischendes, faktisches Epigramm, so großmüthig, dir beim Herausgehen deine ganze Bagage — deinen Hut, deinen Stock und Mantel — zurückzugeben. Hast du jedoch einen neuen Hut, so magst du leicht einen alten dafür zurückbekommen. Darum wirst du wohl daran thun, dir ein Spieler-Costüm anzuschaffen.

Die Verwunderung, welche der Fremde äußerte, als er für seinen Hut eine numerirte Karte erhielt, deutete auf einen noch nicht habituirten Spieler. Der kleine alte Mann, der sich ohne Zweifel von Jugend auf an das Sündenleben der Spieler angeklammert hatte, warf ihm einen matten erloschenen Blick zu, einen Blick, in welchem ein Weltweiser alles Elend des Hospitals, der Heimathlosigkeit zu Grunde gerichteter Menschen, der visa reperta der Selbstmörder, lebenslänglicher Zwangsarbeiten, der Auswanderung in ferne Länder gelesen hätte. Dieser Mensch, dessen langes todtbleiches Gesicht seit geraumer

Zeit nur noch durch die Gallertsuppen des Herrn Arcet genährt worden war, bot das erbleichte Bild der auf ihren Endpunkt zurückgeführten Leidenschaft dar. In seinen Runzeln lag die Spur langjähriger Qualen. Dieser Mensch hatte nichts mehr zu verspielen, als seinen magern Gehalt, und er verspielte ihn an dem Tage, da er in seine Hände kam. Gleich einer abgetriebenen Schindmähre, die keine Peitsche mehr spürt, war er unempfänglich für alle Schläge des Schicksals, die ihn selbst und andere trafen. Die dumpfen Seufzer der Spieler, die zu Grunde gerichtet das Haus verließen, ihre stummen Verwünschungen, ihre grassen Blicke — Nichts drang bis zu seinem Herzen. Dieser Mensch war das eingefleischte Spiel. Hätte der unbekannte Jüngling diesen traurigen Cerberus der Spielhölle betrachtet, so hätte ihm vielleicht eine warnende Stimme zugerufen: „An der Stelle, wo sonst das Herz dieses Menschen war, ist nur noch ein Kartenspiel!“ Aber der Unbekannte achtete nicht auf diese lebendige Warnung, welche ohne Zweifel die Vorsehung hichergestellt hatte, wie sie den Eckel vor die Thüre jeder Wohnung des Lasters stellt. Nein! Keck schritt der Jüngling in den Saal, in dem der Glanz des Goldes die Augen habgieriger Sterblichen verblendet und sein Klang ihr Ohr betäubt. Ohne Zweifel war er getrieben durch den bündigen, aber traurigen Satz des Genfer Philosophen: „J a, i ch b e g r e i f e, d a ß e i n M e n s ch z u m S p i e l g e h t, a b e r n u r d a n n, w a n n e r z w i s ch e n s i ch u n d d e m T o d n u r n o ch s e i n e n l e z t e n T h a l e r s i e h t.

Am Abend haben die Spielhäuser nur noch eine Poesie des großen Haufens, deren Erfolg jedoch gesichert ist, wie der eines mit Blutscenen vermischten Melodrama. Die Säle sind mit Zuschauern und Spielern angefüllt, mit dürftigen Greisen, die sich hieherschleppen, um eine warme Stube zu haben, mit verzerrten Gesichtern, mit Orgien, die im Wein anfangen und im Wasser der Seine endigen. Die Leidenschaft überströmt hier, aber die allzugroße Zahl der Schauspieler hindert dich, den Dämon des Spiels näher in's Auge zu fassen und in seiner ganzen Scheußlichkeit zu betrachten. Der Abend ist ein allgemeiner Wirrwarr, ein höllisches Stück, alle Schauspieler schreien zumal, alle Instrumente lassen sich gleichzeitig hören.

Man erblickt da viele gesezte Leute, die nur Zerstreuung suchen und sie bezahlen, wie sie etwa die Lust des Schauspiels, eines guten Bissens oder heimlicher Freuden bezahlen, die man in irgend einem Dachzimmer wohlfeil haben kann, nebst einer Zugabe, an welcher man seine drei Monate zu dauen hat. Aber kannst du den Wahnsinn, die Spannung aller Geisteskräfte eines Menschen begreifen, der mit Ungeduld der Eröffnung eines Spielhauses harrt? Zwischen dem Spieler des Morgens und dem des Abends ist der nämliche Unterschied, wie zwischen dem schläfrigen Ehemann und dem feurigen Liebhaber, der unter den Fenstern seiner Schönen seufzt. Nur Morgens drängt sich die lechzende Leidenschaft, das Bedürfniß in seiner schreckenvollsten Blöse zu dem grünen Teppich. Jezt kannst du den wahren

Spieler sehen, den Spieler, der nicht ißt, nicht trinkt, nicht denkt, nicht schläft, ohne daß Rouge et Noire, trente et quarante in seinem Kopfe wirbeln. In dieser Stunde des Fluchs wirst du Augen erblicken, deren Ruhe mit Entsetzen erfüllt, Gesichter, die erstarren machen, Blicke, welche die Karten vom Tische heben und verschlingen. Nur bei der Eröffnung des Spiels bieten die Spielhäuser einen sublimen Anblick dar. Wenn Spanien seine Stiergefechte hat, wenn das alte Rom seine Gladiatoren hatte, so kann sich dagegen Paris seines Palais=Royal rühmen, dessen lockende Rouletten das Vergnügen gewähren, Ströme Blutes fließen zu sehen, ohne daß das Parterre in Gefahr kommt, mit den Füßen darin auszurutschen. Wirf einmal einen flüchtigen Blick auf diese Arena. Trete ein! Welche Nacktheit! Die Mauern, mit einem Papier bedeckt, das auf Menschenhöhe mit Schmutz überzogen ist, bieten nicht ein einziges Bild dar, an dem sich die Seele erwärmen könnte; nicht einmal ein Nagel ist da, den Selbstmord zu erleichtern. Der Boden ist abgenüzt, unreinlich. Eine runde Tafel nimmt die Mitte des Saals ein. Die einfachen Strohsessel, die um diesen, durch das Gold abgeschabenen grünen Tisch stehen, beurkunden eine befremdende Gleichgültigkeit gegen den Luxus bei ebendiesen Menschen, die hicherkommen, um sich für Reichthum und Luxus zu Grunde zu richten. Diese menschliche Antithese findet sich überall, wo die Seele mächtig auf sich selbst zurückwirkt. Der Verliebte will seine Schöne in Samt und Seide kleiden, und meist besizt er sie nur auf einem elenden Schragen.

Der Ehrgeizige träumt sich auf der Höhe der Gewalt, während er in dem Schlamme der Knechtschaft kriecht. Der Krämer vegetirt in einem feuchten ungesunden Laden, während er einen Pallast baut, aus welchem sein frühreifer Sohn und Erbe durch eine brüderliche Versteigerung gejagt werden wird. Gibt es endlich wohl einen unvergnüglicheren Ort, als ein sogenanntes Haus des Vergnügens? Seltsames Problem! Stets im Widerspruch mit sich selbst, seine Hoffnungen durch Uebel der Gegenwart, seine vorhandenen Uebel durch eine Zukunft täuschend, die ihm nicht angehört, drückt der Mensch allen seinen Handlungen den Stempel der Inconsequenz und Schwäche auf. Nichts ist hienieden vollständig, als das Unglück.

Als der unbekannte Jüngling in den Saal trat, waren bereits einige Spieler da. Drei kahlköpfige Greise saßen schläfrig um den grünen Teppich. Ihre Marmorgesichter, bewegungslos wie die der Diplomaten, öffneten einen Blick in abgestumpfte Seelen, in Herzen, die längst nicht mehr schlugen, selbst wenn sie das Heirathgut ihres Weibes oder das Erbgut ihres Kindes auf den grünen Tisch sezten. Ein junger Italiener, mit schwarzem Haupthaar und olivenfarbigem Gesicht, stüzte am äußersten Ende der Tafel ruhig seine Ellenbogen auf, und schien den geheimen Ahnungen Gehör zu geben, die ihre unheilbringenden Laute in das Ohr des Spielers flüstern: „Ja oder Nein! Nein oder Ja!“ Der südliche Kopf des Welschen spiee Gold und Feuer aus.

Sieben bis acht Zuschauer, so geordnet, daß sie eine Gallerie bildeten, harrten der Auftritte, welche

ihnen die Launen des Glücks, die Gesichter der Spieler, die Bewegung des Geldes und der Rechen bereiten würden. Diese nicht handelnden Personen standen da, schweigend, unbeweglich, aufmerksam, schaulustig, wie der Pöbel auf dem Greveplatz, wann der Henker ein Haupt abschlägt. Ein langer dürrer Mann in einem abgeschabenen Rocke hielt in der einen Hand ein Blatt Papier, in der andern eine Nadel, um zu bezeichnen, wie oft Roth oder Schwarz herauskam. Es war einer jener modernen Tantalus, die in margine aller Freuden ihres Jahrhunderts leben, einer jener geldlosen Geizhälse, die in Gedanken einen eingebildeten Satz auf's Spiel setzen, eine Art vernünftigen Narren, der sich über sein wirkliches Elend tröstete, indem er einem Traum nachjagte, der mit dem Laster und der Gefahr that, wie die angehenden Priester mit Gott, wann sie eine taube Messe lesen. Der Bank gegenüber waren einige jener feinen Spekulanten getreten, in den Wechselfällen des Spiels erfahren und alten Sträflingen ähnlich, die sich nicht mehr vor den Galeeren fürchten, um drei Säze zu wagen und unmittelbar darauf den wahrscheinlichen Gewinn, von welchem sie lebten, wegzutragen. Zwei alte Aufwärter des Spielhauses gingen mit gekreuzten Armen nachläßig auf und ab, und sahen von Zeit zu Zeit durch die Fenster in den Garten, um gleichsam den Vorübergehenden ihre gemeinen Gesichter als Aushängeschilde zu zeigen. Der Tailleur und der Banquier warfen auf die Setzer jenen eisigen Blick, der sie tödtet, und riefen, als eben der Unbekannte die Thüre öffnete, mit ihrer schrillen Stimme: **Faites le jeu!**

Die Stille wurde, wo möglich, noch tiefer, und die Köpfe wandten sich aus Neugierde dem Ankömmling zu. Aber — unerhörter Fall! — die ausgedorrten Greise, die versteinerten Beamten der Bank, die Zuschauer, und selbst der fanatische Welsche, Alle empfanden, als sie den Fremdling erblickten, ein, ich weiß nicht welches, entsetzliches Gefühl. Muß man nicht, um in diesem Saale, wo der Schmerz stumm, das Elend lustig, die Verzweiflung anständig seyn soll, sehr unglücklich seyn, um Mitleid zu erlangen, sehr schwach, um Mitgefühl zu erregen, von einem sehr unheilverkündendem Anblick, um solche Herzen schaudern zu machen! In dem ungewohnten Eindruck, der, als der Jüngling eintrat, diese Eisherzen bewegte, lag Etwas von Allem diesem. Haben denn nicht bisweilen die Henker selbst über die blühenden Jungfrauen Thränen vergossen, deren blonde Häupter die Revolution ihnen abzuschlagen gebot?

Beim ersten Blicke lasen die Spieler im Gesichte des Ankömmlings irgend ein furchtbares Geheimniß. Seine jungen Gesichtszüge waren in eine düstere Grazie gehüllt. Aus seinem Auge leuchtete so manche fruchtlose Bemühung, so manche getäuschte Hoffnung! Die stumme Unempfindlichkeit des Selbstmords gab seiner Stirne eine matte krankhafte Bläſſe. Ein bitteres Lächeln zeichnete leichte Furchen in die Winkel seines Mundes, und sein Gesicht sprach eine Ergebung aus, bei deren Anblick einem übel wurde. Irgend ein verborgener Genius schimmerte aus der Tiefe seiner Augen, die, vielleicht durch die Ermüdung des Vergnügens, umwölkt waren. War es Aus-

schweifung, was dieses edle Gesicht, einst in Seelenreinheit glänzend, jezt in den Staub gezogen, mit ihrem schmutzigen Siegel stempelte? Aerzte würden ohne Zweifel den gelben Kreis, der die Augenlieder einschloß, und die Röthe, womit die Wangen marmorirt waren, auf Rechnung von Brustbeschwerden geschrieben haben. Gelehrte hätten in diesen Zeichen die Verwüstungen der Wissenschaft, die Spuren durchwachter Nächte, erblickt. Allein eine noch tödtlichere Leidenschaft, unbarmherziger, als das Studium, Ausschweifungen und Krankheit, hatte diesen jungen Kopf eingenommen, diese lebendigen Muskeln zusammengezogen, dieses Herz zusammengepreßt.

Wie wann irgend ein berüchtigter Verbrecher in das Bagno kommt, ihn alle Verurtheilten achtungsvoll empfangen, so begrüßten hier alle diese menschlichen Teufel, in Qualen wohlerfahren, einen unerhörten Schmerz, eine Wunde, deren Tiefe sie instinktmäßig fühlten, und erkannten an der Majestät seiner stummen Ironie, an dem eleganten Elend seiner Kleidung, in dem Ankömmling einen ihrer Fürsten. Der Jüngling trug zwar einen Frack nach der neuesten Mode, aber die Verbindung seines Gilet und seines Halstuchs war zu sorgfältig erhalten, als daß man glauben konnte, er habe ein Hemd an. Seine Hände waren niedlich, wie die eines Frauenzimmers, aber von einer zweifelhaften Reinlichkeit. Seit zwei Tagen trug er keine Handschuhe mehr. Wenn der Tailleur und die Aufwärter selbst bei seinem Anblicke schauderten, so geschah es darum, weil der Zauber der Unschuld in diesen feinen und gebrechlichen Formen

seine Spuren noch zurückgelassen hatte, weil er noch in diesem dünn gefärbten, natürlich gelockten, blonden Haare spielte. Dieses Gesicht deutete auf ein Alter von nicht mehr als 25 Jahren, und das Laster schien darin nur ein Zufall zu seyn. Das frische Leben der Jugend kämpfte darin noch mit den Verwüstungen einer ohnmächtigen Ausschweifung. Licht und Finsterniß, Daseyn und Untergang hatten hier ihren Kampfplatz aufgeschlagen und führten in ihrem Gefolge Anmuth und Schrecken zugleich. Der Jüngling erschien wie ein seines Heiligenscheins beraubter Engel, der sich auf seiner Bahn verirrt hat. Auch waren alle diese ausgedienten Professoren des Lasters und der Schande, gleich einer zahnlosen Kupplerin, die der Anblick eines unschuldigen Mädchens, das sich dem Laster anbietet, mit Mitleid erfüllt, auf dem Punkt, dem Neuling zuzurufen: „Fort von hier!"

Doch der Jüngling trat festen Schrittes auf die Tafel zu, blieb aufrecht vor ihr stehen, warf ohne Berechnung ein Goldstück, das er in der Hand hatte, auf den grünen Teppich, wie alle starken Geister, die Neckereien der Ungewißheit verachtend, und ließ auf den Tailleur einen Blick fallen, der verwirrt und ruhig zugleich war. Die Theilnahme an diesem Abzug war so gewaltig, daß die alten Herren keinen Satz machten; der Italiener aber ergriff mit dem Fanatismus der Leidenschaft einen Gedanken, der ihm zulächelte, und pointirte seinen Goldhaufen in Opposition mit dem Spiele des Unbekannten.

Der Banquier vergaß jene Phrasen auszusprechen, welche sich in die Länge in einen mißtönenden,

unverständlichen Schrei verwandelt haben: Faites le jeu! Le jeu est fait! Rien et va plus!

Der Tailleur schlug die Karte und schien dem neuen Ankömmling gut Glück zu wünschen, gleichgültig, wie er war, bei dem Gewinn oder Verlust der Unternehmer dieser unseligen Freuden. Jeder der Zuschauer wollte ein Drama sehen, die lezte Scene eines edlen Lebens in dem Schicksal dieses Goldstücks, und ihre Augen, festwurzelnd auf den verhängnißvollen Karten, leuchteten. Aber troz der Aufmerksamkeit, womit die Spieler bald den Jüngling, bald das Kartenspiel betrachteten, konnten sie doch in seinem kalt resignirten Gesichte keine Spur innerer Bewegung entdecken.

Roth verliert! sprach officiell der Tailleur.

Ein dumpfer, heiserer Schall entstieg der Brust des Welschen, als er das Paket Banknoten fallen sah, das ihm der Banquier zuwarf. Der Jüngling begriff seinen Ruin erst in dem Augenblicke, als sich der Rechen ausstreckte, um seinen lezten Napoleon an sich zu ziehen. Das Helfenbein entlockte dem Goldstück, das mit der Schnelle des Pfeiles zu dem großen Goldhaufen vor der Kasse hingeraspelt ward, ein trockenes Geräusch. Der Unbekannte schloß sachte seine Augen und seine Lippen erbleichten. Bald aber hob er die Augenlieder wieder, seine Lippen färbten sich wieder Korallenartig, er nahm das Wesen eines Briten an, für den sich das lezte Geheimniß des Lebens geöffnet hat, und verschwand, ohne durch einen jener herzzerreißenden Blicke, welche oft genug die verzweifelnden Spieler

auf ihre Umgebungen werfen, Trost und Mitleid zu erflehen. Wie viele Ereignisse drängen sich in dem Raum einer Sekunde, wie viele Dinge in einem Wurfe der Würfel zusammen!

Das war ohne Zweifel seine lezte Patrone, sagte der Croupier lächelnd, nachdem ein Augenblick tiefer Stille geherrscht hatte, während welcher er das Goldstück zwischen dem Daumen und Zeigfinger hielt, um es den Umstehenden zu weisen.

Das ist ein verbranntes Gehirn, er wird ohne Zweifel dem Wasser zueilen, antwortete ein Einheimischer des Spielhauses, indem er die Spieler umher, welche sich alle kannten, betrachtete.

Bah! rief der Aufwärter des Bureau aus und nahm eine Prise Tabak.

Wenn wir es gemacht hätten, wie der Herr da — He! sprach einer der alten Herren zu seinen Collegen, mit dem Finger auf den Welschen deutend.

Alle blickten auf den glücklichen Spieler, dessen Hände zitterten, während er seine gewonnenen Banknoten durchzählte.

Ich habe, sagte er, eine Stimme gehört, die mir in die Ohren schrie: Das Spiel wird Recht behalten gegen die Verzweiflung dieses Jünglings.

Er ist kein Spieler, sprach der Banquier, sonst würde er aus seinem Geld drei Sätze gemacht haben, um sich mehr Chancen zu sichern.

Der Jüngling ging vorüber, ohne seinen Hut zurückzufordern. Das alte Schleimthier, das den schlechten Zustand dieser Kopfbedeckung wahrgenommen hatte, händigte ihm seinen Hut stillschweigend

ein, der Spieler gab mechanisch die Karte zurück und stieg die Treppe hinab, indem er das di tanti palpiti mit einem so schwachen Hauche pfiff, daß er dessen köstliche Melodie kaum selbst hören konnte.

In Kurzem befand er sich unter der Gallerie des Palais-Royal. Durch einen lezten Gedanken geleitet, ging er bis zur Straße Saint-Honoré, schlug den Weg nach den Tuilerien ein und schlenderte mit unsicherem Schritt durch den Garten. Er schritt fort, wie in der Mitte einer Wüste, mit den Ellenbogen gestoßen von Menschen, die er nicht sah, aus dem Geschrei der Menge um ihn her nur eine einzige Stimme vernehmend: die des Todes.

Es liegt etwas grauenvoll Großes in dem Selbstmord. Der Fall der Leute aus dem großen Haufen ist gefahrlos, wie der der Kinder, die zu nieder fallen, um sich Schaden zu thun; wann aber ein großer Geist sich zertrümmert, so muß er hoch oben herab kommen, so muß er sich bis über die Wolken erheben, so muß er einen Blick in ein fernes himmlisches Paradies geworfen haben. Unerbittlich muß der Sturm seyn, der uns zwingt, den Frieden der Seele von der Mündung einer Pistole zu fordern. Wie viele junge Talente erlöschen in den engen Gränzen einer Dachstube, weil sie keinen Freund, keine tröstende Freundin haben, erlöschen mitten unter einer Million Menschen, deren viele von Gold und langer Weile vollgepropft sind! Dieser Gedanke gibt dem Selbstmord gigantische Verhältnisse. Gott im Himmel allein weiß, wie viele fruchtlose Plane, wie viele verlassene Träume, wie viele Stunden unterdrückter

Verzweiflung, wie viele nutzlose Versuche, wie viele in der Geburt erstickten Meisterwerke zwischen einem freiwilligen Ende und der Hoffnung liegen, deren Stimme zu Paris einen jungen Mann zur Erndte des Lebens aufruft. Jeder Selbstmord ist ein erhabenes Gedicht der Melancholie. Wo findet man in dem Ocean der Literatur ein flottes Buch, das mit den wenigen Linien in die Schranken treten kann: „Gestern, um vier Uhr, hat sich ein junges Mädchen vom Pont des Arts in die Seine gestürzt.“ Vor diesem Pariser Laconismus erbleichen die Dramen, die Romane, selbst jenes alte Titelblatt: „Die Klaglieder des glorreichen Königs von Kaernavan, den seine Kinder in den Kerker warfen....“; leztes Fragment eines verlorenen Buchs, das jenem Sterne, der selbst sein Weib und seine Kinder hülflos ließ, Thränen entlockte.

Tausend verwirrte Bilder gingen durch die Seele des Jünglings, ähnlich den Fetzen durchlöcherter Fahnen, die sich mitten im Schlachtgetümmel bewegen. Wenn er einen Augenblick die Last seiner Einsichten und Erinnerungen ablegte, um zwischen grünem Gesträuch einige Blumen zu betrachten, dann sträubte sich das frische Leben in ihm gegen den lastenden Gedanken des Selbstmords, und er hob seine Augen zum Himmel. Hier zogen graue Wolken, der Wind wehte mit herbstlicher Unbehaglichkeit, eine schwere Atmosphäre drückte ihn nieder — Alles rieth ihm zum Tode.

Er ging dem Pont=Royal zu, und dachte im Gehen an die letzten Phantasien seiner Vorgänger im Tode. Er lächelte bei der Rückerinnerung, daß Lord Castlereagh das niedrigste menschlicher Bedürfnisse befriedigt hatte, ehe er sich die Kehle abschnitt, und daß der Akademiker Auger seine Tabaksdose geholt hatte, um zu schnupfen, während er auf dem Weg zu einem freiwilligen Tode war. Er analysirte eben diese Sonderbarkeiten, als ein Lastträger vorüberging; er drückte sich gegen das Brückengeländer, um ihn vorüberzulassen, und als jener den Aermel seines Rocks ein wenig weiß gemacht hatte, ertappte er sich selbst auf der Beschäftigung, ihn sorgfältig abzustäuben. Nachdem er auf dem höchsten Punkte der Wölbung angekommen war, warf er finstere Blicke in das Wasser.

Schlechtes Wetter zum Ersäufen! sagte lachend eine alte Bettlerin. Hu! Wie trüb und kalt ist heut die Seine!

Er antwortete mit einem naiven Lächeln, welches das Delirium seines Muths bewies; aber er schauderte plötzlich zusammen, als er in der Ferne, im Hafen der Tuilerien, die mit einem Schild versehene Barake erblickte, auf welchem in Schuhlangen Buchstaben die Aufschrift steht: „Rettungsanstalt für Erstickte." Herr Decheux erschien ihm in der ganzen Glorie seiner Philantropie, jene tugendhaften Ruder aufbietend, welche den Ertrunkenen den Kopf zerschmettern, wenn sie unglücklicherweise auf der Oberfläche des Wassers wieder auftauchen. Er sah ihn, die Schaulustigen um sich hersammelnd, nach

dem Arzte rufend, Einräucherungen bereitend. Er las den Trauerbrief der Journalisten zwischen den Freuden eines Festes und dem Lächeln einer Tänzerin. Er hörte die Thaler klingen, welche der Präfekt der Seine den Fischern für seinen Leichnam ausbezahlte. Todt, war er fünfzig Franken werth; lebend, war er weiter nichts, als ein Mann von Talent ohne Beschützer, ohne Freunde, ohne Strohsack, eine wahrhaftige sociale Null, um die sich der Staat nichts kümmerte.

Ein Selbstmord am hellen Tage schien ihm unedel, er beschloß in der Nacht zu sterben, um dieser Staatsgesellschaft, welche von seinem Leben keinen Nutzen zu ziehen wußte, einen unbekannten Leichnam zu hinterlassen. Er setzte demnach seinen Weg nach dem Kai Voltaire fort, und nahm das träge Wesen eines Pflastertreters an, der seine Zeit zu tödten sucht. Als er die Stufen am Ende der Brücke herabstieg, hätte er beinahe von den dort immer gegenwärtigen Blumenhändlern einen Strauß gekauft. Er lächelte über sich selbst, steckte philosophisch die Hände in seine Taschen, und nahm den Schein von Sorglosigkeit an, durch den jedoch eine kalte Verachtung aller menschlichen Dinge durchschimmerte, als er plötzlich zu seinem Erstaunen einige Geldstücke in seiner Tasche klingen hörte. Ein Lächeln der Hoffnung leuchtete in seinem Gesichte, ein Strahl der Freude stieg in seinen Augen auf. Dieser Funke von Glück glich jenem Feuer, das durch die Ueberreste eines bereits von den Flammen verzehrten Papiers läuft; aber sein Gesicht hatte das Schicksal der schwarzen

Asche des verbrannten Papiers, es wurde wieder düster, als der Unbekannte rasch die Hand aus seiner Westentasche zog, und nur drei Sous Kupfermünze darin fand.

O, mein lieber Herr! La carita! La carita! Ein ganz kleines Sou, damit ich Brod kaufen kann!

Ein kleiner zerlumpter Savoyarde streckte ihm die Hand entgegen, um ihm seinen lezten Heller abzubetteln. Einige Schritte von dem kleinen Kaminfeger stand ein alter pauvre honteux, krank, leidend, schmählich in eine alte durchlöcherte Tapete gehüllt, und sagte mit dumpfer schwerfälliger Stimme: Mein Herr, geben Sie mir, was Ihnen beliebt, ich will zu Gott für sie beten.

Als jedoch der Jüngling einen Blick auf den Greis geworfen hatte, schwieg dieser und begehrte nichts mehr; er hatte vielleicht in diesem Leichengesichte den Einband eines Elends erkannt, das noch herber war, als sein eigenes.

La carita! La carita!

Der Unbekannte warf seine Münze dem Knaben und dem armen Greise zu; dann stieg er die Stufen der Brücke hinab, und wandle sich gegen die Häuser, denn der Anblick der Seine machte ihm übel.

Wir werden Gott bitten, daß er Ihnen ein langes Leben schenke! riefen ihm die beiden Bettler nach.

Als dieser halbtodte Mensch an den Laden einer Kupferstichhandlung kam, begegnete er einer jungen Dame, die aus einem glänzenden Wagen stieg. Er betrachtete mit Wohlgefallen dieses reizende Geschöpf, dessen liebliches Gesicht ihn aus dem Samt eines

Huts nach der Mode anlächelte; er wurde entzückt durch die schlanke Taille, durch die leichten Bewegungen, durch den schön geformten Fuß, den er erblickte, als sich das Gewand hob, da sie aus dem Wagen stieg. Die junge Dame trat in den Laden, kaufte Kupferstiche und warf dafür einige Goldstücke hin, die auf dem Ladentische klimperten und glänzten. Der junge Mann, anscheinend mit Betrachtung der Kupferstiche beschäftigt, verschlang die Schöne mit den Augen. Er nahm auf ewig Abschied von dem Weib, von der Liebe! Das frivole weibliche Wesen hatte keine Ahnung von den Gefühlen, die es erregte; keine Fiber ihres Herzens regte sich, sie erröthete nicht, sie schlug die Augen nicht nieder. Was war es denn weiter? Eine Bewunderung mehr, ein Verlangen mehr, das sie erzeugt hatte, und von dem sie am Abend triumphirend sagen konnte: „Heute war ich zum Bezaubern!“

Der Jüngling ging schnell auf die andere Seite des Ladens, und kehrte sich nicht um, als die Unbekannte einstieg. Der Wagen sezte sich mit aristokratischer Schnelligkeit in Bewegung, und dieses lezte Bild des Luxus, der Eleganz, flimmerte vor seinen Augen vorüber, schnell wie das enteilende Leben.

Er ging weiter längs der Magazine hin, mit melancholischem Schritt, und warf theilnamlose Blicke auf die ausgehängten Gegenstände des Handels. Als die Kramläden ausgingen, studirte er den Louvre, das Institut, die Kirche von Notre-Dame, die des Pallastes, den Pont des Arts. Die grauen Wolken des Himmels gaben diesen Monumenten eine traurige Physiognomie, und die Natur selbst schien sich ver-

schworen zu haben, den Eckel an dem Leben in dem Unglücklichen zu nähren.

Dieser Macht der Finsterniß zum Raube, deren zerstörende Wirkungen wohl jeder Sterbliche in gewissen Stunden seines Lebens schon empfunden hat, fühlte der Jüngling allmählig seinen Organismus in flüssige Theile sich auflösen. Die Qualen dieser Agonie brachten bei ihm eine dem Wogen der Wellen ähnliche Bewegung hervor, die Gebäude, die Menschen um ihn her schwammen in einem Nebelmeere. Um sich den moralischen Schwankungen, welche die Reaktion der physischen Natur auf seine Seele hervorbrachte, zu entziehen, wendete er seine Schritte einem Antiquitäten-Magazin zu, in der Absicht, seinen Sinnen eine Waide zu geben, oder dort die Nacht abzuwarten, indem er um Kunstgegenstände handelte. Dieß hieß gleichsam Muth betteln und den Arm eines Führers suchen, gleich den Verurtheilten, die sich nicht auf ihre eigene Kraft verlassen, wann sie das Blutgerüste besteigen.

Das Bewußtseyn seines nahen Todes gab für einen Augenblick dem Jüngling die ganze Zuversichtlichkeit einer Herzogin, die zwei Liebhaber hat. Er trat in das Magazin mit einem freien Wesen, und um seine Lippen schwebte ein fixes Lächeln, wie das eines Trunkenbolds. Hatte ihn denn nicht das Leben, oder vielleicht der Tod, trunken gemacht?

Bald fiel jedoch der Unbekannte in seinen Schwindel zurück, und sah die Dinge um ihn her unter seltsamen Farben und frembartigen Gestalten. Er bat einfach, die Magazine besuchen zu dürfen, um nach-

zusehen, ob er nicht eine für ihn passende Seltenheit finden würde. Ein junger, rundbackiger Ladenpursche übergab die Aufsicht der Boutique einer alten Bäuerin, einer Art weiblichen Kalibans. Hierauf sprach er im Handwerkstone zu dem Fremden: „Sehen Sie, mein Herr! Sehen Sie! Hier unten haben wir nur ganz gewöhnliche Sachen; wenn Sie sich aber die Mühe geben wollen, in den ersten Stock hinauf zu steigen, so kann ich Ihnen extraschöne Mumien von Cairo, mehrere incrustirte Geschirre, einige in Ebenholz geschnittene Figuren zeigen, erst kürzlich angekommen und von ausgezeichneter Schönheit...."

In der furchtbaren Lage, worin sich der Unbekannte befand, war dieser geschwätzige Cicerone, waren diese einfältig merkantilische Phrasen für ihn, was jene kleinlichen Jämmerlichkeiten, womit fade Köpfe einen Mann von Geist tödten. Doch trug er sein Kreuz bis zum Ende, er schien auf seinen Führer zu hören, und antwortete ihm durch Geberden oder einzelne Worte. Allmählig aber erwarb er sich das Recht, zu schweigen, und überließ sich nun ungestört seinen lezten Gedanken, die gigantisch grauenvoll waren. Er war Dichter, und hier fand sein Geist ein unermeßliches Feld. Er sah im Voraus die Gebeine von zwanzig Welten.

Beim ersten Anblick bot ihm das Magazin ein verwirrtes Bild dar, in welchem alle Werke der Menschheit bunt in einander floßen. Krocodille, Affen, ausgestopfte Riesenschlangen hefteten ihre Blicke auf gemalte Kirchenfenster, schienen Bildsäulen beissen und auf Wandleuchter klettern zu wollen. Eine Vase von

Sevre, auf welche Madame Jacquotot den Kaiser Napoleon gemahlt hatte, stand neben einer Sesostris gewidmeten Sphynx. Der Anfang der Welt und die Dinge von gestern vermählten sich hier mit einer grotesken Bonhomie. Ein Bretspiel lag auf einer Monstranz, ein republikanischer Säbel auf der Lanze eines alten Ritters. Werkzeuge des Todes: Dolche, seltene Pistolen, Waffen mit verborgenen Federn, lagen in bunter Mischung mit Werkzeugen des Lebens: Suppenschüsseln von Steingut, Tellern von sächsischem Porcellain, chinesischen Tassen, antiken Salzbüchsen. Ein elfenbeinernes Schiff steuerte mit vollen Segeln auf dem Rücken einer unbeweglichen Schildkröte. Bildnisse französischer Shöppen und holländischer Bürgermeister erhoben sich über diesem Chaos, und überschauten dasselbe, gefühllos wie sie im Leben waren, mit einem starren und kalten Blicke. Alle Länder der Erde hatten in dieses Magazin ein Fragment ihrer Wissenschaften, ein Muster ihrer Kunst geliefert. Es war eine Art philosophischer Dungstätte, wo nichts fehlte. Alles war da, bis hinaus auf die Friedenspfeife des Irokesen, den grünen vergoldeten Pantoffel des Serai, den Yatagan des Mauren, das Idol der Tartaren, die Hostienbüchse des Priesters, den Tabaksbeutel des Soldaten und den Scepter des Königs.

Der Unbekannte verglich diese drei mit Civilisation, Religion, Gottheiten, Meisterstücken, Apparaten des Königthums, Werkzeugen der Liederlichkeit, mit Vernunft und mit Thorheit vollgepropften Säle mit einem vielkantigen Spiegel, wo jede Kante eine Welt darstellt. Nach diesem oberflächlichen Eindruck wollte

er die Gegenstände seines Genusses einzeln wählen. Aber durch die Anstrengung des Betrachtens, des Denkens, des Träumens, fiel er in ein Fieber, vielleicht durch den Hunger erzeugt, der in seinen Eingeweiden wüthete. Der Anblick so vieler nationalen oder individuellen Existenzen, bezeugt durch die menschlichen Unterpfänder, welche sie überlebt hatten, betäubte vollends die Sinne des jungen Mannes. Der Wunsch, der ihn in das Magazin geführt hatte, war erhört. Er trat heraus aus dem wirklichen Leben, stieg stufenweise zu einer idealen Welt empor, gelangte in die bezauberten Schlösser der Entzückung, und das Universum erschien ihm in feurigen Strahlen, wie einst auf Pathmos die Zukunft vor Johannes Augen sich entschleierte.

Eine Anzahl von Gestalten, finster, anmuthig, glänzend, furchtbar, fern und nahe, erhob sich in Massen, in Myriaden, in ganzen Geschlechtern. Das geheimnißvolle Egypten, durch eine Mumie repräsentirt, die Pharaonen, ganze Geschlechter dem Tode weihend, um ein Grab zu bauen, Moses, die Juden, die Wüste! Eine ganze antike Welt schwebte heimlich vor seinem Geiste vorüber. Eine marmorne Bildsäule, in lieblicher Frische, flüsterte ihm wollüstige Mythen von Griechenland und Jonien zu. Die leichtfüßige Dirne, auf einer etruskischen Vase vor Priapus tanzend, entlockte ihm ein Lächeln. Hier die Wollüste des monarchischen Roms, die Bäder, das Schlafkabinet, die Toilette einer wollüstigen Julia, die ihren Tibull erwartet, dort Cicero's Kopf, der das Andenken an das republikanische Rom weckt, und die

Bücher des Titus Livius vor den Augen des Geistes aufrollt. Der Jüngling sah senatum populumque romanum vor sich, die Konsuln, die Lictoren, die Senatoren, die Tribunen, das Volk. Dann folgte das christliche Rom, die heilige Jungfrau Maria, der Papst in seiner priesterlichen Pracht, die Kardinäle, die Bischöfe, die Aebte, mit ihrem Heer von Priestern und Mönchen. Ein chinesischer Affe versezte ihn nach Indien, und der ganze Kultus des Brama ging an ihm vorüber.

Dieser Ocean von Geräthschaften, Erfindungen, Moden, Werken, Ruinen gab ihm Stoff zu einem endlosen Gedichte. Form, Farbe, Gedanke, Alles lebte da wieder auf, aber nichts Vollständiges bot sich dem Geiste dar. Nachdem der Jüngling die ganze Welt in sich aufgenommen hatte, nachdem Länder, Jahrtausende, Geschlechter vor ihm vorübergegangen waren, kam er auf individuelle Existenzen zurück. Er personificirte sich wieder, bemächtigte sich der Einzelnheiten, stieß das Leben der Nationen von sich, als zu drückend für die Schultern eines einzigen Mannes.

Hier schlief ein Kind, in Wachs gebildet; es rief ihm alle Freuden seiner Jugend in's Gedächtniß zurück. Beim Anblick der jungfräulichen Schürze eines otaheitischen Mädchens malte ihm seine brennende Einbildungskraft das einfache Leben der Natur, die keusche Naktheit der wahren Schaam, die göttliche Trägheit, die dem Menschen angeboren ist, ein ruhiges Leben, am Rand eines klaren Baches, unter dem Schatten des nährenden Brodfruchtbaumes verträumt. Jezt plötzlich fiel sein Blick auf Seemuscheln aller Größe, und er ward Korsar; er durchschiffte die Meere

und der Orkan schaukelte sein gebrechliches Fahrzeug auf den stürmischen Wogen. Weiterhin bewunderte er die Arabesken von Azur und Gold auf einem seltenen Meßbuch, und kehrte zum friedlichen Leben, zum Studium, zu der Wissenschaft zurück, wünschte sich das fette Leben eines Mönchs, von Kummer und Vergnügen gleich frei; er saß in seiner Zelle und betrachtete, durch das enge Bogenfenster, die Wiesen, die Felder, die Weinberge seines Klosters.

Vor einigen Bildern von Tenier schnallte er den Kuiraß des Soldaten um, zog die zerlumpte Jacke des Handwerkers an, setzte die schmutzige Mütze des Flamländers auf, berauschte sich in Bier, spielte Karten mit ihnen, und liebäugelte mit einem dicken Bauernmensch. Es fror ihn beim Anblick einer Schneelawine von Mieris, er stürzte sich in's Gefecht, wenn er ein Schlachtstück von Salvator-Rasa betrachtete. Er nahm den Tomahawk eines Illinesen zur Hand, und fühlte auf seinem Haupt den Scalpel eines Irokesen, der ihm die Kopfhaut abzog. Er klammerte sich an alle Freuden, trank den Wermuth jedes Schmerzes mit, bemächtigte sich aller Formen des Daseyns, goß so edelmüthig sein Leben und seine Gefühle über die Scheinbilder dieser plastischen und leblosen Natur aus, daß das Geräusch seiner Schritte in seiner Seele wiederhallte, wie der ferne Ton aus einer andern Welt.

Er stieg in die oberen Säle hinauf, und wanderte durch alle Wunderwerke derselben wie im Traum, wie in einer Verzauberung, an seinem Daseyn zweifelnd, weder ganz lebend, noch ganz todt, gleich den

Seltenheiten, die er betrachtete. Als er in diese neuen Magazine kam, fieng es an dunkel zu werden, aber das Licht schien hier überflüssig, wo so viele Reichthümer aufgehäuft waren, die von Gold und Silber glänzten. Die kostbarsten Launen von Verschwendern, die in einem Dachstübchen gestorben waren, nachdem sie Millionen besessen hatten, waren in diesem geräumigen Bazar menschlicher Thorheiten aufgeschichtet. Ein mit 100,000 Franken bezolltes und um fünf Franken wieder verkauftes Schreibzeug stand hier neben einem Schlosse mit geheimen Federn, dessen Fabrikationspreis weiland zur Ranzion eines Königs hingereicht hätte. Hier erschien das menschliche Genie in allem Pomp seines Elends, in dem ganzen Ruhm seiner gigantischen Kleinlichkeiten.

Hier sind Millionen aufgehäuft, rief der Jüngling aus, nachdem sie durch eine Reihe goldener Zimmer in den lezten Saal gelangt waren.

Sagen Sie: Milliarden! verbesserte der rundbackige Ladendiener. Aber das ist noch nichts; steigen Sie in den dritten Stock hinauf, dann werden Sie erst sehen!

Der Unbekannte folgte seinem Führer, und kam in eine vierte Gallerie, wo allmählig vor seinen ermüdeten Augen Gemälde von Poussin, eine herrliche Bildsäule von Michael Angelo, einige entzückende Landschaften von Claude-Lorrain; etliche Rembrandt, Murillo, Velasquez, vorübergingen. Antike Basreliefs, Gefäße von Agat, bewundernswürdige Onyx, mit einem Worte, Arbeiten, die an der Arbeit Eckel erregten, vollendete Meisterstücke, angehäuft, die

Kunst hassenswürdig zu machen und den Enthusiasmus zu tödten. Er kam vor eine Jungfrau von Raphael, aber Raphael war ihm zum Eckel geworden. Ein Gemälde von Corregio forderte einen Blick von ihm, und erhielt ihn nicht.

Der Unbekannte erstickte unter den Trümmern von fünfzig vergangenen Jahrhunderten; er erkrankte an allen diesen menschlichen Gedanken, welche der Luxus und die Künste getödtet hatten; er war niedergedrückt unter diesen wiedergeborenen Formen, die, gleich Ungeheuern, die der Fußtritt eines bösen Geistes erzeugt, ihm ein endloses Gefecht lieferten.

Was ist in dieser Kiste? fragte er, als er in das lezte Kabinet kam.

Er deutete dabei mit dem Finger auf eine große viereckige Kiste von Mahagoniholz, die an einer silbernen Kette an einem Nagel bieng.

Ah! Der Herr hat den Schlüssel dazu, erwiederte sein Führer mit einem geheimnißvollen Wesen. Wenn Sie dieses Bild zu sehen wünschen, so will ich es wagen, ihn davon in Kenntniß zu setzen....

Wagen! Ist Ihr Herr ein Fürst?

Das weiß ich nicht, antwortete der Cicerone.

Sie betrachteten sich einen Augenblick mit gleichem Erstaunen. Der Führer nahm das Schweigen des Unbekannten als einen Wunsch an, und ließ ihn allein im Zimmer.

Hast du dich jemals, bei Durchlesung von Cuviers geologischen Werken, in die Unermeßlichkeit von Raum und Zeit geworfen? Hast du, hingerissen von seinem Genius, über dem endlosen Abgrund der

Vergangenheit geschwebt, wie festgehalten von der Hand eines Zauberers? Wenn der Geist von Schichte zu Schichte, in den Steinbrüchen des Montmartre oder des Ural, jene Thiere entdeckt, deren versteinerte Knochen antediluvianischen Civilisationen angehören, so erblickt er mit Staunen Milliarden, Jahre, Millionen Völker, von denen das schwache menschliche Gedächtniß nichts weiß, und deren Asche, auf die Oberfläche unserer Erdkugel getrieben, hier die zwei Fuß Boden bildet, die uns Brod und Blumen geben. Ist nicht dieser Cuvier der größte Dichter unseres Jahrhunderts? Lord Byron hat wohl mit Worten einige moralische Bewegung hervorgerufen, aber dieser unsterbliche Naturforscher hat mit gebleichten Knochen untergegangene Welten wieder geschaffen, wie Cadmus, Städte mit Zähnen wieder aufgebaut, mittelst einiger Steinkohlenlager tausend Wälder mit allen Geheimnissen der Zoologie wieder bevölkert, in einem Mammuthknochen entschwundene Riesengeschlechter wieder aufgefunden. Diese Gestalten richten sich auf, wachsen und bevölkern Regionen, die mit ihrem Riesenwuchse in Einklang stehen. Dieser Naturforscher ist ein Dichter in Zahlen, er ist erhaben, wann er eine Null nach einem Siebener setzt. Er erweckt aus dem Nichts, ohne ein magisches Wort zu sprechen.

Der Stein wird plötzlich zum Thier, der Tod wird lebendig, die Welten rollen sich auf, und endlich kommt, nach unzähligen Geschlechtern gigantischer Kreaturen, nach Millionen verschiedener Fische und Schleimthiere, endlich kommt das Geschlecht der Menschen, entartetes Erzeugniß eines großartigen Maaßstabs,

den vielleicht der Schöpfer in seinem Zorne zerschmettert hat. Erwärmt von seinem rückschauenden Seherblicke, vermag jezt dieses ärmliche, erst gestern geborne Geschlecht das Chaos zu durchschiffen, eine endlose Hymne anzustimmen, und durch retrograde Apokalypsen sich von der Vergangenheit des Universums einen Begriff zu bilden. Jezt, in Gegenwart dieser wunderbaren Auferstehung, die auf die Stimme eines einzigen Menschen geschah, sehen wir mit mitleidiger Verachtung auf das Krümlein, dessen Nutznießer wir in dieser namenlosen Unendlichkeit sind, und das wir die Zeit nennen. Erdrückt unter dem Gewicht so vieler unbekannter und untergegangener Welten, fragen wir uns, wozu das, was wir Ruhm, Haß und Liebe nennen? Wir fragen uns, ob es der Mühe werth sey, das Leben anzunehmen, um in der Zukunft der Welten ein unsichtbares und ungreifbares Atom zu werden?

Die Seltenheiten, welche dem Jüngling die ganze bekannte Schöpfung vor Augen führten, erzeugten in seiner Seele jene Abspannung, welche der scientifische Anblick unbekannter Schöpfungen auf den Philosophen hervorbringt. Lebhafter als je stieg in ihm der Wunsch auf, zu sterben; er ließ sich in einen curulischen Stuhl fallen, und seine Blicke irrten verstört umher auf den Phantasmagorien dieses Panorama der Vergangenheit. Jezt beschien ein helles Licht die Gemälde, die jungfräulichen Köpfe lächelten ihm zu, und die Bildsäulen färbten sich mit einem täuschenden Leben. Im Zwielicht der einbrechenden Nacht und in der Fieberhitze, die sein Gehirn verzehrte, tanzend,

setzten sich alle diese Gestalten in Bewegung und wirbelten um ihn her. Jeder Affe machte ihm ein Frazengesicht. Die Personen auf den Gemählden regten sich, verließen ihre Plätze, gingen, sprangen, ernst, leichtfüßig, anmuthig oder plump, je nach ihrem Charakter. Es war ein geheimnißvoller Hexentanz, wie der Fausts auf dem Brocken. Aber diese durch optische Täuschung hervorgebrachten Phänomene erschreckten den Unbekannten nicht, denn die Schrecken des Lebens sind ohne Macht auf eine Seele, die sich mit den Schrecken des Todes vertraut gemacht hat. Er begünstigte sogar in scherzhafter Mitschuld die Sonderbarkeiten dieses moralischen Galvanismus, dessen Wunder sich mit den lezten Gedanken verflochten, welche ihm noch das Gefühl des Daseyns gaben. Es herrschte eine so tiefe Stille um ihn her, daß er bald in eine sanfte Träumerei versank, deren Eindrücke, allmählig schwärzer werdend, wie durch Zauberkraft, von Schattirung zu Schattirung, dem langsamen Dahinschwinden des Tageslichts folgten. Ein lezter Lichtstrahl, der gegen die einbrechende Nacht kämpfte, fiel auf ein Skelett, das mit dem Finger auf ihn deutete, und den Kopf zweifelnd von der rechten zur linken Seite neigte, als wollte es ihm sagen: „die Todten wollen dich noch nicht!"

Noch einen Augenblick ließ ihn der Wiederschein der untergehenden Sonne die Phantome, die ihn umringten, undeutlich erblicken. Dann schwand diese ganze todte Natur im Dunkel der Nacht. Die Stunde des Todes war da. Von diesem Augenblicke an verging eine Zeit, während welcher er keine klare

Vorstellung der irdischen Dinge hatte, sey es, daß er in noch tiefere Träumereien versunken war, sey es, daß durch körperliche Beschwerden und Ueberfüllung von Gedanken hervorgerufen, der Schlaf ihn überwältigt hatte.

Plötzlich glaubte er sich durch eine furchtbare Stimme gerufen und schauderte zusammen, wie einer, der im Fiebertraum in die Tiefe eines Abgrunds stürzt. Er schloß die Augen, die Strahlen eines glänzenden Lichtes verblendeten ihn. Er sah mitten durch die Finsterniß eine röthliche Sphäre leuchten, deren Mittelpunkt ein kleiner alter Mann einnahm, der vor ihm stand und das Licht einer Lampe auf sein Gesicht fallen ließ. Er hatte ihn weder kommen, noch sprechen, noch sich bewegen hören. Diese Erscheinung hatte etwas Magisches. Der unerschrockenste Mensch, auf solche Art aus dem Schlafe aufgeschreckt, hätte wohl vor diesem unbekannten Wesen gezittert, das aus einem nahen Sarge auferstanden schien. Die befremdende Jugend, welche die unbeweglichen Augen dieser Erscheinung belebte, hinderten den Fremden an übernatürliche Dinge zu glauben. Nur in dem raschen Zwischenraume, der das Traumleben von dem wirklichen Leben trennt, war er im Zweifel geblieben.

Vor ihm stand ein magerer ausgetrockneter Greis in einem langen Faltenkleide von schwarzem Samt, das über den Hüften eine dicke seidene Schnur zusammenhielt. Unter einer schwarzen Samtkappe, die sein Haupt bedeckte, fielen zu beiden Seiten dünne schneeweiße Locken herab. Das Kleid umgab den Körper

wie ein weites Leintuch, und ließ keine andere menschliche Form erblicken, als ein schmales, bleiches Gesicht. Ohne den knöchernen Arm, der ausgestreckt war, um den Schein der Lampe auf das Gesicht des Fremden fallen zu lassen, hätte man glauben können, dieses Angesicht schwebe in der Luft. Ein weißer Bart fiel von dem Kinn dieses seltsamen Wesens herab, und machte es jenen jüdischen Köpfen ähnlich, welche den Künstlern zum Muster dienen, wenn sie den Moses darstellen wollen. Die Lippen des Greises waren so dünn und farblos, daß man die Linie, welche der Mund durch sein bleiches Gesicht zog, kaum zu entdecken vermochte. Wenn man diese breite, runzliche Stirne, diese hohlen, fahlen Wangen, diese unerbittliche Strenge in seinen kleinen grünen Augen sah, die weder Augenlieder noch Augbraunen mehr hatten, so konnte man wähnen, der Goldwäger von Gerard Dow sey aus seiner Rahme herabgestiegen. Eine inquisitorische Feinheit, durch die Erhabenheiten seiner Runzeln und die kreisförmigen Falten um seine Schläfe kundgegeben, bezeugte in dem Greis eine tiefe Kenntniß aller menschlichen Dinge. Es war unmöglich, dieses Wesen zu täuschen, das die Gabe zu besitzen schien, die innersten Gedanken der verschlossensten Menschen in der Tiefe ihres Herzens zu lesen. Die Sitten aller Nationen des Erdballs und all ihr Wissen vereinigten sich in seinem kalten Angesicht, wie die Erzeugnisse der ganzen Welt in seinen Magazinen. Man konnte darin die klare Anschauung eines Gottes, der Alles sieht, oder das hochmüthige Wissen eines Menschen lesen, der Alles

gesehen hat. Ein Maler hätte, mit zwei verschiedenen Ausdrücken und in zwei Pinselstrichen, aus diesem Gesicht entweder ein schönes Bild des ewigen Vaters, oder die grinsende Maske des Mephistopheles geschaffen, denn von seiner Stirne leuchteten Hoheit und Allmacht, während um den Mund Spott und Hohn spielten. Dieses unbegreifliche Wesen mußte, indem es alle menschlichen Mühen unter dem Druck seiner unermeßlichen Willenskraft zermalmte, alle irdischen Freuden ertödtet haben. Man schauderte zurück bei der Ahnung, daß dieser alte Genius, einsam und allein, in einer der Welt fremden Sphäre lebe, ohne Genuß, weil er keine Täuschung mehr kannte, ohne Schmerz, weil er jeder Freude fremd war. Er stand aufrecht, unbeweglich, unerschütterlich, wie ein Stern in der Mitte des umwölkten Lichts. Seine grünen Augen, voll ruhigen Spotts, schienen die moralische Welt zu erhellen, wie seine Lampe dieses geheimnißvolle Kabinet beleuchtete.

Dieß war der seltsame Anblick, der sich dem Unbekannten darbot, als er aus dem Traume erwachte, worin ihn der Tod in tausend phantastischen Gestalten umgaukelt hatte. Wenn ihn ein Schauder ergriff, wenn er einen Augenblick an die Ammenmährchen seiner Kindheit glaubte, so geschah es, weil durch Todesgedanken, durch ernstes Nachdenken, durch gaukelnde Träume sein Kopf eingenommen und seine Nerven krampfhaft gespannt waren. Diese Vision fand Statt — zu Paris, auf dem Kai Voltaire, im neunzehnten Jahrhundert, Zeit und Ort, wo jede Magie unmöglich seyn muß. Nachbar des

Hauses, in welchem der Gott der französischen Ungläubigkeit geendet hatte, Schüler von Gay=Lussac und Arago, Verächter der Marktschreierkünste der Menschen, welche regieren, gab der Unbekannte ohne Zweifel nur einer augenblicklichen poetischen Einwirkung nach. Er zitterte vor diesem Licht, das dieser alte Mann in seiner abgemagerten Hand hielt, und eine unerklärbare Ahnung des Daseyns irgend einer ungewöhnlichen Macht ergriff ihn.

Sie wünschen, mein Herr, den Christus von Raphael zu sehen? sagte verbindlich der Alte mit einer Stimme, deren klare und kurze Volltönigkeit etwas Metallisches hatte.

Mit diesen Worten sezte er die Lampe auf den Schaft einer zertrümmerten Säule, so daß ihre ganze Helle auf die braune Kiste fiel.

Bei den Namen Christus und Raphael entwischte dem Unbekannten eine Geberde der Neugierde; der Greis, der ohne Zweifel hierauf gefaßt war, drückte an einer Feder. Alsbald glitschte das Tafelwerk in einer Fuge hinab, fiel ohne Geräusch und stellte das Bild der Bewunderung des Unbekannten dar. Beim Anblick dieser unsterblichen Schöpfung vergaß er die Phantasien des Magazins und die Gaukeleien seines Schlafs; er wurde wieder Mensch, erkannte in dem Greis ein Geschöpf von Fleisch und Bein, lebend, nicht phantasmagorisch; er kehrte in die wirkliche Welt zurück.

Die zarte Sorge, die sanfte Klarheit in dem göttlichen Angesicht ergriffen ihn alsbald. Irgend ein himmlischer Weihrauch, aus dem Bilde ausströmend,

linderte augenblicklich die höllischen Qualen, die das Mark seiner Gebeine verzehrten. Das Haupt des Erlösers der Menschen schien aus den Finsternissen eines schwarzen Hintergrunds hervorzugehen. Ein Heiligenschein umleuchtete ihn. Alles an diesem Bilde rief dem Beschauer zu: Das ist der Heiland der Welt. Auf seinen Lippen schwebte das Wort des Lebens, in der einfachen Ruhe seiner Augen lag das Evangelium, in dessen Schoos sich die betrübten Herzen flüchten. Dieses Bild begeisterte zum Gebet, gebot christliche Liebe und Vergebung, erstickte die Selbstsucht, weckte in dem Menschen alle schlummernden Tugenden. Die Täuschung des Lichts wirkte auch noch auf dieses Wunderwerk, und bisweilen schien es, als erhebe sich das Haupt des Heilands in einer fernen Wolke.

Ich habe dieses Gemälde mit Goldstücken bedeckt, sprach kaltblütig der Kaufmann.

Nun denn! Es muß gestorben seyn! rief der Unbekannte aus, der plötzlich aus seinen Träumereien erwacht war.

Ah! Ah! Ich hatte also Recht, dir zu mißtrauen, erwiederte der Alte, und faßte die beiden Hände des Jünglings mit solcher Kraft, daß er sie, wie mit einer Zange, festhielt.

Der Unbekannte lächelte bitter über dieses Mißverständniß und sagte mit sanfter Stimme: Fürchten Sie nichts, mein Herr! Es handelt sich hier um mein Leben, nicht um das Ihrige. Warum sollte ich nicht einen unschuldigen Betrug gestehen? fuhr er mit einem unruhigen Blicke auf den Greis fort. Ich

wollte die Nacht abwarten, um mich ohne Scandal zu ersäufen, und kam hieher, um inzwischen Ihre Reichthümer zu besehen. Wer würde nicht dieses lezte Vergnügen einem Gelehrten und Dichter gerne gönnen?

Der mißtrauische Alte prüfte mit klugem Blicke das düstere Gesicht seines falschen Kunden, während dieser sprach. Durch den schmerzlichen Ton dieser Stimme, durch dieses farblose, von bitterem Schmerz zerrissene Gesicht beruhigt, ließ er die Hände des Unbekannten los. Aber aus einem Ueberreste von Verdacht, der auf eine hundertjährige Erfahrung deutete, streckte er nachläßig den Arm gegen einen Tisch aus, als wollte er sich darauf stützen, nahm einen dort liegenden Dolch in die Hand, und sagte: Sind Sie seit drei Jahren ohne Pension aus dem Staatsdienst entlassen?

Der Unbekannte lächelte und machte ein verneinendes Zeichen.

Hat Ihr Herr Vater mit Ihnen gezankt, daß Sie auf die Welt gekommen sind? Oder haben Sie einen schlechten Streich gemacht?

Wenn ich schlecht seyn wollte, so könnte ich leben.

Sind Sie ein ausgepfiffener Schauspieler? Können Sie das Geld für Ihre Maitresse nicht auftreiben? Oder haben Sie vielleicht die Krankheit der Reichen: Langeweile und Eckel am Leben? Kurz, welcher Irrthum ist es, der Sie zum Selbstmord treibt?

Suchen Sie nicht das Princip meines Todes in den gemeinen Gründen, welche die meisten Selbstmorde erzeugen. Um mir die Mühe zu ersparen,

Ihnen unerhörte Leiden zu enthüllen, für welche die Menschheit kaum eine Sprache hat, will ich Ihnen blos sagen, daß ich mich im tiefsten, schmählichsten, drückendsten Elend befinde. Und, fügte er in einem Tone hinzu, dessen wilder Stolz seine lezten Worte Lügen strafte, ich will weder Hülfe noch Trost betteln.

Ha! Ha! Diese beiden Sylben, welche zuerst der Alte statt aller Antwort von sich gab, glichen dem Schnarren einer Klapper. Dann fuhr er fort: Ohne Sie zu zwingen, meine Barmherzigkeit anzuflehen, ohne Sie erröthen zu machen, ohne Ihnen eine französische Centime, einen türkischen Para, einen sicilischen Tara, einen deutschen Heller, einen Obolus der alten Welt, noch einen Piaster der neuen zu geben, ohne Ihnen irgend etwas anzubieten, sey es Gold, Silber oder Banknoten, will ich Sie reicher, mächtiger und angesehener machen, als ein konstitutioneller König seyn kann. Ha! Ha!

Der Unbekannte hielt den Greis für kindisch, und blieb unbeweglich und schweigend.

• Wenden Sie sich um, fuhr der Alte fort, indem er plötzlich das Licht nahm, um dessen Schein auf die dem Bilde gegenüber liegende Wand zu richten, und betrachten Sie diese Pergamenthaut.

Der Unbekannte erhob sich rasch und äußerte einiges Erstaunen, als er über seinem Stuhle an der Mauer ein Stück Zebrahaut hängen sah, das von der Größe einer Fuchshaut war; aber durch ein beim ersten Anblick unerklärbares Phänomen strömte mitten in der tiefen Dunkelheit, die in dem Zimmer herrschte, diese Haut so leuchtende Strahlen aus,

daß man sie für einen kleinen Komet hätte halten können. Der junge Ungläubige näherte sich diesem angeblichen Talisman, der ihn gegen alles Unglück schützen sollte, und spottete in seinem Innern darüber; gleichwohl untersuchte er ihn aus Neugierde von allen Seiten, und fand bald eine natürliche Ursache dieser seltsamen Lucidität. Die schwarzen Körner der narbigen Haut waren so sorgfältig polirt und so wohl gebräunt, ihre Streifen so reinlich und klar, wie geschliffene Granaten, die Unebenheiten dieses orientalischen Leders bildeten eben so viel kleine Feuerheerde, die das Licht lebhaft zurückwarfen. Der Unbekannte bewies mathematisch den Grund dieses Phänomens dem Greise, der statt aller Antwort höhnisch lächelte. Dieses Lächeln der Ueberlegenheit brachte dem jungen Gelehrten den Glauben bei, daß er durch irgend eine Marktschreierei hinter das Licht geführt werde; er wollte nicht mit einem Räthsel weiter in das Grab steigen, und kehrte schnell die Haut um, wie ein Kind, das sich beeilt, die Geheimnisse seines neuen Spielzeugs kennen zu lernen.

Ah! Ah! rief er aus, siehe da den Abdruck des Siegels, welches die Morgenländer das Siegel Salomons nennen.

Sie kennen es also? fragte der Alte, indem er zwei bis drei Windzüge aus der Nase ausstieß, die mehr Ideen aussprachen, als vielleicht die kräftigsten Worte vermocht hätten.

Gibt es wohl auf der Welt einen Menschen, der einfältig genug wäre, an dieses Hirngespinst zu glauben! rief der Unbekannte aus, den dieses stumme

höhnische Lachen erbittert hatte. Wissen Sie denn nicht, fügte er hinzu, daß der Aberglaube des Orients die mystische Form und die lügnerischen Charaktere dieses Emblems geheiligt hat, das eine fabelhafte Macht vorstellt. Man wird mich gewiß für keinen Gecken halten, wenn ich auf Salomons Siegel eben so wenig Werth lege, als auf die Sphynx und den Vogel Greif, deren Daseyn doch gewissermaßen scientifisch ist.

Da Sie ein Orientalist sind, entgegnete ruhig der Alte, so können Sie vielleicht diese Sentenz lesen.

Er beleuchtete den Talisman, den der Unbekannte umgekehrt in der Hand hielt, mit seiner Lampe und ließ ihn in das Zellengewebe dieser wunderbaren Haut auf solche Weise inkrustirte Buchstaben sehen, wie wenn sie durch das Thier, dem die Haut vormals angehört hatte, hervorgebracht worden wären.

Ich gestehe, rief der Unbekannte aus, daß ich das Verfahren nicht begreife, dessen man sich bedient haben mag, um diese Buchstaben in die Haut eines Zebra so tief einzugraben.

Mit diesen Worten wendete er sich lebhaft einem der, mit allerhand Seltenheiten beladenen Tische zu, und seine Augen schienen dort etwas zu suchen.

Was wünschen Sie? fragte der Alte.

Ein Instrument, um die Haut aufzuschneiden, damit ich sehe, ob die Buchstaben darauf eingegraben oder inkrustirt sind.

Der Alte reichte ihm seinen Dolch dar; der Unbekannte nahm ihn, und versuchte die Haut an dem Orte, auf welchem die Buchstaben standen

anzuschneiden; als er aber einen leichten Riemen des Leders abgeschnitten hatte, erschienen die Buchstaben auf der Haut wieder eben so rein und denen so ähnlich, welche auf der Oberfläche eingedrückt waren, daß er einen Augenblick glaubte, er habe nichts weggeschnitten.

Die orientalische Industrie hat Geheimnisse, die ihr wirklich eigenthümlich sind, sagte der Unbekannte, und betrachtete den morgenländischen Denkspruch mit einer Art Unruhe.

Ja, erwiederte der Alte, es ist bequemer, sich an die Menschen, als an Gott zu halten!

Die geheimnißvollen Worte des Denkspruchs waren auf folgende Weise gesezt.

Besitzest du mich, so besitzest du Alles. Aber
dein Leben gehört mir. So will es Gott.
Wünsche, und deine Wünsche werden erfüllt
werden. Aber regle deine Wünsche nach
deinem Leben. Dein Leben ist in mir.
Bei jedem Wollen werde ich abneh-
men, wie deine Tage. Willst
du mich? Nimm. Gott
wird dich erhören.
So sey es!

Ah! sagte der Alte, Sie lesen den Sanscrit recht geläufig. Haben Sie vielleicht Persien oder Bengalen bereist?

Nein, mein Herr! antwortete der Unbekannte, während er diese symbolische Haut, die durch ihre

geringe Biegsamkeit einer Metallplatte ziemlich ähnlich war, neugierig betastete.

Der Alte sezte seine Lampe wieder auf die Säule, von der er sie genommen hatte, und warf dem Jüngling einen Blick voll kalter Ironie zu, der zu sagen schien: Er denkt schon nimmer an's Sterben.

Ist es ein Scherz, ist es ein Geheimniß? fragte der Unbekannte.

Der Alte schüttelte den Kopf, und sagte ernst: Darauf kann ich Ihnen nicht antworten. Ich habe die furchtbare Gewalt, mit welcher dieser Talisman begabt ist, Männern angeboten, die mehr Willenskraft hatten, als sie zu besitzen schienen; aber obgleich sie sich über den problematischen Einfluß lustig machten, den er auf ihre künftigen Schicksale ausüben sollte, wollte doch keiner von ihnen wagen, diesen, durch ich weiß nicht welche unbekannte Macht so unheilverkündend vorgeschlagenen Vertrag abzuschließen. Ich denke gleich ihnen. Wie sie, bin ich im Zweifel geblieben, habe mich enthalten, und....

Und Sie haben, unterbrach ihn der Jüngling, nicht einmal einen Versuch damit gemacht?

Versuch machen! erwiederte der Greis. Wenn Sie auf der Spitze der Säule auf dem Platze Vendome stünden, würden Sie den Versuch machen, sich in die Lüfte zu werfen? Kann man den Lauf des Lebens aufhalten? Kann ein Mensch mit dem Tode capituliren? Ehe Sie in dieses Zimmer traten, waren Sie zum Selbstmord entschlossen. Plötzlich aber beschäftigt Sie ein Geheimniß und hält sie vom Tode zurück. Knabe! Wird dir nicht jeder deiner Tage

ein noch anziehenderes Räthsel darbieten, als dieses ist? Höre mich! Ich habe den ausschweifenden Hof des Regenten gesehen. Ich war damals, wie du jezt, im Elend. Ich habe mein Brod gebettelt. Gleichwohl bin ich jezt einhundert und zwei Jahre alt und Millionär. Das Unglück hat mir Reichthum gebracht, die Unwissenheit hat mich unterrichtet. Ich will dir in wenigen Worten ein großes Geheimniß des menschlichen Lebens entschleiern. Der Mensch erschöpft sich durch zwei instinktartig vollbrachte Akte, welche die Quelle seines Daseyns erschöpfen. Zwei Worte drücken alle Formen aus, welche diese beiden Ursachen des Todes annehmen: Wollen und Können. Zwischen diesen beiden Worten der menschlichen Aktion liegt eine dritte Formel, welche sich die Weisen zueignen, nnd ihr danke ich mein Glück und mein langes Leben. Wollen verzehrt uns, Können vernichtet uns. Aber Wissen läßt unsere gebrechliche Organisation in einem fortwährenden Zustand der Ruhe. So ist nun Wunsch oder Wollen todt in mir, getödtet durch den Gedanken; die Bewegung aber, oder das Können hat sich durch das natürliche Spiel meiner Organe selbst ergeben. Mit zwei Worten, ich sezte mein Leben, nicht in das Herz, das sich zerschellt, nicht in die Sinne, die sich abstumpfen, sondern in den Kopf, der sich nicht abnüzt und Alles überlebt. Nichts Excessives hat je meinen Geist oder Körper zerrieben. Und doch habe ich den ganzen Erdball gesehen. Meine Füße haben die höchsten Berge Asiens und Amerika's betreten. Ich habe alle menschlichen Sprachen erlernt, unter allen

Regierungsformen gelebt. Ich habe mein Geld einem Chinesen geliehen, und den Leichnam seines Vaters dafür zum Unterpfand genommen; ich habe, sicher durch sein Wort, unter dem Zelt eines Arabers geschlafen; ich habe in allen Hauptstädten Europa's Kontrakte geschlossen; ich habe mein Gold ohne Furcht in dem Wighwam des Wilden gelassen. Ich habe Alles erlangt, weil ich Alles zu verschmähen wußte. Mein einziger Ehrgeiz war, zu sehen. Sehen aber ist Wissen? Wissen ist innerliche Anschauung. Sehen und Wissen, heißt das Wesen der Dinge in sich aufnehmen. Was bleibt von einem materiellen Besitzthum übrig? Eine Idee. Urtheile nun, wie schön das Leben eines Menschen seyn muß, der, indem er alle Wirklichkeiten in seinen Gedanken verarbeiten kann, die Quellen des Glücks in seine Seele verpflanzt und tausend ideale, von dem Schmutze der Sinne gereinigte, Genüsse daraus zieht. Der Gedanke ist der Schlüssel zu allen Schätzen. Er verschafft die Freuden des Geizhalses ohne die Sorgen, die ihn plagen. Ich habe mich über die Welt erhoben, und meine Genüsse waren immer nur geistiger Art. Meine Wollust war die Betrachtung der Meere, der Völker, der Wälder, der Berge. Ich habe Alles gesehen, aber mit Ruhe, ohne Ermüdung. Ich habe nie etwas gewünscht, Alles erwartet. Ich habe einen Spaziergang durch die Erde gemacht, als ob ich mich in meinem eigenen Garten ergangen hätte. Was die Menschen Kummer, Liebe, Ehrgeiz, Unglück, Traurigkeit nennen, sind für mich Ideen, die ich in Träume umwandle. Statt sie zu fühlen, spreche ich sie aus,

ich übersetze sie; statt ihnen mein Leben zum Raube zu lassen, dramatisire ich sie, entwickle sie, ergötze mich an ihnen, wie an einem Roman, den ich durch innere Anschauung lese. Da ich niemals meine Organe abgespannt habe, so genieße ich noch einer kräftigen Gesundheit, und da ich nie die Kraft meiner Seele mißbrauchte, so ist dieser Kopf noch so gut, und besser ausgestattet, als mein ganzes Magazin.

Hier, fuhr der Alte fort, und klopfte sich an die Stirne, hier sind die wahren Millionen. Ich bringe genußreiche Tage hin, indem ich einen Blick des Verstandes auf die Vergangenheit wende. Da überschaue ich ganze Länder, Landschaften, Aussichten auf das Weltmeer, edle Gestalten der Geschichte. Ich habe einen eingebildeten Harem, in welchem ich alle Weiber besitze, die ich nicht gehabt habe. Eure Kriege, eure Revolutionen, gehen an dem Auge meines Geistes vorüber, und ich bin ihr Richter. Wie mag doch der Mensch ärmliche Bewunderungen für ein mehr oder minder colorirtes Stück Fleisch, für mehr oder minder runde Formen, wie mag er alles Unglück seiner getäuschten Wünsche, dem erhabenen Vermögen vorziehen, das Weltall in sich abzuspiegeln, dem unermeßlichen Vergnügen, sich zu bewegen, ohne durch die Bande der Zeit und des Raums geknebelt zu seyn, dem Genusse, Alles zu umfassen, Alles zu sehen, sich über den Rand der Welt hinauszubeugen, um andere Sphären zu suchen, um den Herrn der Schöpfung in seiner geheimsten Werkstätte zu belauschen!

Hier, sagte der Alte mit lauter feierlicher Stimme, indem er auf die Zebrahaut deutete, hier ist das Wollen und Können vereinigt. In diese Haut sind alle eure ausschweifenden Wünsche, eure Freuden, die durch ihr Uebermaß tödten, eure Schmerzen eingeschlossen, die das Leben verzehren. Das Uebel ist vielleicht nur ein gewaltsames Vergnügen. Wer vermag den Punkt zu bestimmen, wo die Wollust ein Uebel wird, wer den, wo das Uebel noch eine Wollust ist? Das überströmendste Licht der idealen Welt thut dem Auge wohl, während das leichteste Dunkel der physischen Welt es immer noch verlezt. Kommt das Wort Weisheit nicht von Wissen her? Und was ist Thorheit anders, als die Uebertreibung des Wollens oder Könnens?

Nun denn! sagte der Unbekannte und faßte die Zebrahaut, ich will wissen!

Bedenke, was du thust! rief der Greis mit furchtbarer Lebhaftigkeit.

Ich hatte mein Leben auf die Wissenschaft und den Gedanken gestellt, aber sie haben mir nicht einmal Brod gegeben, erwiederte der Unbekannte. Ich will nicht der Narr, weder Ihrer schwedenborgischen Predigt, noch Ihrer morgenländischen Zauberhaut, noch Ihrer liebreichen Bemühungen seyn, mich in einer Welt zurückzuhalten, wo mein Daseyn unmöglich geworden ist.

Laßt doch sehen! fuhr er fort, indem er den Talisman mit einer Hand krampfhaft zusammendrückte und den Alten anstarrte. Zeige mir deine Macht, du Zauberhaut! Ich will ein königliches Mahl, ein

dieses Jahrhunderts der Vollkommenheit würdiges Bachanal! Jung, geistreich, ohne Vorurtheil, ausgelassen bis zur Thorheit sollen meine Gäste seyn! Wein auf Wein folge, einer immer lockender, als der andere, und von solcher Stärke, daß wir auf drei Tage betrunken werden! Die Nacht bringe uns liebetrunkene Weiber! Die Ausschweifung in ihrem Wahnsinn, brüllend wie die Thiere der Wildniß, soll uns in ihrem Wagen mit feurigen Rossen über die Gränzen der Welt hinaustragen und an unbekannten Ufern absetzen! Die Geister sollen in den Himmel steigen oder sich im Schlamm der Erde wälzen, ich weiß nicht, ob sie sich dann erheben oder erniedrigen, was liegt mir daran! Ich gebiete dieser finsteren Gewalt, mir alle Freuden in eine einzige zu verschmelzen! Ja, ich will die Freuden des Himmels und der Erde auswinden, und sie sollen mich tödten. Wann ich trunken bin, will ich die unzähligen Lieder der Alten hören, ich will brüllende Gesänge, die Todte erwecken könnten, ich will dreifache Küsse, Küsse ohne Ende, deren Geräusch durch die ganze Hauptstadt dringe, wie das Knistern einer Feuersbrunst; die Ehemänner sollen dadurch aus ihrem trägen Schlafe und zu einer feurigen Kraft aufgeregt werden, die selbst die Siebenziger verjüngt!

Ein Auflachen aus dem Munde des Alten traf das Ohr des jungen Thoren, ertönte darin, wie das Knistern des höllischen Feuers, und erfaßte ihn so gewaltig, daß ihm die Stimme versagte.

Meinst du, sagte der Greis, daß der Fußboden sich öffnen werde, um reich besetzten Tafeln und

Gästen aus der andern Welt den Durchgang zu öffnen? Nicht also, junger Thor! Der Wurf ist geschehen. Du hast den Vertrag geschlossen. Von nun an werden alle deine Wünsche erfüllt werden, aber, merke es wohl, auf Kosten deines Lebens. Der Zirkel deiner Tage, deren Abbild diese Haut ist, wird einschrumpfen nach Maßgabe der Zahl und des Umfangs deiner Wünsche, von dem geringsten Wunsche an bis zu dem höchsten. Der Bramine, dem ich diesen Talisman verdanke, hat mich damals belehrt, daß ein geheimnißvolles Band die Schicksale seines Besitzers mit dessen Wünschen verflechte. Dein erster Wunsch ist ein gemeiner, es stände in meiner Macht, ihn zu verwirklichen; aber ich überlasse seine Erfüllung den Ereignissen deines neuen Daseyns. Wie dem auch sey, du warst entschlossen zu sterben, dein Selbstmord ist nur aufgeschoben!

Der Unbekannte, überrascht und beinahe erzürnt, diesem seltsamen Greise, dessen philantropische Absicht durch seine lezte Scherzrede klar am Tage lag, zur Zielscheibe seines Spottes dienen zu müssen, erwiederte bitter: Ich werde gleich sehen, ob mein Glück während des kurzen Zeitraums wechselt, dessen ich bedarf, von hier bis an das Ufer des Flusses zu kommen. Wenn Sie aber nicht Ihren Scherz mit einem Unglücklichen treiben, so richte ich, um mich für einen so unseligen Dienst zu rächen, den Wunsch an meinen Talisman, daß sie sich in eine Tänzerin verlieben möchten! Dann werden Sie das Glück der Ausschweifung kennen lernen und vielleicht mit den Reich=

thümern verschwenderisch werden, welche Sie bisher so philosophisch zusammengehalten haben.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und hörte nicht mehr den schweren Seufzer, den ihm der Greis nachschickte; er rannte durch die Zimmer wie ein Dieb, der eben gestohlen hat. Von einer Art Wahnsinn ergriffen, nahm er nicht einmal wahr, daß die Zebrahaut ganz geschmeidig geworden war, und sich um seine Finger wickeln ließ, wie ein Handschuh; er steckte sie mechanisch in seine Rocktasche. Als er aus dem Magazin auf die Straße trat, rannte er an drei jungen Männern an, die Arm in Arm gingen.

Rindvieh!

Dummkopf!

So lauteten die anmuthigen Redensarten, welche sie wechselten.

Ah! Es ist Raphael!

Ho! Ho! Wir haben dich gesucht.

Wie! Ihr seyd es!

Diese freundlichen Worte folgten auf die Grobheiten, so bald das Licht einer Laterne beide Theile sich erkennen ließ.

Freundchen! sagte zu Raphael der junge Mann, den er fast umgerannt hätte, du mußt mit uns kommen.

Was gibt es denn?

Nur zu, ich will dir im Gehen die ganze Geschichte erzählen.

Die Freunde umringten ihn, faßten ihn unter den Armen und zogen ihn, wohl oder übel, gegen den Pont=des=Arts mit sich fort.

Bruder, sagte der eine von ihnen, schon eine ganze Woche sind wir auf deiner Fährte. In deinem prächtigen Hotel Saint=Quentin hat uns deine Lienharde gesagt, daß du schon im Juni auf das Land seyest. Und wir sahen doch nicht, wie Geldmenschen, wie Huissiers, wie Gläubiger, wie Handlungsdiener rc. aus. Gleichviel! Rastignac hatte dich den Tag zuvor bei den Bouffons gesehen; wir faßten frischen Muth und sezten unsern Kopf darauf zu entdecken, ob du dich unter den Bäumen der elisäischen Felder einquartirt habest, ob du um zwei Sous in jenen philantropischen Häusern übernachtest, wo die Bettler auf ausgespannten Stricken schlafen, oder ob du vielleicht gar so glücklich geworden seyest, deinen Bivouac in irgend einem Boudoir aufzuschlagen. Wir konnten dich aber nirgends auffinden, weder hinter den Riegeln von Saint=Pelagie, noch hinter denen der Force. Nachdem wir die Ministerien, die Oper, Kaffeehäuser, Bibliotheken, Präfekturlisten, Zeitungs=Bureaux, Restaurationen, Theater, kurz Alles, was es in Paris an guten und schlechten Oertern gibt, gründlich durchsucht hatten, seufzten wir über den Verlust eines Mannes, der mit so hinreichendem Geiste begabt ist, daß man ihn eben so gut am Hofe, als in den Gefängnissen suchen kann. Wir sprachen davon dich zu canonisiren, wie einen Juliushelden, und das kannst du mir auf mein Wort glauben, daß wir dich wirklich vermißten und wahrhaft bedauerten....

In diesem Augenblicke ging Raphael mit seinen Freunden über den Pont-des-Arts und blickte, ohne auf sie zu hören, in die rauschenden Fluthen der Seine, in denen sich die Lichter der Umgegend spiegelten. Bereits waren im Angesicht dieses Flusses, in welchen er sich eben erst noch stürzen wollte, die Prophezeiungen des Alten erfüllt worden, denn die Stunde seines Todes war schon verzögert.

.... Ja, wir bedauerten dich wahrhaft! fuhr sein Freund fort. Es handelt sich von einem Unternehmen, an welches du dich, der du ein höherer Geist, d. h. ein Mensch bist, der sich über Alles wegzusetzen weiß, anschließen sollst. Der politische Taschenspieler ist gegenwärtig eifriger, als je, darauf bedacht, die konstitutionelle Muskatnuß unter dem Becher wegzustipizen. Die heillose Herrschaft, welche der Heldenmuth des Volks gestürzt hat, war ein liederliches Weibsbild, mit der man tollen und bankettiren konnte; das Vaterland aber ist eine tugendhafte, störrische Ehefrau, deren abgemessene Liebkosungen man, wohl oder übel, annehmen muß. Nun hat sich die Staatsgewalt, wie du weißt, aus den Tuilerien in die Bureaux der Journalisten begeben, so wie auch das Budget sich von dem Faubourg Saint-Germain in die Chaussee d'Antin verfügt hat. Höre aber jezt, was du vielleicht nicht weißt! Die Regierung, d. h. die Aristokratie der Banquiers und Advokaten, die heutzutage das Vaterland fabriciren, wie ehedem die Priester Monarchie machten, hat die Nothwendigkeit gefühlt, das dumme Volk der Franzosen, gleich den Philosophen aller Schulen und den Kraft-

männern aller Zeiten, durch neue Worte und alte Ideen an der Nase herumzuführen. Die Sache ist nun die: dem einfältigen Haufen, den man das Volk nennt, soll eine royalistisch=nationale Meinung eingetrichtert und demselben klar bewiesen werden, daß es um vieles glücklicher ist, wenn es an das durch die Herren N. N. repräsentirte Vaterland 1200 Millionen 33 Centimes bezahlt, statt 1100 Millionen 9 Centimes an einen König, der, statt Wir, Ich sagte. Mit einem Worte, es liegen 2 bis 3mal hunderttausend Franken bereit, um ein neues Blatt zu gründen, das die Unzufriedenen zufrieden stellt, ohne der nationalen Regierung des Bürgerkönigs im mindesten zu schaden.

Da nun wir, wie du uns kennst, mit der Freiheit wie mit dem Despotismus, mit der Religion wie mit dem Unglauben, unsern Scherz treiben; dafür uns das Vaterland eine große Hauptstadt ist, wo alle Ideen sich austauschen, wo jeder Tag saftige Diners und Spektakel aller Art mit sich bringt, wo es von feilen Dirnen wimmelt, wo das Nachtessen sich bis zum andern Morgen erstreckt, wo die Liebschaften nach der Stunde gehen, wie die Stadtkutschen, und da Paris stets das liebenswürdigste Vaterland seyn wird, das Vaterland der Freude, der Freiheit, des Geistes, der schönen Weiber, der schlechten Subjekte, des guten Weins, das Vaterland, wo der Stab der Gewalt sich nie zu sehr fühlen lassen wird, weil man nahe bei denen ist, die ihn führen,

Als haben wir, wahre Schüler des Gottes Mephistopheles,

Beschlossen und beschließen hiemit, die öffentliche Meinung frisch anzustreichen, die politischen Schauspieler neu zu kleiden, in der Regierungs-Baraque neue Bretter zu legen, die Doktrinärs zu bepflastern, die alten Republikaner umzukochen, die Bonapartisten mit Bleiweiß zu überstreichen und den Herren vom Centrum den Bauch zu füllen, jedoch mit Vorbehalt, in petto die Könige und die Völker auszulachen, nicht immer unserer Meinung zu seyn und ein lustiges Leben zu führen. Dir, Bruder, gedenken wir die Zügel dieses zügellosen Reichs in die Hände zu geben, und führen dich hiemit, wie wir da gehen, zu dem Diner, welches die Gründer des gedachten Journals geben. Du wirst dort aufgenommen werden, wie ein Bruder, salutirt, wie der König jener durchdringenden Geister, denen keine Aufgabe zu groß ist, und deren Scharfsinn die Intentionen von Oesterreich, England und Rußland entdeckt, bevor noch Oesterreich, England und Rußland Intentionen gehabt haben. Ja, wir setzen dich zum Souverain dieser Mächte des Verstandes ein, aus deren Schoose die Mirabeau, die Talleyrand, die Pitt, die Metternich, kurz, alle jene kecken Crispine hervorgehen, die mit einander um das Schicksal eines Reichs spielen, wie die gemeinen Leute ihr Domino um einen Kelch Kirschenwasser. Wir haben dich als den unerschrockensten aller lustigen Brüder dargestellt, die jemals mit der Liederlichkeit gerungen haben, mit diesem wunderbaren Ungeheuer, mit dem alle kräftigen Geister kämpfen wollen. Wir haben versichert, daß du unbesiegt aus dem Kampfe hervorgegangen seyst. Ich

hoffe, daß du unsere Lobreden nicht Lügen strafen werdest. Unser Festgeber hat uns versprochen, heute die engen Gränzen der ärmlichen Saturnalien der kleinen Lucullus unserer Zeit weit, weit zu überschreiten. Er ist reich genug, um in Kleinlichkeiten Größe legen und das Laster anmuthig darstellen zu können. Hörst du, Raphael? fragte der Redner, indem er sich selbst unterbrach.

Ja, antwortete Raphael, weniger erstaunt über die Erfüllung seiner Wünsche, als über die einfache und natürliche Art, womit die Ereignisse sich verketteten. Obgleich es ihm unmöglich war, an einen magischen Einfluß zu glauben, so bewunderte er doch die Zufälligkeiten des menschlichen Schicksals.

Ah! fuhr Raphael in einem naiven Tone fort, über den diese Schriftsteller, die Hoffnung des jungen Frankreichs, lachten, ich halte dafür, meine Freunde, daß wir auf dem Wege sind, große Schurken zu werden. Bisher waren wir gottlos zwischen zwei Räuschen, wenn wir trunken waren, haben wir das Leben Pfundweis ausgewogen, wir haben Menschen und Dinge unter die Füße getreten, während wir verdauten; rein der That nach, waren wir keck in Worten. Jezt aber werden wir mit dem glühenden Eisen der Politik gezeichnet, die Thüren des großen Bagno öffnen sich für uns, und alle Täuschungen bleiben außen. Ha! Wenn man nur noch an den Teufel glaubt, so darf man wohl einen Rückblick des Bedauerns auf das Paradies der Jugend werfen, auf die Zeiten der Unschuld, wo wir in unserer Frömmigkeit einem guten Priester unsere Zunge hinstreckten,

um den heiligen Leib Gottes in uns aufzunehmen. Ha! Meine lieben Freunde! Wenn es uns so viel Vergnügen machte, unsere ersten Sünden zu begehen, so war es, weil wir sie durch unsere Gewissensbisse verschönerten und anziehender machten, aber jezt....

Oh! Jezt, sagte der erste Redner, jezt bleibt uns....

Was? fragte ein anderer.

Das Verbrechen übrig...

Ah! versezte Raphael, das ist freilich nur ein Wort, aber es hat die ganze Höhe eines Galgens und die ganze Tiefe des Wassers der Seine.

Ho! du verstehst mich nicht, ich rede ja von politischen Verbrechen. Seit diesem Morgen beneide ich nur eine Existenz, die der Verschwörer. Ich weiß nicht, ob morgen meine Liebhaberei noch andauern wird, aber diesen Abend kehrt mir das todte Leben unserer Civilisation, die so eben ist, wie die Rinne einer Eisenbahn, vor Eckel das Herz im Leibe um. Ich bin verliebt in das Elend des Rückzugs von Moskau, das Leben des rothen Korsaren, das Treiben der Schleichhändler zieht mich an. Da es keine Karthäuser mehr in Frankreich gibt, so wünschte ich wenigstens eine Botany-Bay, eine Art Siechenhaus für die kleinen Lords Byron, die, nachdem sie das Leben aufgewickelt haben, wie eine Serviette nach dem Essen, nun nichts mehr zu thun wissen, als ihr Land in Flammen zu setzen, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, für die Republik conspiriren oder nach Krieg schreien....

Emil, sagte Raphaels Nachbar rasch zu dem Sprecher, auf mein Wort, wäre die Juli-Revolution nicht gekommen, so hätte ich mich zum Priester gemacht, um in der Verborgenheit irgend eines Dorfes ein thierisches Leben zu führen, und ....

Und du hättest alle Tage das Brevier gelesen?

Ja!

Du bist ein Tropf.

Wir lesen ja auch die Zeitungen.

Nicht übel für einen Journalisten! Aber halt's Maul, denn wir sind unterwegs zu einer Masse von Abonnenten. Der Journalis'm, siehst du, ist die Religion der neueren Staatsgesellschaften, und wir sind im Fortschreiten begriffen, denn wir Priester sind nicht gezwungen zu glauben, und das Volk auch nicht.

Also sprechend, wie brave junge Leute, die ihren Cornelius Nepos schon seit langen Jahren inne hatten, kamen sie an ein Hotel in der Straße Joubert.

Emil war ein Schriftsteller, der im Durchfallen seiner Stücke mehr Ruhm geerndtet hatte, als andere in deren Erfolg. Kühn in seinen Kompositionen, voll dichterischen Feuers und beißenden Witzes, besaß er alle Eigenschaften, welche mit seinen Fehlern verträglich waren. Freimüthig, ein Spötter, sagte er einem Freunde hundert Epigramme in's Gesicht, den er in seiner Abwesenheit mit Muth und redlichem Sinn vertheidigte. Er machte sich über Alles lustig, selbst über seine Zukunft; und, immer ohne Geld, blieb er, wie alle Leute von Fähigkeit, in unaussprechliche Faulheit versunken, und warf Leuten, die in ihre langen Bücher keine kurzen Gedanken zu

bringen wissen, in ein paar schlagenden Worten ein Buch an den Kopf. Verschwenderisch mit Versprechungen, die er niemals verwirklichte, hatte er sich von seinem Glück und Ruhm ein Schlafkissen gemacht, auf die Gefahr hin, im Alter im Spital aufzuwachen. Im übrigen, Freund bis zum Tode, Windbeutel im Cynis'm und dabei einfach wie ein Kind, arbeitete er nur im Raps oder aus Nothwendigkeit.

Wir werden, sagte er zu Raphael, indem er ihm die Blumenscherben auf der Treppe zeigte, mit Meister Alcofibras zu sprechen, einen gewaltigen Fraß halten.

Ich liebe, erwiederte Raphael, wohlgeheizte und mit reichen Teppichen belegte Vorzimmer. Der Luxus vom Peristyl an ist selten in Frankreich. Hier fühle ich mich neugeboren.

Und da oben werden wir trinken und lachen, Freund Raphael!

Ich hoffe, fuhr Emil fort, daß wir Sieger bleiben und auf allen diesen Köpfen da herumtrampeln werden.

Mit diesen Worten trat er in den Saal, der von Vergoldungen und Kerzen glänzte, und zeigte Raphael mit einer Geberde der Geringschätzung die versammelten Gäste.

Alsbald wurden sie von der ausgezeichnetsten Jugend der Hauptstadt empfangen. Einer dieser jungen Männer hatte eben sein frisches Talent geoffenbart und rivalisirte durch sein erstes Gemälde

mit den berühmtesten Malern der Napoleonischen Zeit. Ein anderer hatte kürzlich ein Buch voll Saft und Kraft geschrieben, dem eine Art Verachtung der gangbaren Literatur aufgedrückt war, und das der modernen Schule neue Bahnen öffnete. Weiterhin unterhielt sich ein Bildhauer, dessen harte Züge einen kräftigen Geist ankündeten, mit einem jener kalten Spötter, die, je nach Umständen, bald nirgends überlegene Geister erblicken wollen, und bald überall Superioritäten sehen. Hier sammelte der geistreichste unserer Karrikaturenzeichner, mit dem stechenden Auge und dem beißenden Munde, die umherfliegenden Epigramme, um sie in Zerrbildern zu Papier zu tragen. Dort besprach sich jener junge und kühne Schriftsteller, der, besser als irgend Jemand, die Quintessenz der politischen Gedanken destillirte, mit jenem Dichter, dessen Schriften alle Werke der gegenwärtigen Zeit zertrümmern würden, wenn sein Talent so gewaltig wäre, als sein Haß. Junge Schriftsteller ohne Styl standen bei jungen Schriftstellern ohne Ideen, Prosaiker voll Poesie neben prosaischen Poeten. Als ein armer Sanct Simonianer, der einfältig genug war, selbst an seine Lehre zu glauben, diese unvollkommenen Wesen sah, wollte er sie aus christlicher Liebe zusammenschmelzen, ohne Zweifel in der Absicht, sie in Religiosen seines Ordens umzuwandeln. Endlich waren zwei bis drei jener Schriftgelehrten da, die es sich zur Aufgabe machen, in Gesellschaft Zoten zu reißen, und mehrere Vaudevillisten, stets bereit, Jedem, der sie hören will, ihre Eintagswitze an den Kopf zu werfen, die, gleich den Funken des Diamants,

weder Licht noch Wärme geben. Einige paradoxe Menschen, die über die Leute in's Fäustchen lachen, welche die von ihnen ausposaunten Bewunderungen oder Verachtungen ihnen nachbeten, trieben bereits jene doppelschneidige Politik, mit welcher sie gegen alle Systeme conspiriren, ohne für irgend eines Parthie zu nehmen. Unter allen diesen Gästen konnten etwa fünf auf dauernden Ruhm rechnen; ungefähr zehen hatten lebenslänglichen Ruf zu hoffen; die übrigen konnten, wie alle Mittelmäßigkeiten, Ludwigs XVIII. berühmtes Wort auf sich anwenden: Einigkeit und Vergessen. Der Gastgeber zeigte jene kummervolle Lustigkeit eines Menschen, der an einem Abend zweitausend Thaler aufwendet. Von Zeit zu Zeit heftete er seine Blicke mit Ungeduld auf die Thüre des Salon, mit seinen Wünschen denjenigen der Gäste herbeirufend, der auf sich warten ließ. Bald trat ein kleiner, dicker Mann ein, der mit schmeichelhaftem Rumor empfangen wurde. Es war der Notar, der erst am Morgen dieses Tages die Schöpfung des Journals vollendet hatte.

Jetzt öffnete ein schwarzgekleideter Kammerdiener die Pforten eines weiten Speisesaals, in den sich Jeder ohne Ceremonie begab, um an einer unermeßlichen Tafel seinen Platz aufzusuchen. Ehe Raphael die Salons verließ, warf er einen letzten Blick hinein. Sein Wunsch war gewiß vollständig erfüllt. Gold und Seide bekleideten die Wände der Gemächer. Reiche Wandleuchter, an denen unzählige Wachskerzen brannten, warfen ihren Glanz auf strahlendes

Gold und Silber und kostbares Geräthe aller Art. Duftende Blumen verbreiteten ihren Wohlgeruch, Reichthum war mit Geschmack vereinigt, und das Ganze hatte eine gewisse poetische Anmuth, deren Zauber auf die Einbildungskraft eines Menschen ohne Geld ihre Wirkung nicht verfehlen konnte.

Hunderttausend Franken Einkommen, sagte Raphael seufzend, sind ein allerliebster Kommentar des Katechismus und sind uns auf wunderbare Weise behülflich, die Moral in Handlung zu bringen. Ja wohl! Meine Tugend geht nicht gerne zu Fuß. Für mich ist das Laster ein Dachstübchen, ein abgeschabter Rock, ein grauer Hut im Winter und Schulden bei dem Thürsteher. Ha! Ich will im Schooße dieses Luxus ein Jahr, nur sechs Monate leben, und dann sterben. Ich habe dann wenigstens tausend Existenzen gekannt, erschöpft, verschlungen.

Ho! Ho! sagte Emil, der seine Rede gehört hatte, du siehst das Glück in dem Kabinet eines Goldmäcklers. Geh doch, der Reichthum würde dir bald zur Last werden, wann du einzusehen begännest, daß er dir das Vermögen raube, ein überlegener Geist zu seyn. Hat jemals der Künstler zwischen den Armseligkeiten des Reichthums und zwischen den Reichthümern der Armuth geschwankt? Bedürfen Leute, wie wir sind, nicht eines ewigen Kampfes? Halte deinen Magen fertig, der Kampf beginnt!

Hiemit zeigte er ihm mittelst einer heroischen Geberde den göttlichen, evangelischen, dreimal heiligen, beruhigenden Anblick, welchen der Speisesaal des gebenedeiten Kapitalisten darbot.

Dieser Mensch da, fuhr er fort, hat gewiß und wahrhaftig sein Geld nur für uns zusammengescharrt. Ist er nicht eine Art Schwamm, den die Naturforscher in der Ordnung der Polypen aufzuzählen vergessen haben, und den man sachte auspressen muß, ehe man ihn durch seine Erben aussaugen läßt? Findest du nicht Styl in den Bas-reliefs, welche die Mauer zieren? Und die Kronleuchter und die Gemälde, welcher wohlverstandene Luxus! Wenn man den Neidhämmeln glauben wollte, so hätte dieser Mann während der Revolution irgend eine alte engbrüstige Dame, einen kleinen mit Drüsen behafteten Waisen und noch irgend eine andere Person umgebracht. Kannst du wohl die grauen Haare unseres höchst verehrlichen Gastgebers solcher Verbrechen fähig halten? Er sieht aus wie ein rechtschaffener braver Mann. Sieh doch hin, wie das Silbergeschirr glänzt! Und jeder dieser glänzenden Strahlen, wäre für ihn ein Dolchstich! Das kann nicht seyn! Eben so gut könnte man an Mahomed glauben. Wäre das Gerücht wahr, so würden hier fünfzig Männer von Herz und Geist herumstehen, bereit, die Eingeweide einer ganzen Familie zu fressen und ihr Blut zu trinken. Und wir Beide, Jünglinge voll Rechtlichkeit und Hochgefühl, wir wären Mitschuldige der Schandthat! Ich habe gute Lust, unsern Kapitalisten zu fragen, ob er ein ehrlicher Mann sey.

Jezt noch nicht! rief Raphael aus, erst wann er toll und voll ist, und dann ist das Essen vorbei.

Lachend sezten sich die beiden Freunde an die Tafel.

Eine lange Tafel, weiß wie frischgefallener Schnee, auf welcher die Gedecke, auf deren jedem ein kleines weißes Brod lag, sich symmetrisch erhoben, bot sich dem bewundernden Anblick der Gäste dar. Die Krystalle schimmerten in den Farben der Iris, die Wachskerzen warfen ein tausendfarbiges Licht zurück, und die Gerichte, auf silbernen Domen ruhend, stachelten die Neugierde und die Eßlust. Man hörte wenige Worte. Die Nachbarn sahen sich nur an. Der Madera wurde herumgereicht.

Jezt erschien der erste Gang in seiner ganzen Glorie. Er hätte dem seligen Cambaceres Ehre gemacht, und Brillat-Savarin würde ihn besungen haben. Bordeaux und Burgunder, weiß und roth, wurde mit königlicher Verschwendung servirt. Dieser erste Theil des Festes war in jeder Beziehung der Exposition einer classischen Tragödie zu vergleichen.

Der zweite Akt wurde etwas geschwätzig. Jeder Gast hatte ordentlich getrunken, so daß, als man die Ueberreste dieses magnifiquen Ganges abtrug, bereits sehr lebhafte Gespräche eingeleitet waren. Einige bleiche Stirnen rötheten sich, mehrere Nasen begannen sich zu bepurpurn, die Gesichter entflammten sich, die Augen glänzten. Die Morgenröthe der Trunkenheit war aufgegangen. Das Gespräch blieb noch innerhalb der Gränzen der Höflichkeit, aber die Scherze, die Bonmots fielen nach und nach aus Aller Munde. Die Verläumdung erhob schon ganz sachte ihr Köpfchen und ließ sich mit süßlicher Stimme vernehmen. Da und dort horchten einige Duckmäuser aufmerksam zu, und hofften allein ihre Nüchternheit

zu bewahren. Der zweite Gang fand demnach die Köpfe gehörig erhitzt. Jeder aß im Sprechen, sprach im Essen, trank, ohne auf die Menge des Weins zu achten, den er zu sich nahm, denn die Weine waren trefflich und das Beispiel verführerisch. Der Hausherr sezte eine Ehre darein, seine Gäste anzufeuern, und ließ, um ihnen neuen Muth zu machen, die furchtbaren Weine der Rhone, den glühenden Tokayer, die alten Kraftweine von Roussillon aufmarschiren. Jezt, losgelassen, wie die Rosse der Eilpost, wann sie von der Station abfahren, ließen die Gäste, vollends befeuert durch den sprudelnden Champagner, ihren Geist in dem leeren Raume jenes Raisonnement galoppiren, auf das Niemand hört, begannen jene Geschichten zu erzählen, die keinen Zuhörer haben, begannen zum hundertstenmal jene Aufforderungen, die ohne Antwort bleiben. Die Orgie allein erhob ihre große Stimme, zusammengesezt aus hunderterlei verwirrtem Geschrei, das immer steigt, wie die Crescendo von Rossini. Jezt kamen die hinterlistigen Toasts, die Windbeuteleien, die Ausforderungen. Alle verzichteten darauf, sich ihrer geistigen Fähigkeiten zu rühmen, und nahmen dagegen diejenigen der Tonnen, der Fuder, der Kufen in Anspruch. Jeder schien zwei Stimmen zu haben. Der Augenblick kam, wo die Herren alle zumal sprachen, und die Bedienten in's Fäustchen lachten.

Dieser Mischmasch von Worten, wo Paradoxen in zweifelhaftem Lichte, Wahrheiten in groteskem Gewande, sich mitten unter dem allgemeinen Schreien, Schwören, souverainem Absprechen, an einander rieben,

wie im Toben der Schlacht Kugeln und Kartätschen sich kreuzen, hätte gewiß durch die Sonderbarkeit der Gedanken einen Philosophen angezogen, oder durch die Wunderlichkeit der Systeme einen Politiker überrascht. Es war ein Buch und ein Gemälde zugleich. Die Philosophien, die Religionen, die Moralsysteme, so verschieden von einer Breite zur andern, die Regierungsformen, kurz alle großen Akte der menschlichen Einsicht, fielen hier unter einer Sichel, so lang wie die der Zeit, und vielleicht wäre es schwer zu entscheiden gewesen, ob sie durch die trunkene Weisheit oder durch die weise und hellsehend gewordene Trunkenheit gehandhabt wurde. Diese durch einen geistigen Sturm fortgetriebenen Köpfe schienen, wie die gegen Felsen anstürmende Brandung, alle Gesetze, zwischen denen die Civilisationen sich flott erhalten, zertrümmern zu wollen, und sie vollzogen hierin, ohne es zu wissen, den Willen Gottes, der in der Natur stets das Gute und das Böse sich gegenüberstellt, und sich allein das Geheimniß dieses ewigen Kampfes vorbehält. So wüthend als spaßhaft, war die Discussion gewissermaßen ein Hexentanz des Verstandes. Zwischen den finstern Scherzreden, welche diese Kinder der Revolution bei der Geburt eines Journals ausstießen, und dem munteren Gespräche, das lustige Trinker bei der Geburt des Gargantua gehalten hatten, lag der ganze Abgrund, der das neunzehnte Jahrhundert von dem sechszehnten trennt. Dieses Jahrhundert bereitete eine Auflösung mitten unter Lachen, während das unsere mitten unter Trümmern lachte.

Wie heißt der junge Mann da unten? fragte der Notar, auf Raphael deutend. Ich meine, ich hätte ihn Valentin nennen hören.

Was faseln Sie da mit Ihrem Valentin kurzweg, schrie ihm Emil lachend zu. Raphael von Valentin, wenn es Ihnen gefällig ist! Wir sind kein Findelkind, sondern der Abkömmling des Kaisers Valens, von dem die Valentinois entsprangen, welche die Städte Valentia in Spanien und Valence in Frankreich gegründet haben, legitimer Thronerbe des orientalischen Reichs. Wenn wir den Kaiser Mahmud zu Konstantinopel thronen lassen, so geschieht solches aus Gnade und Barmherzigkeit, und dieweil es uns an Geld und Soldaten fehlt.

Mit diesen Worten zeichnete er, mit seiner Gabel, in der Luft eine Krone über Raphaels Haupt. Der Notar nahm sich zusammen und sezte sich wieder zum Trinken, indem er eine authentische Geberde entwischen ließ, durch welche er das Geständniß abzulegen schien, daß es ihm unmöglich sey, die Städte Valencia und Valence, Konstantinopel, den Sultan Mahmud, den Kaiser Valens und die Familie der Valentinois seiner Cliente einzuverleiben.

Möchte nicht der Untergang jener Ameisenhaufen, welche wir Babylon, Tyrus und Karthago nennen, und die stets unter dem Fußtritt eines vorüberschreitenden Riesen zertreten werden, eine heilsame Lehre seyn, welche eine höhnische Macht dem Menschen gibt? sagte ein Journalist, eine Art gemietheten Sklavens, um, zu zehen Sous die Linie, Bossuet zu machen.

Moses, Sylla, Ludwig XI., Richelieu, Robespierre und Napoleon sind vielleicht das nämliche Wesen, das, wie ein Komet am Himmel, im Laufe der Civilisationen wieder erscheint, erwiederte Raphael.

Wozu die Vorsehung sondiren? sprach ein Balladenmacher.

Da tritt die Vorsehung auf, rief ein Kritiker. Ich kenne nichts Biegsameres auf der Welt.

Aber, mein Herr, Ludwig der vierzehnte hat mehr Menschen geopfert, um die Wasserleitungen von Maintenon zu graben, als der Convent, um die Abgaben in ein richtiges Verhältniß zu setzen, um Einheit in die Gesetze zu bringen, um Frankreich zu nationalisiren, um die Erbschaften gleich zu vertheilen, sagte ein junger Mann, der Republikaner geworden war, weil ihm das Wörtchen von vor seinem Namen fehlte.

Mein Herr, erwiederte ihm ein Güterbesitzer, Sie, der Blut für Wein hält, werden Sie wohl heute Jedem von uns den Kopf auf seinen Schultern lassen?

Ei, mein Herr! Sind denn die Grundsätze der staatsgesellschaftlichen Ordnung durch einige Opfer zu theuer bezahlt?

Höre doch, Heinrich! rief ein junger Mann seinem Nachbar zu, der Ding da, der Republikaner, meint, der Kopf dieses Grundbesitzers sey ein Opfer.

Menschen und Ereignisse, fuhr der Republikaner fort, sind nichts; es gibt in der Politik, wie in der Philosophie, bloß Principien und Ideen.

Wie abscheulich! Wie! Sie würden unbedenklich Ihre Freunde für ein Wenn opfern...

Mein Herr! Der Mensch, der Gewissensbisse hat, der ist der wahre Böswicht, denn er hat einigen Begriff von der Tugend, während Peter der Große, der Herzog von Alba Systeme waren, und der Corsar Monbar eine Organisation.

Kann denn die Staatsgesellschaft nicht ohne Ihre Systeme und Ihre Organisationen bestehen?

Allerdings! rief der Republikaner aus.

Ihre einfältige Republik macht mir übel. Wir würden nicht ruhig einen Kapaun transchiren können, ohne in seinem Bauche das agrarische Gesetz zu finden.

Deine Grundsätze sind vortrefflich, mein kleiner mit Trüffeln gefüllter Brutus! Aber du gleichst meinem Kammerdiener. Dieser Tölpel ist von der Sucht der Reinlichkeit in so hohem Grade besessen, daß ich nackt gehen müßte, wenn ich ihn meine Kleider nach Belieben ausbürsten ließe.

Ihr seyd Dummköpfe! Ihr wollt eine Nation mit Zahnstochern säubern, versezte der Republikaner. Nach euern Grundsätzen wäre die Rechtspflege gefährlicher, als die Diebe.

Ho! Ho! lachte ein Sachwalter.

Was die Leute uns mit ihrer Politik langweilen! sagte der Notar. Schließt die Thüre. Es gibt keine Wissenschaft oder Tugend, die einen Tropfen Bluts werth wäre. Wenn wir die Liquidation der Wahrheit vornehmen wollten, so würden wir sie vielleicht bankerutt finden.

Ha! Es wäre ohne Zweifel gemüthlicher gewesen, uns in dem Bösen zu erlustigen, als über das Gute zu streiten. Ich gebe alle Reden, welche seit vierzig Jahren auf der Tribüne gehalten worden sind, für ein Spanferkel, für eine Erzählung von Perrault oder ein Cotelette à la Charlet hin.

Da haben Sie ganz Recht! Geben Sie mir einmal die Spargel herauf! Denn, sehen Sie, Alles wohl erwogen, erzeugt die Freiheit die Anarchie, die Anarchie führt zum Despotismus, und der Despotismus bringt zur Freiheit zurück. Millionen sind umgekommen, ohne einem dieser Systeme den Sieg zu verschaffen. Das ist nun einmal der fehlerhafte Zirkel, in welchem sich die moralische Welt immer drehen wird. Wenn der Mensch glaubt, die Dinge vervollkommnet zu haben, so hat er sie am Ende nur von der Stelle gerückt.

Ho! Ho! schrie ein Vaudevillist, wenn dem so ist, so bringe ich Carl X, dem Vater der Freiheit, einen Toast.

Und warum nicht, fiel ein Journalist ein. Wenn der Despotismus in den Gesetzen ist, so findet sich die Freiheit in den Sitten, und umgekehrt.

So laßt uns denn auf die Schwachköpfigkeit der Staatsgewalt trinken, die uns so viele Gewalt über die Schwachköpfe verleiht! sagte der Banquier.

He, mein Lieber! Napoleon hat uns doch zum wenigsten Ruhm hinterlassen, rief ein Seeoffizier aus, der niemals aus dem Hafen von Brest gekommen war.

Was Ruhm! Das ist eine schlechte Waare. Sie wird theuer erkauft und hält sich nicht. Ist nicht der Ruhm die Selbstsucht der großen Männer, wie das Glück das der Thoren ist?

Dann, mein Herr, sind Sie sehr glücklich.

Der erste Erfinder der Marksteine war ohne Zweifel ein schwacher Mensch, denn die Staatsgesellschaft kommt nur ärmlichen Leuten zu Statten. An die beiden Endpunkte der moralischen Welt gestellt, haben der Wilde und der Denker gleichmäßigen Abscheu vor dem Eigenthum.

Allerliebst! rief der Notar, wenn es kein Eigenthum gäbe, wie könnten wir dann Urkunden aufsetzen?

Das sind kostbar phantastische junge Erbsen!

Und der Pfarrer wurde am andern Morgen todt in seinem Bette gefunden....

Wer spricht von dem Tod? Scherzen Sie nicht! Ich habe einen Onkel.

Sie würden sich ohne Zweifel christlich in seinen Verlust ergeben.

Das ist keine Frage.

Hören Sie mich, meine Herren! Art und Weise, seinen Onkel zu tödten. Stille! (Hört! Hört!) Allererst muß man einen Onkel haben, der dick und fett und wenigstens siebenzig Jahre alt ist, das sind die besten der Oheime. (Beifall). Gebt ihm unter irgend einem Vorwand eine fette Gänseleber-Pastete zu essen...

Ha! Mein Onkel ist ein großer dürrer Mann, geizig und mäßig.

Was der Teufel! Solche Oheime sind Ungeheuer, die mit dem Leben Mißbrauch treiben. Da bleibt nichts übrig, als demselben während der Verdauung den Bankerutt seines Banquier zu melden.

Und wenn er diese Nachricht überlebt?

Dann laßt ein junges Mädchen auf ihn los.

Wenn er.... erwiederte der andere, indem er ein negatives Zeichen machte.

Dann ist er gar kein Onkel, denn ein Onkel ist seiner Natur nach ein lustiger Kauz.

Die Stimme der Malibran hat zwei Noten verloren!

Nein, mein Herr!

Ja, mein Herr!

Oh! Oh! — Ja und Nein! — Ist das nicht die Geschichte aller religiösen, politischen und literarischen Fehden. Der Mensch ist ein Hanswurst, der auf Abgründen tanzt.

Wenn ich Sie verstehe, bin ich ein Dummkopf...

Im Gegentheil, weil Sie mich nicht verstehen.

Gelehrsamkeit! Dummer Trug! Nach Heinefetter gibt es eine Milliarde gedruckte Bücher, und das Leben eines Menschen reicht nicht hin, deren 150,000 zu lesen. Jezt sagen Sie mir doch, was Gelehrsamkeit heißen will? Für die einen besteht sie darin, den Namen der Bucephalus oder des Hundes Berecillo zu wissen, und den des Mannes nicht zu kennen, dem wir das Holzflößen oder die Porcellainfabrikation danken. Unterrichtet seyn, heißt wiederum für andere, ein Testament zu verbrennen wissen und dabei als ehrliche Leute zu leben, geliebt, geachtet, statt, im

Rückfall, mit den fünf gravirenden Umständen, eine Uhr zu stehlen, und, gehaßt und entehrt, auf dem Greve=Platz zu sterben.

Lamartine bleibt.

Ah! Scribe, mein Herr, hat vielen Geist.

Und Victor Hugo?

Der ist ein großer Mann, wir wollen nicht weiter von ihm reden.

Sind sie betrunken!

Die unmittelbare Folge einer Konstitution ist die Abplattung der Einsichten. Künste, Wissenschaften, Denkmäler, Alles wird verschlungen durch ein furchtbares Gefühl der Selbstsucht, welche der Aussatz unserer Zeit ist. Dreihundert Spießbürger, auf ihren Bänken sitzend, denken an nichts, als an die Anpflanzung von Pappelbäumen. Der Despotismus vollbringt ungesetzlich große Dinge, während die Freiheit sich nicht einmal die Mühe gibt, gesetzlich etwas Kleines zu thun.

Euer gegenseitiger Unterricht prägt Fünf=Frankenstücke in menschlichem Fleisch aus, sagte ein Absolutist. Bei einem durch den Unterricht nivellirten Volke verschwinden die Individualitäten.

Gleichwohl ist der Zweck der Staatsgesellschaft, jedem ihrer Mitglieder die möglichst große Wohlfahrt zu verschaffen, entgegnete der St. Simonianer.

Wenn Sie 150,000 Franken Einkommen hätten, würden Sie sich verdammt wenig um das Volk kümmern. Sind Sie von zarter Liebe für das menschliche Geschlecht ergriffen, nun so gehen Sie nach Madagascar, dort werden Sie ein niedliches, nagelneues

Völkchen finden, das Sie nach Belieben sanctfimonisiren und klassificiren können; hier zu Lande aber geht Jeder auf ganz natürlichem Wege da hinein, wo er ein Loch findet, das für ihn paßt. Die Thürsteher sind Thürsteher, und die Dummköpfe sind Esel, ohne daß es nöthig wäre, ihnen durch ein Collegium Sct. Simonianischer Väter den Stempel des Eselthums aufdrücken zu lassen. Ha! Ha!

Sie sind ein Carlist!

Und warum denn nicht? Ich liebe den Despotismus, er zeigt eine gewisse Verachtung des menschlichen Geschlechts. Ich hasse die Könige nicht. Sie machen mir so vielen Spaß! In einem Zimmer thronen, das dreißig Millionen Meilen von der Sonne liegt, ist denn das nichts?

Laßt uns diesen weiten Ueberblick der Civilisationen in wenigen Worten zusammenfassen, sagte der Gelehrte, der zur Belehrung des unaufmerksamen Bildhauers eine Abhandlung über die Urvölker und den Ursprung der Staatsgesellschaften begonnen hatte. Beim Ursprung der Völker war die Staatsgewalt gewissermaßen materiell, ungetheilt, plump. Mit der Zunahme der Bevölkerung haben die Regierungen die ursprüngliche Gewalt mehr oder minder geschickt ermäßigt und getheilt. So war im hohen Alterthum die Theokratie im Besitze der Macht; der Priester hielt in seiner Hand das Schwerdt und das Rauchfaß. Später gab es zwei Priester: den Hohepriester und den König. Heutzutage hat unsere Staatsgesellschaft, an den Endpunkt der Civilisation gelangt, die Macht nach Maßgabe der Combinationen vertheilt,

und die Gewalten, die uns regieren, sind: Industrie, Gedanke, Gold, Wort. Da nun die Staatsgewalt keine Einheit mehr hat, so schreitet sie fortwährend einer socialen Auflösung zu, die keine andere Schranke mehr hat, als das Interesse. Wir stützen uns weder auf die Religion, noch auf die materielle Gewalt, sondern auf die Einsicht. Wägt das Buch das Schwerdt, die Rede die Handlung auf? Diese Frage ist zu lösen.

Die Einsicht hat Alles getödtet, rief der Carlist aus. Seyen Sie versichert, unbedingte Freiheit führt die Nationen zum Selbstmord. Sie langweilen sich im Siege, wie ein englischer Millionär. Was können wir noch Neues erfahren? Man hat bereits alle Staatsgewalten lächerlich gemacht, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, Gott zu läugnen. Es gibt keinen Glauben mehr. Dieses Jahrhundert gleicht einem durch Wollüste entkräfteten Sultan. Euer Lord Byron, in der lezten Verzweiflung der Poesie, hat die Leidenschaften des Verbrechens besungen.

Wissen Sie auch, sagte ein völlig betrunkener Arzt, daß eine Dosis Phosphor mehr oder weniger den Mann von Genie oder den Bösewicht, den Mann von Geist oder den Idioten, den Tugendhaften oder den Verbrecher macht?

Kann man die Tugend so behandeln! rief der Vaudevillist aus, die Tugend, welche der Gegenstand aller Theaterstücke, die Entwicklung aller Dramen, die Grundlage aller Tribunale ist!

So schweige doch, du Rindvieh! Deine Tugend ist Achill ohne Sohle!

Zu trinken her!

Willst du wetten, daß ich auf einen einzigen Zug eine Bouteille Champagner austrinke?

Welcher geistreiche Zug! rief der Karrikaturenmaler aus.

Sie sind besoffen wie Sackträger! sprach ein junger Mann, indem er den Wein über seine Weste goß.

Ja, mein Herr, die gegenwärtige Regierung ist die Kunst, die öffentliche Meinung regieren zu lassen...

Die Meinung! Das ist ja die größte Hure, die ich kenne! Wenn man euch Leute von der Moral und Politik hört, so müßte man immer eure Gesetze der Natur, die Meinung dem Gewissen vorziehen. Geht mir doch, Alles ist wahr, Alles ist falsch! Wenn uns die neuere Staatsgesellschaft den Pflaum des Kopfkissens gegeben hat, so hat sie auch diese Wohlthat durch das Podagra wieder wett gemacht; sie hat uns den Caschemir-Schawl, aber auch den Schnupfen gegeben.

Unthier! rief Emil, den Misanthropen unterbrechend aus, wie magst du die Civilisation schmähen im Angesicht dieser Weine, und während du hinter der Tafel bis an's Kinn vergraben bist? Beiße in diesen Rehbraten mit den vergoldeten Füßen und Hörnern, aber beiße deine Mutter nicht!

Ist es denn meine Schuld, wenn der Katholicismus es endlich so weit bringt, daß er eine Million Götter in einen Mehlsack stecken kann, wenn die Republik sich stets mit irgend einem Robespierre endigt, wenn das Königthum zwischen dem Meuchelmord

Heinrichs IV. und der Verurtheilung Ludwigs XVI. liegt, und wenn der Liberalismus ein Lafayette wird?

Sind Sie im Juli liberal geworden?

Nein!

Dann schweigen Sie, Sceptiker!

Die Sceptiker sind die gewissenhaftesten Menschen.

Sie haben gar kein Gewissen.

Was sagen Sie da? Sie haben wenigstens zwei Gewissen.

Mit dem Himmel rechnen! Das ist ein wahrhaft kaufmännischer Gedanke. Die antiken Religionen waren nur eine glückliche Entwicklung des physischen Vergnügens; wir aber haben die Seele und die Hoffnung entwickelt. Das ist ein Fortschritt.

He, meine lieben Freunde! Was ist von einem Jahrhundert zu erwarten, das sich in Politik betrunken hat? Was war das Schicksal von Smarra! Die anziehendste Schrift....

Smarra! rief der Kritiker über die Tafel herauf. Nichts als Redensarten, die auf gut Glück unter dem Hute hervorgezogen sind, die Schrift eines Tollhäuslers, der für Charenton reif ist!

Sie sind ein Dummkopf!

Sie sind ein Schlingel!

Oh! Oh!

Ah! Ah!

Sie werden sich schlagen!

Nein!

Morgen, mein Herr!

Auf der Stelle! erwiederte der Dichter.

Laßt doch! Laßt doch! Ihr seyd Beide Ehrenmänner!

Sie sind ein anderer! sagte der Herausforderer.

Sie können nicht einmal auf den Füßen stehen!

Was, ich kann nicht auf den Füßen stehen! schrie der kriegslustige Poet und richtete sich auf, wie ein Hornschröter, der eben davon fliegen will.

Er warf einen stieren Blick auf die Tafel, dann, wie erschöpft durch diese Anstrengung, fiel er auf den Sessel zurück, neigte das Haupt vorwärts und blieb stumm.

Das wäre doch lustig, sprach der Kritiker zu seinem Nachbar, wenn ich mich wegen einer Schrift schlagen sollte, die ich nie weder gesehen noch gelesen habe!

Eugen, nimm dein Kind in Acht! Dein Nachbar wird auf einmal so bleich, daß ihm nicht zu trauen ist.

Kant! Abermals ein Luftballon, zur Belustigung der Dummköpfe losgelassen! Der Materialismus und der Spiritualismus sind zwei schöne Raketen, mit welchen die gelehrten Marktschreier Ball spielen. Ob, nach Spinosa, Gott in Allem sey, oder ob Alles von Gott komme, nach Sct. Paul.... Dummköpfe! Eine Thüre öffnen oder schließen, ist das nicht die nämliche Bewegung? Kommt das Ei von der Henne oder die Henne vom Ei? — Gebt mir die Ente da herunter! — Das ist eure ganze Wissenschaft!

Einfaltspinsel! rief ihm der Gelehrte zu, die Frage, welche du stellst, ist durch eine Thatsache entschieden.

Und durch welche?

Die Katheder der Professoren sind nicht für die Philosophie geschaffen, sondern die Philosophie für

die Katheder. Setze eine Brille auf und lese das Budget.

Diebe!

Dummköpfe!

Spizbuben!

Einfaltspinsel!

Wo sonst, als zu Paris, findet man einen so lebhaften, schnellen Austausch der Gedanken? rief der Künstler aus.

Auf, Heinrich! Gebe uns irgend einen klassischen Schnack zum Besten!

Soll ich euch das neunzehnte Jahrhundert aufführen?

Hört!

Stille!

Legt Maulkörbe vor eure Schnauzen!

Willst du wohl schweigen, Chinese!

Gebt ihm Wein, stopft ihm das Maul, dem Kind!

Jezt an dir, Heinrich!

Der Künstler knüpfte seinen schwarzen Rock bis an den Kragen zu, zog seine gelben Handschuhe an und äffte den Globe nach; aber der Lärm übertäubte seine Stimme, und man konnte kein einziges Wort seiner witzigen Reden auffassen. Wenn er nicht das Jahrhundert darstellte, so repräsentirte er wenigstens das Journal (Globe), denn er verstand sich selbst nicht.

Jezt fand sich der Nachtisch wie durch Zauber servirt. Die Früchte aller Jahreszeiten und Himmelsstriche, die ausgesuchtesten Leckereien glänzten darauf in dem reichsten Service. Es gibt deutsche

Fürsten, deren Budget für diese unverschämte Prachtausstellung eines Pariser Bürgers unzureichend gewesen wäre; aber die umnebelten Augen der Gäste hatten kaum eine unbestimmte Anschauung dieser Feerie, welche der Mährchen von tausend und einer Nacht würdig gewesen wäre. Die feinen Dessertweine vollendeten die allgemeine Trunkenheit. Die Früchte auf den Pyramiden wurden geplündert, die Stimmen wurden lauter und lärmender, der Tumult stieg. Jetzt hörte man keine bestimmten Worte mehr. Die Gläser flogen in Splittern herum, und ein rohes Gelächter lief rund um die Tafel. Der Vaudevillist ergriff ein Waldhorn und begann ein Jagdstückchen zu blasen. Dieß hatte die Wirkung eines vom Teufel gegebenen Signals. Die ganze Gesellschaft, von Wahnsinn ergriffen, heulte, pfiff, sang, schriee, brüllte, schimpfte. Von Natur lustige Leute wurden düster, wie die Entwicklung eines Trauerspiels. Die Duckmäuser erzählten ihre Geheimnisse Neugierigen, die nicht zuhörten. Die Melancholischen stimmten ein Faunengelächter an. Busenfreunde rauften sich. Der Hausherr war so betrunken, daß er nimmer aufstehen konnte; aber er ermunterte die Ausschweifungen seiner Gäste durch eine fixe Grimasse, und bemühte sich zugleich, ein ehrbares und gastfreundliches Aussehen beizubehalten. Sein breites Gesicht, roth und blau, fast violett geworden, war schauerlich anzusehen.

Haben Sie sie umgebracht? fragte ihn Emil.

Die Konfiscation und die Todesstrafe sind seit der Julirevolution abgeschafft, antwortete der Banquier.

Hierauf lachte er, indem er auf eine Art mit den Augen blinzelte, die voll von Verschmiztheit und Dummheit zugleich war.

Erscheinen sie Ihnen nicht bisweilen im Traume? fragte Raphael.

Es ist Verjährung eingetreten! erwiederte der reiche Mörder.

Und auf sein Grab, rief Emil in sardonischem Tone aus, wird der Baumeister des Kirchhofs schreiben: „Wanderer, stehe still und weihe seinem Andenken eine Thräne!" Ha! Ein Preis von fünf Franken dem Mathematiker, der mir mit Zahlen das Daseyn der Hölle beweist!

Er warf ein Geldstück in die Luft.

Kopf für Gott!

Sehe nicht hin! rief Raphael aus und nahm das Geldstück. Was kann man wissen? Der Zufall ist so gefällig.

Ach! rief Emil in spaßhaft-traurigem Tone aus, ich weiß nicht, wohin meinen Fuß setzen zwischen der Geometrie des Unglaubigen und dem Pater noster des Papstes.

Wir verdanken dem Pater noster, erwiederte Raphael, unsere Künste, unsere Denkmäler, vielleicht unsere Wissenschaften, und, was eine noch größere Wohlthat ist, unsere modernen Regierungsformen, in welchen eine große Staatsgesellschaft durch fünfhundert Intelligenzen trefflich repräsentirt ist, wo die Staatskräfte, sich gegenseitig bekämpfend und lähmend, sich neutralisiren und alle Macht in den Händen der Civilisation lassen, jener gigantischen

Königin, welche an die Stelle des Königs getreten ist. Im Angesicht so reeller Meisterwerke erscheint der Atheismus wie ein abgeschältes Skelett. Was sagst du dazu?

Ich denke an die Ströme von Blut, welche der Katholicismus vergossen hat, sagte Emil frostig. Er hat uns Herz und Adern aus dem Leibe gerissen, um eine kleine Sündfluth aufzuführen. Aber gleichviel! Jeder denkende Mensch muß sich unter Christus Fahne stellen. Christus allein hat den Sieg des Geistes über den Stoff geheiligt, er allein hat uns die Zwischenwelt, die uns von Gott trennt, poetisch aufgeschlossen.

Du glaubst? fuhr Raphael fort und warf jenen lächelnden Blick der Trunkenheit auf ihn. Nun denn, damit wir uns nicht blosgeben, so bringe ich den berühmten Trinkspruch aus: Diis ignotis!

Hiemit leerten sie ihre Becher voll Wissenschaft und süßen Weins, voll Poesie und Unglauben.

Wenn es den Herren gefällig ist, sich in den Salon zu geben, der Caffee wartet auf sie!

Und die Flügelthieren öffneten sich. In diesem Augenblicke wälzten sich beinahe alle Gäste im Schoose jenes köstlichen Vorhimmels, wo die Strahlen des Geistes erlöschen, wo der Körper, von seinem Tyrannen befreit, sich dem Delirium der Freiheit hingibt. Die einen, auf dem höchsten Gipfel der Trunkenheit, blieben trübsinnig und mühsam beschäftigt, einen Gedanken zu fassen, der ihnen ihr eigenes Daseyn bezeuge; die andern, in die Abspannung einer trägen Verdauung versunken, verläugneten die Bewegung.

Unbezähmbare Schwätzer brachten noch unbestimmte Worte hervor, deren Sinn sie selbst nicht verstanden. Einige Gesänge erschallten wie das Geräusch eines Mechanismus, der von selbst sein künstliches und seelenloses Leben vollbringt. Stille und Geräusch hatten sich seltsam gemischt. Gleichwohl erhoben sich die Gäste auf die volltönende Stimme des Kammerdieners, der ihnen in Ermanglung des Hausherrn, neue Freuden ankündete, und verließen den Speisesaal, gegenseitig sich führend, schleppend, beinahe tragend.

Der ganze Haufen blieb einen Augenblick, in unbeweglichem Entzücken, auf der Thürschwelle stehen. Die ausschweifenden Freuden des Mahls vergingen in nichts vor dem kitzelnden Schauspiel, das der Gastfreund dem wollüstigsten ihrer Sinne bereitet hatte. Unter den glänzenden Kerzen eines goldenen Wandleuchters, und um eine mit Crystall beladene Tafel, bot sich plötzlich den erstaunten Gästen eine weibliche Gruppe dar, und ihre Augen leuchteten, wie eben so viele Diamanten. Reich waren die Gewänder, aber reicher noch an Reiz diese glänzenden Schönheiten, vor welchen alle Wunder dieses Pallastes verschwanden. Die Augen dieser reizenden Geschöpfe flammten heller, als die Kerzen des Saals im Wiederschein der vergoldeten Wände. Dieser Harem bot Verführungen für eines Jeden Auge, Wollüste für alle Launen dar. Nachläßig hingegossen schien eine Tänzerin unter den wellenförmigen Falten ihres Cachemir im Gewande der Natur da zu sitzen. Hier verbarg oder zeigte ein durchsichtiges Gas,

eine schillernde Seide geheimnißvolle Reize. Kleine, schmale Füße sprachen von Liebe, der rothe frische Mund schwieg. Schmächtige, schüchterne junge Mädchen, gestern noch Jungfrauen, boten sich dem Blicke dar wie Erscheinungen, die ein Hauch wegblasen kann. Dann kamen aristokratische Schönheiten mit hochmüthigem Blick, als ob sie mit königlichen Protektionen handeln könnten. Eine Engländerin, schneeweiß und ätherisch, wie aus Asiens Wolken herabgestiegen, glich einem Engel der Melancholie, einem Gewissensbiß, der das Laster flieht. Die Pariserin, deren Schönheit in einer unbeschreiblichen Anmuth liegt, eitel auf ihren Anzug, eitel auf ihren Geist, bewaffnet mit ihrer allmächtigen Schwäche, weich und hart, herzlose Syrene ohne Leidenschaft, die aber alle Schätze der Liebe künstlich aufschließen und die Accente des Herzens nachmachen kann, fehlte in dieser gefährlichen Gesellschaft nicht. Dann glänzten in ihr italienische Schönheiten, mit dem Außenschein der Ruhe und innern Glücks, hochgewachsene Normänninnen, südliche Gesichter mit schwarzen Haaren und brennenden Augen. Da saßen sie, betreten, verschämt, und drängten sich an die Tafel, wie sumsende Bienen, wann sie in den Korb einfliegen. Diese furchtsame Verlegenheit, Vorwurf und Coquetterie zugleich, klagte an und verführte. War es unwillkürliche Schaam? Vielleicht gebot ihnen ein Gefühl, das weibliche Wesen nie ganz verläßt, sich in den Mantel der Tugend zu hüllen, um den Freuden des Lasters mehr Reiz und Würze zu geben. Die von dem Hausherrn angesponnene Verschwörung schien auch

wirklich scheitern zu wollen. Diese zügellosen Menschen wurden anfänglich durch die majestätische Macht, die dem Weib innewohnt, unterjocht. Ein Murmeln der Bewunderung erhob sich wie die sanfteste Musik. Die Liebe hatte mit der Trunkenheit nicht gleichen Schritt gehalten, und statt den Sturm ihrer Leidenschaften loszulassen, gaben sich diese trunkenen Menschen, durch einen Augenblick der Schwäche übermannt, bloß den Vergnügungen einer wollüstigen Extase hin. Die Künstler, der sie fast immer beherrschenden Poesie huldigend, studirten die ausgezeichneten Formen dieser ausgesuchten Schönheiten. Ein Philosoph schauderte, wenn er an die Unfälle dachte, welche diese weiblichen Geschöpfe, weiland vielleicht der reinsten Huldigungen würdig, in diesen Saal gebracht hatten. Jede von ihnen hatte ohne Zweifel ein blutiges Drama zu erzählen. Fast Alle brachten in diesen Saal höllische Qualen mit; hinter sich schleiften sie Menschen ohne Treue und Glauben, verrathene Liebe, durch Elend bezahlte Freuden.

Die Gäste traten höflich auf den weiblichen Zirkel zu, und Gespräche, so verschieden als die Charaktere, entspannen sich. Es bildeten sich Gruppen. Man konnte glauben, daß man sich in einem Salon von guter Gesellschaft befinde, in welchem Frauen und Jungfrauen nach Tisch die Gäste mit Caffee bedienen. Bald jedoch brach hie und da ein Gelächter los, das Gemurmel vermehrte sich, die Stimmen wurden lauter. Die einen Augenblick gezähmte Orgie begann ihr Haupt wieder zu erheben.

Auf einem weichen Divan sitzend, sahen die beiden Freunde eine große Dirne, wohl proportionirt, von stolzer Haltung, von unregelmäßigen, aber ergreifenden Gesichtszügen, auf sich zukommen. Ihr schwarzes Haar fiel in reichen Locken auf ihre breiten Schultern herab. Unter langen Wimpern spiee ihr Auge Flammen aus. Der rothe halbgeöffnete Mund lud zum Küssen ein. Sie reichte auf einer silbernen Platte den beiden Freunden den Caffee dar.

Wie nennst du dich? fragte sie Raphael.

Aquilina.

Oh! Oh! Du kommst aus dem geretteten Venedig, rief Emil aus.

Ja! erwiederte sie. So wie die Päpste sich neue Namen geben, wann sie sich über die Menschen erheben, eben so habe ich einen andern Namen angenommen, als ich mich über alle andern Weiber erhob.

Hast du denn, wie deine Namensschwester, irgend einen edlen und furchtbaren Verschwörer zu deinem Geliebten, der dich liebt und für dich zu sterben weiß? fragte Emil, durch diesen Anschein von Poesie angezogen.

Ich habe ihn gehabt, erwiederte sie; aber die Guillotine war meine Nebenbuhlerin. Darum fehlt nie ein rother Lappen bei meinem Putze, damit meine Freude nicht zu weit gehe.

Ho! Wenn Sie sie auf die Geschichte der vier jungen Männer von La Rochelle bringen, so wird sie nimmer aufhören. Schweige doch, Aquilina! Hat nicht jedes Weib einen Geliebten zu beweinen? Aber nicht alle hatten, wie du, das Glück, ihn auf dem

Blutgerüste zu verlieren. Ha! Lieber läge der meinige in einer Grube zu Clamart, als an der Seite einer Nebenbuhlerin!

Diese so furchtbar logischen Worte kamen mit sanfter, melodischer Stimme aus dem Munde eines unschuldigen, niedlichen kleinen Geschöpfs, wie je eines, nach dem Ausdruck von Horaz Walpole, aus einem bezauberten Ei geschlüpft. Sie war mit leisem Schritte gekommen und zeigte nun ihre Sylphengestalt, ihre züchtigen blauen Augen, ihre blühenden Wangen. Eine unschuldige Najade, eben erst ihrer Quelle entschlüpft, kann nicht schüchterner, weißer, unbefangener seyn. Sie schien sechszehen Jahre alt, unwissend im Bösen, unwissend in der Liebe; sie schien die Stürme des Lebens nicht zu kennen, eben erst aus einer Kirche zu kommen, wo sie die lieben Engel gebeten hatte, sie in den Tagen ihrer Unschuld schon in den Himmel aufzunehmen. Nur zu Paris stößt man auf solche Geschöpfe mit offenem Gesicht, hinter dessen reinen Zügen sich die tiefste Verworfenheit birgt.

Neben die leidenschaftliche Aquilina gestellt, bot sie das Bild jener kalten, wollüstig grausamen Verdorbenheit dar, unbesonnen genug, ein Verbrechen zu begehen, verhärtet genug, darüber zu lachen, ein herzloser Teufel, der die reichen, zarten Herzen dafür straft, daß sie Rührungen fühlen, deren er beraubt ist, der immer eine Grimasse der Liebe zu verkaufen findet, der in Thränen zerfließt bei dem Leichenbegängniß seines Schlachtopfers, und am Abend vor Freude vergeht, wenn er das erschlichene Testament

liest. Ein Dichter konnte die stolze Aquilina bewundern, vor der lockenden Euphrasia sollte die ganze Welt fliehen wie vor der Pest. Die eine war die Seele des Lasters, die andere das Laster ohne Seele.

Ich möchte wohl wissen, sagte Emil zu diesem niedlichen Geschöpf, ob du auch bisweilen an die Zukunft denkst?

Zukunft! erwiederte sie lachend. Was nennen Sie Zukunft? Warum sollte ich an das denken, was noch nicht da ist? Ich sehe nie weder zurück noch vorwärts. Ist es nicht schon allzuviel, mich auf einmal mit einem ganzen Tage zu beschäftigen? Im übrigen kennen wir unsere Zukunft — sie ist der Spital.

Wie kannst du stets den Spital vor dir sehen, ohne zu vermeiden, daß du dahin kommst? rief Raphael aus.

Was hat denn, fragte Aquilina, der Spital so Furchtbares an sich? Wann uns, die wir weder Mütter noch Gattinnen sind, das Alter Runzeln auf die Wangen furcht und unsere Beine mit schwarzen Strümpfen bekleidet, wann wir aufgehört haben Weiber zu seyn, wann der Blick unserer Liebhaber zu Eis wird, was brauchen wir dann noch weiter? Dann sind wir nur noch ein wandelnder Leichnam, der auf zwei Füßen einhergeht, kalt, ausgetrocknet, aufgelöst. Die schönsten Kleider werden zu Lumpen an unserem Leibe, der Ambraduft unserer Boudoirs nimmt einen Todtengeruch an und riecht nach dem Skelett, und wenn in diesem Schlamme sich noch ein Herz findet, so verspottet Ihr es. Ihr nehmt uns Alles, selbst bis auf die Rückerinnerung. Mögen wir

nun zu diesem Zeitpunkt unseres Lebens in einem prächtigen Hotel Schooshunde kämmen, oder in einem Spital Wolle spinnen, ist nicht unser Daseyn ganz dasselbe? Unsere grauen Haare unter einem gewürfelten Tuche oder unter Spizen verstecken, die Straßen mit einem Besen von Birkenholz, oder die Treppen der Tuilerien mit Samt und Seide fegen, am vergoldeten Kamin, oder an der Asche eines gemeinen Heerdes sizen, statt der Oper dem Schauspiel auf dem Greveplaz anwohnen — wo liegt denn da der Unterschied?

Aquilina mia! unterbrach sie Euphrasia, noch nie hast du, die Verzweifelnde, so vernünftige Worte gesprochen. Ja wohl, Gold, Samt, Seide, kurz der Luxus, was glänzt und gefällt, Alles das steht nur der Jugend. Die Zeit allein wird Herr unserer Thorheiten werden, aber das Glück absolvirt uns. Ihr lacht über das, was ich sage, fuhr sie mit einem giftigen Lächeln fort. Habe ich denn nicht Recht? Ich will lieber am Uebermaaß des Vergnügens umkommen, als an Krankheit. Ich bin nicht von der Sucht der Unsterblichkeit besessen, ich verachte die Menschen zu sehr, als daß ich sehen möchte, was Gott nach ihrem Tode aus ihnen macht. Gebt mir Millionen, ich verschwende sie. Nicht ein Heller soll für das nächste Jahr übrig bleiben. Leben, um zu gefallen und zu gebieten, dieser Wahlspruch birgt sich in jeder Falte meines Herzens. Ich handle im Sinne der Staatsgesellschaft, wie sie ist, denn gibt sie mir nicht, was ich zu meinen Verschwendungen brauche? Warum schiebt mir der liebe Gott jeden Morgen in die Tasche,

was ich den Tag über nöthig habe? Warum baut ihr Spitäler für uns? Haben wir nicht die Wahl zwischen dem Guten und Bösen? Ich wäre toll, wenn ich nicht die Freude wollte!

Und die andern Menschen? sagte Emil.

Nun, die Andern! Die mögen sehen, wie sie auf der Welt zurechtkommen! Ich lache lieber über ihre Leiden, als ich über die meinigen weine. Ich fordere die ganze Welt heraus, mir den geringsten Kummer zu machen. Meinetwegen mögen sie Alle zu Grunde gehen.

Was hast du denn zu leiden gehabt, daß du so bitter bist? fragte Raphael.

Ich bin verlassen worden um einer Erbschaft willen, ich! erwiederte sie und nahm eine verführerisch trozige Stellung an. Und ich hatte Tag und Nacht gearbeitet, um meinen Geliebten zu ernähren. Ja! Nie mehr will ich mich durch ein Lächeln, durch einen Schwur bestechen lassen. Mein Daseyn soll nur eine lange partie de plaisir seyn.

Kommt denn aber, rief Raphael aus, das Glück nicht von der Seele?

Ei! fiel Aquilina ein, achtet ihr denn das für Nichts, sich bewundert, beschmeichelt zu sehen, über alle Weiber zu triumphiren, selbst über die tugendhaften, sie unter dem Gewicht unserer Reize, der Wollüste, die wir spenden, zu Boden zu treten? Uebrigens leben wir an einem Tage mehr, als so ein gutes Bürgerweib in zehn Jahren, und damit ist es fertig.

Welch' häßliches Geschöpf um ein Weib ohne Tugend! sagte Emil zu Raphael.

Euphrasia warf ihnen einen giftigen Blick zu und erwiederte mit einem unnachahmlichen Accent der Ironie: Die Tugend! die lassen wir den Häßlichen und Buckligen. Was wären sie auch ohne ihre Tugend, diese armen Weiber!

Schweige! rief Emil aus, rede nicht von dem, was du nicht kennst!

Ach! ich kenne die Tugend nicht, erwiederte Euphrasia. Sich sein ganzes Leben lang einem Wesen hingeben, das man verabscheut, Kinder erziehen, die uns verlassen, die uns das Herz brechen, das sind die Tugenden, die ihr einem Weibe auflegt! Sauberes Leben! Da bleibe ich lieber frei, liebe, was mir gefällt, und sterbe jung.

Fürchtest du nicht, Alles dieß eines Tages theuer zu bezahlen?

Je nun, statt meine Vergnügungen mit Kummer zu mischen, theile ich mein Leben in zwei Hälften, in eine lustige Jugend und in ein ungewisses Alter, während dessen ich Alles ertragen werde, was mir beschieden ist.

Sie hat nie geliebt, sagte Aquilina mit ergreifender Stimme. Sie hat nie hundert Meilen gemacht, um einen Blick und eine abschlägige Antwort mit Entzücken zu verschlingen. Sie hat nie ihr Leben an das Haar eines Hauptes geknüpft, sie hat nie versucht, ein Dutzend Menschen zu erdolchen, um ihren Geliebten, ihren Souverain, ihren Gott zu retten. Für sie war die Liebe nur ein geputzter Offizier....

He! He! La Rochelle, versezte Euphrasia' die Liebe ist wie der Wind; wir wissen nicht, von wannen er kommt, noch wohin er weht. Im übrigen, wenn dich ein Thier recht lieb gehabt hätte, würden dir die Leute von Geist zum Eckel seyn.

Das ist gegen den Codex, entgegnete Aquilina in ironischem Tone.

Ich hielt dich für nachsichtiger gegen die Militärs, rief Euphrasia lachend.

Wie glücklich sind diese Geschöpfe, daß sie so ihrer Vernunft entsagen können! sagte Raphael.

Glücklich! wiederholte Aquilina mit einem Lächeln, worin grauenvolle Verachtung lag, und mit einem entsezlichen Blick auf die beiden Freunde. Glücklich! Wißt ihr auch, was das heißt, zur Freude verurtheilt seyn mit dem Tod im Herzen?

Wenn man in diesem Augenblicke den Saal betrachtete, so hatte man einen anticipirten Anblik von Miltons Pandämonium. Die blauen Flammen des Punsch färbten die Gesichter derjenigen, welche noch zu trinken vermochten, mit einem höllischen Anstrich. Tolle Tänze erregten ein tolles Gelächter. Mit Todten und Sterbenden bedeckt, boten das Boudoir und ein kleiner Salon das Bild eines Schlachtfeldes dar. Die Atmosphäre war heiß von Rausch, Geschrei und Vergnügung. Trunkenheit, Sinnlichkeit, Wahnsinn der Freude, Vergessenheit der ganzen Welt, waren in die Herzen, auf die Gesichter, in die Luft, auf die Wände geschrieben. Ein feiner Staub lag auf dem Saale, durch welchen man alle Gestalten in ungewissem Lichte erblickte. Obgleich die beiden Freunde noch

einige Helle des Kopfes übrig behalten hatten, so vermochten sie doch nicht mehr zu unterscheiden, was an den Gegenständen, welche sie umschwebten, Wirkliches oder Phantastisches sey.

In diesem Augenblike brachte der vertraute Kammerdiener, nicht ohne große Mühe, den Hausherrn in das Vorzimmer und sagte ihm in's Ohr: Mein Herr! Alle Nachbarn sind unter den Fenstern und beklagen sich über den Lärm in unserm Hause.

Wenn sie keinen Lärm hören können, erwiederte barsch der betrunkene Gastgeber, so mögen sie ihre Thüren und Fenster mit Stroh verstopfen.

Raphael ließ plözlich ein so schallendes Gelächter entwischen, daß sein Freund ihn um die Ursache einer so ausgelassenen Lustigkeit fragte.

Ich kann dir das nicht deutlich erklären, erwiederte er. Vor allen Dingen muß ich dir sagen, daß ihr mich auf dem Kai Voltaire in dem Augenblicke aufgehalten habt, als ich im Begriffe war, mich in die Seine zu stürzen, und ohne Zweifel wirst du die Gründe meines Selbstmords wissen wollen. Und wenn ich nun hinzufüge, daß durch einen fast fabelhaften Zufall die hochpoetischen Trümmer der materiellen Welt sich damals durch eine symbolische Uebertragung der menschlichen Weisheit vor meinen Augen entfalteten, während in diesem Augenblicke die Trümmer aller intellectuellen Schätze, die wir an der Tafel so barbarisch unter die Füße getreten haben, ihren Endpunkt in diesen beiden Weibspersonen erreicht haben, in diesen lebendigen und originellen Bildern der Thorheit, und daß unsere gänzliche Sorglosigkeit in Allem, was

Menschen und Dinge betrifft, zum Uebergang der stark gefärbten Bilder von zwei sich schroff gegenüberstehenden Systemen des Daseyns gedient hat, wirst du mich dann besser begreifen? Wenn du nicht so betrunken wärest, würdest du vielleicht hierin eine philosophische Abhandlung....

Wenn du nicht mit deinen beiden Füßen auf dieser reizenden Aquilina ständest, deren Schnarchen eine, ich weiß nicht welche, Aehnlichkeit mit dem Brausen eines eben ausbrechenden Gewitters hat, versezte Emil, während er mechanisch mit Euphrasia's Locken spielte, so würdest du über deine trunkene Schwazhaftigkeit erröthen. Deine beiden Systeme können in ein paar Worten zusammengefaßt werden, und lassen sich auf einen einzigen Gedanken beschränken. Das einfache und mechanische Leben führt, indem es unsere Einsichten unter der Last der Arbeit erdrückt, zu thörichter Weisheit, und das in dem leeren Raume der Abstractionen oder in dem Schlamme der moralischen Welt hingebrachte Leben führt zu weiser Thorheit. Kurz und gut, die Gefühle tödten, um alt zu werden, oder sich dem Märtyrerthum der Leidenschaften hingeben und jung sterben, das ist unser Loos.

Einfaltspinsel! unterbrach ihn Raphael. Fahre fort, dich so kurz zu fassen, dann wirst du Bände schreiben! Wenn ich diese beiden Ideen hätte in Formen gießen wollen, so würde ich dir gesagt haben, daß der Mensch durch den Gebrauch der Vernunft sich verderbt und durch die Unwissenheit sich reinigt. Diß hieße aber den Staatsgesellschaften den Proceß machen. Mögen wir aber nun mit den Weisen leben,

oder mit den Narren sterben", ist denn nicht, früher oder später, das Ergebniß das nämliche? Auch hat der große Absonderer der Quintessenzen weiland diese beiden Systeme in zwei Worte gefaßt: Carymary, Carymara....

Du machst mich an der Allmacht Gottes zweifeln, denn du bist dummer, als er mächtig ist, erwiederte Emil. Unser Rabelais hat diese Philosophie noch kürzer gegeben durch sein „Vielleicht," wovon Montaigne sein „Was weiß ich?" entlehnt hat. Was ist Alles das weiter, als Pyrrhons Ausruf, als er zwischen Gut und Bös schwankte, wie Buridans Esel zwischen zwei Meß Haber. Weg mit diesem ewigen Streit, der doch nur auf ein Ja oder Nein hinausläuft. Welche Erfahrung wolltest du denn in dem Wasser der Seine machen, warst du eifersüchtig auf die hydraulische Maschine der Brücke Notre-Dame?

Ha! Wenn du mein Leben kenntest!

Ha! Ha! rief Emil aus, ich hielt dich nicht für so gemein, diese Phrase ist abgenüzt. Weißt du denn nicht, daß wir Alle den Wahn haben, weit mehr zu leiden, als alle andere Menschen?

Ha! schrie Raphael.

Du bist ein Narr mit deinem Ha! Laß hören! Zwingt dich eine Krankheit der Seele oder des Körpers, durch ein Zusammenziehen deiner Muskeln, jeden Morgen dir die Pferde vor Augen zu stellen, welche dich am Abend viertheilen sollen, wie weiland Damien that? Hast du deinen Hund, ganz roh und ohne Salz, in deinem Dachstübchen aufgefressen? Haben je deine Kinder zu dir gesagt: „Vater, ich

habe Hunger?" Hast du die Haare deiner Geliebten verkauft, und mit dem Erlös das Spielhaus besucht? Hast du einen falschen Wechsel mit falschem Namen auf einen falschen Onkel gezogen? Laß hören! Wenn du wegen eines Weibes, wegen eines Protests oder aus langer Weile ins Wasser springen wolltest, so gebe ich dich auf. Beichte, lüge nicht, ich will keine historischen Memoiren. Vor allen Dingen, fasse dich so kurz, als dir deine Trunkenheit erlauben mag, denn ich bin so schwer zu befriedigen, als ein Leser, und so schlaflustig, als ein altes Weib, das ihren Abendsegen liest.

Armer Thor! sagte Raphael. Seit wann messen sich die Schmerzen nicht mehr im Verhältniß zu der Empfindung? Wenn wir einmal in der Wissenschaft so weit seyn werden, daß wir eine Naturgeschichte der Herzen schreiben, daß wir sie benennen, in Gattungen, in Unterabtheilungen, in Familien, in Schaalthiere, in Fossilien, in Reptilien, in mikroskopische Wesen, in... was weiß ich... eintheilen können, dann, mein Freund, dann wird es bewiesen seyn, daß es so zarte Herzen gibt, wie eine frisch entfaltete Blume, welche die leichteste Reibung, wofür mineralische Herzen nicht einmal empfänglich wären, vernichtet.

Ich bitte dich, erspare mir die Vorrede! sagte Emil, halb lachend, halb im Tone des Mitgefühls, und faßte Raphaels Hand.

Die Zebrahaut.

Zweite Abtheilung.



Das herzlose Weib.

Raphael schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er mit einer Geberde der Sorglosigkeit fort: Ich weiß in der That nicht, ob ich den hellen Blick, mit welchem ich jezt mein ganzes Leben wie ein vor mir ausgebreitetes Gemälde überschaue, auf welchem die Gestalten, die Farbe, Licht und Schatten getreu wiedergegeben sind, nicht auf Rechnung des Weins und Punschs schreiben soll. Dieses poetische Spiel meiner Einbildungskraft würde mich nicht in Verwunderung setzen, wenn es nicht von einer gewissen Verachtung für meine vergangenen Leiden und Freuden begleitet wäre. Aus der Ferne betrachtet, ist mein Leben durch ein moralisches Phänomen gleichsam eingeschrumpft. Dieser lange, langsame, zehenjährige Schmerz löst sich heute in einige Redensarten auf, in welchen der Schmerz nur noch ein Gedanke, das Vergnügen eine philosophische Betrachtung ist. Ich urtheile, statt zu fühlen.

Du bist so langweilig, als ein Amendement, rief Emil aus.

Das ist möglich, erwiederte Raphael ohne Murren. Um nun deine Ohren nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, will ich dir die ersten siebenzehen Jahre meines Lebens schenken. Bis zu diesem Alter lebte ich, wie du, wie tausend andere, das Leben der Schule oder des Lycäums, an dessen eingebildete Leiden und wirkliche Freuden wir so oft mit kindlichem Gemüthe zurückdenken, jenes schöne Leben, dessen Arbeiten, welche uns doch an Arbeit gewöhnt haben, wir verachten.

Zum Drama selbst! sagte Emil halb komisch, halb kläglich.

Als ich die Schule verlassen hatte, hielt mich mein Vater in strenger Zucht. Ich wohnte in einem Zimmer, das hart an das seinige stieß. Ich legte mich Abends um neun Uhr zu Bett und stund Morgens um fünf Uhr wieder auf. Mein Vater wollte, daß ich mich der Rechtsgelehrsamkeit mit allem Eifer widme. Ich ging in die Rechtsschule und zu einem Sachwalter zugleich. Aber die Gesetze der Zeit und des Raumes wurden auf meine Gänge, auf meine Arbeiten, so streng angewendet, und mein Vater verlangte beim Mittagessen eine so strenge Rechenschaft von mir....

Was liegt mir an dem? sagte Emil.

Hol' dich der Teufel! versezte Raphael. Wie könntest du meine Gefühle begreifen, wenn ich dir nicht die unscheinbarsten Thatsachen erzählte, die auf meine Seele eingewirkt, sie der Furcht geöffnet und noch lange Zeit in knabenhafter Unschuld erhalten haben? Bis zum ein und zwanzigsten Jahre also

mußte ich meinen Nacken unter einen Despotismus beugen, der so frostig war, als der einer Klosterregel. Um dich in mein trauriges Leben einzuführen, würde es wohl genügen, dir eine Schilderung von meinem Vater zu machen. Er war ein langer, rahner, ausgetrockneter Mann, mit Gesichtszügen, so scharf gezeichnet, wie die Schneide eines Messers, bleiches Gesicht, kurze Rede, knauserig wie eine alte Jungfer, ängstlich wie ein Kanzleidirektor. Sein väterliches Ansehen lastete so schwer auf meinen Gedanken und Gelüsten, wie ein bleierner Dom. Wenn ich in ein sanftes und zärtliches Gefühl gegen ihn überfließen wollte, nahm er es als eine Thorheit auf. Ich fürchtete ihn weit mehr, als früher meine Lehrer. Ihm gegenüber war ich immer noch acht Jahre alt. Gleichwohl liebte ich ihn. Er war gerecht. Strenge ist nicht hassenswerth, wenn sie durch einen großen Charakter, durch reine Sitten gerechtfertigt und mit Güte passend untermischt ist.

Wenn auch mein Vater stets ein Auge auf mich hatte, wenn er mir bis zum zwanzigsten Jahre nicht zwanzig Franken — ein in meiner Einbildung unermeßlicher Besitz! — zur Verfügung überließ, so suchte er mir wenigstens einige Zerstreuungen zu verschaffen, und nachdem er mich Monate lang auf ein Vergnügen hatte warten lassen, führte er mich in's Theater, in's Concert, auf einen Ball. Ueberall hoffte ich auf eine Geliebte zu stoßen. Eine Geliebte war für mich Lebensglück und Unabhängigkeit. Aber schaamhaft und schüchtern, wie ich war, ohne Kenntniß der Sprache der Welt, ohne Bekanntschaft mit irgend

Jemand, kam ich immer eben so unerfahren, mit der nämlichen Sehnsucht im Busen zurück. Am andern Morgen, von meinem Vater aufgezäumt wie ein Reitpferd, mußte ich zum Sachwalter, in die Rechtsschule, in den Justizpalast zurückkehren. Mich von der einförmigen Bahn, die er mir vorgezeichnet hatte, entfernen wollen, hieß mich seinem Zorne aussetzen, und er hatte mir gedroht, bei dem geringsten Fehler mich als Schiffsjunge auf die Antillen einschiffen zu lassen. Auch wagte ich nur mit Angst und Schrecken, bisweilen eine oder zwei Stunden den Arbeiten meines Tages zu entziehen und irgend einem kleinen Vergnügen zu widmen. Denke dir nun die ausschweifendste Einbildungskraft, das liebedurstigste Herz, die zartfühlendste Seele, einen Geist voll Poesie, stets gegenüber dem kältesten, kieselherzigsten Manne von der Welt! Verkupple ein junges Mädchen an ein Skelett, und du wirst die Existenz begreifen, deren seltsame Scenen du mir zu entwickeln verbietest: Entwürfe zur Flucht, die beim bloßen Anblick meines Vaters in Rauch aufgehen, Verzweiflung, die der Schlaf stillt, unterdrückte Wünsche, melancholische Träume, durch die Töne der Musik verweht! Ich hauchte mein Unglück in Melodien aus, Berthoven und Mozart waren meine Vertrauten. Ich muß jezt lächeln, wenn ich an alle die Vorurtheile zurückdenke, welche zu dieser Epoche der Unschuld und Tugend mein Gewissen ängstigten. Wenn ich den Fuß in das Haus eines Restaurateurs gesezt hätte, würde ich mich verloren geglaubt haben. Meiner Einbildungskraft schwebte ein Caffeehaus als ein Ort der Lüderlichkeit

vor, wo die Menschen an Geld und Ehre bankerutt werden. Um Geld im Spiele zu wagen, hätte ich Geld haben müssen. Ha! Und wenn du auch darüber einschlafen solltest, so muß ich dir doch eine der furchtbarsten Freuden meines Lebens erzählen, eine jener Freuden, deren Krallen sich tief in unser Herz eingraben, wie das glühende Eisen in die Schulter des Galeerensclaven. Ich war auf dem Balle bei dem Herzog von Navailles, einem Vetter meines Vaters. Damit du meine Lage ganz begreifen kannst, darf ich dir nichts verhehlen. Ich trug einen abgeschabten Rock, schlecht gemachte Schuhe, ein Kutschershalstuch und alte abgetragene Handschuhe. Ich sezte mich in eine Ecke, um mit Muse Eis verspeisen und die schönen Damen betrachten zu können. Mein Vater sah mich, und aus einem Grunde, den ich nie errathen habe, so sehr betäubte mich diese Handlung des Vertrauens, gab er mir seine Börse und seine Schlüssel in Verwahrung. Zehen Schritte von mir saßen einige Spieler, und ich hörte das Gold klimpern. Ich war zwanzig Jahre alt, und ich wünschte nur einen einzigen ganzen Tag im Schlamme der Vergehen meines Alters zuzubringen. Seit einem Jahre schweiften meine Gedanken aus: Ich träumte mich prächtig gekleidet, im Wagen, an der Seite eines schönen Weibes, den großen Herrn spielend, bei Very speisend, Abends im Schauspiel, und entschlossen erst am folgenden Morgen zu meinem Vater zurückzukehren, aber zu meiner Entschuldigung mit einem Abenteuer bewaffnet, ränkevoller, als Figaros Hochzeit, und aus welchem er sich unmöglich heraushelfen könnte. Ich

berechnete diesen ganzen Genuß auf die Summe von fünfzig Thalern. War das nicht Schülermäßig? Ich ging demnach in ein Boudoir, wo ich, ganz allein, mit leuchtenden Augen und zitternden Händen, das Geld meines Vaters zählte. Seine Börse enthielt hundert Thaler. Plötzlich standen die Freuden meiner Träume vor mir, sichtbar, wie Macbeths Hexen um die Glutpfanne tanzend, lockend und schrecklich. Ich wurde ein entschlossener Bösewicht. Ohne meinem pochenden Herzen Gehör zu geben, nahm ich aus der Börse zwei Zwanzigfrankenstücke, die ich noch heute vor Augen sehe. Die Millesimen waren ausgewischt und Bonaparte's Gesicht grinste daraus hervor. Nachdem ich die Börse in meine Tasche gesteckt hatte, trat ich auf einen Spieltisch zu, die beiden Goldstücke in meiner feuchten Hand, und schwebte um die Spieler herum, wie ein Sperber um einen Hühnerstall. Mit unaussprechlicher Angst warf ich einen Blick um mich her, und als ich gewiß war, daß mich Niemand von meinen Bekannten wahrnehme, wettete ich auf einen kleinen, lustigen, dicken Herrn, über dessen gesegnetes Haupt ich mehr Gebete ergoß, als eine Schiffsmannschaft in drei Stürmen zum Himmel schickt. Aber zugleich pflanzte ich mich mit einem Instinkt von Verworfenheit und Machiavellis'm, über den sich selbst Sixtus der Fünfte gewundert haben würde, in die Nähe einer Thüre und blickte mit dem Anscheine der Aufmerksamkeit durch die Salons, obwohl Alles vor meinen Augen schwamm. Meine Augen und meine Sinne waren bei dem unseligen, grünen Teppich. Von diesem Abend an schreibt sich die erste psychologische

Betrachtung, welcher ich jene Art von Tiefblick verdanke, der mich einige Geheimnisse unserer doppelten Natur durchdringen ließ. Ich drehte dem Tische, auf welchem mein künftiges Glück, um so lockender vielleicht, weil es verbrecherisch war, auf dem Spiele stand. Zwischen den Spielern und mir war eine vierfache Reihe plaudernder Leute, deren Sumsen selbst den Klang des Goldes übertäubte, in diesen Lärm mischte sich das Orchester, und gleichwohl hörte ich mittelst eines Vorrechtes, das alle Leidenschaften sich nehmen, und das ihnen die Macht verleiht, Raum und Zeit zu verwischen, deutlich die Worte der beiden Spieler, kannte ihre Points, wußte, welcher von beiden den König umschlug, als ob ich die Karten gesehen hätte, und obwohl auf zehen Schritte von dem Spiel entfernt, erbleichte ich doch bei jedem seiner Launen. Plötzlich ging mein Vater an mir vorüber, und jezt begriff ich die Worte der Schrift: „Der Geist Gottes ging an ihm vorüber.“ Aber eben hatte ich gewonnen. Mit der Behendigkeit eines Aals schlüpfte ich durch die Menge an den Spieltisch. Wie zuvor von Angst, zitterten jezt alle meine Glieder vor Freude. Ich glich einem Verurtheilten, der auf dem Gange zum Richtplatz dem König und seiner Gnade begegnet war. Der Zufall wollte, daß ein Herr mit einem Orden zwanzig Franken forderte. Sie fehlten im Spiel. Alle Blicke fielen auf mich. Ich erblaßte und dicke Schweißtropfen stunden auf meiner jungen Stirne. Das Verbrechen, meinen Vater bestohlen zu haben, erschien mir jezt als schwer gebüßt; aber der gute, kleine, dicke Mann sagte mit einer Stimme, die in

himmlischen Tönen in meinen Ohren erklang: „Alle diese Herren haben gesezt gehabt,“ und bezahlte sofort die vierzig Franken. Jezt erhob ich mein Haupt und warf triumphirende Blicke auf die Spieler. Hierauf ersezte ich das Gold wieder, das ich aus meines Vaters Börse genommen hatte, und ließ meinen Gewinn dem würdigen dicken Manne, der fortfuhr zu gewinnen. So bald ich mich im Besitze von 160 Franken sah, band ich sie so fest in mein Sacktuch, daß sie während der Rückkehr nach unserer Wohnung sich durch ihren Klang nicht verrathen konnten, und hörte auf zu spielen.

Was hast du am Spieltisch gemacht? fragte mich mein Vater, als wir in den Wagen stiegen.

Ich habe zugesehen, antwortete ich zitternd.

Es wäre, fuhr mein Vater fort, nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn die Eigenliebe dich angetrieben hätte, etwas Geld auf den Teppich zu setzen. In den Augen der Welt erscheinst du alt genug, um zu Thorheiten berechtigt zu seyn. Ich würde dich mithin entschuldigen, Raphael, wenn du dich meiner Börse bedient hättest....

Ich antwortete nichts. Zu Hause händigte ich meinem Vater sein Geld und seine Schlüssel ein. Er leerte die Börse auf dem Kamin aus und zählte das Gold. Hierauf wendete er sich mit ziemlich liebreichem Wesen zu mir und sprach, jede Phrase durch eine mehr oder minder lange Pause trennend: Mein Sohn, du bist jezt bald zwanzig Jahre alt. Ich bin zufrieden mit dir. Du mußt ein Taschengeld haben, und wenn es auch nur deßhalb wäre, daß du dich an

Sparsamkeit gewöhnst und die Dinge, welche zum Leben erforderlich sind, kennen lernst. Von heute an werde ich dir monatlich hundert Franken geben. Du kannst über dein Geld nach Gefallen verfügen. Hier hast du das erste Trimester dieses Jahrs.

Ich war im Begriffe, mich zu seinen Füßen zu werfen und ihm zu entdecken, daß ich ein schändlicher Dieb sey, und was noch schlimmer ist, ein Lügner. Aber die Schaam hielt mich zurück. Ich umarmte ihn, er ließ es sich gefallen.

Jezt, mein Kind, sagte er, bist du ein Mann. Was ich eben that, ist einfach und gerecht, und verdient keinen Dank. Wofür du mir allein Dank schuldig bist, Raphael, fuhr er in sanftem aber würdevollem Tone fort, das ist, daß ich deine Jugend vor der Verderbniß bewahrt habe, welche der Krebsschaden aller jungen Leute zu Paris ist. Von nun an sind wir zwei Freunde. In einem Jahre hast du in der Jurisprudenz absolvirt. Du hast mit Aufopferung gründliche Kenntnisse erworben und dir Liebe zur Arbeit angeeignet, welche für Männer, die zu Staatsämtern berufen sind, so wesentlich nöthig ist. Jezt, mein Sohn, lerne mich kennen. Ich will aus dir weder einen Advokaten, noch einen Notar machen, sondern einen Staatsmann, welcher der Ruhm unseres armen Hauses werden kann. Morgen mehr! fügte er hinzu, indem er mich mit einer geheimnißvollen Geberde verabschiedete.

Von diesem Tage an weihte mich mein Vater in seine Plane ein. Ich war der einzige Sohn und hatte schon vor zehen Jahren meine Mutter verloren.

Schon vorlängst war mein Vater, der sich wenig um das Recht kümmerte, mit dem Degen an der Seite sein Feld pflügen zu dürfen, und der das Haupt eines historischen, in Auvergne so ziemlich vergessenen Hauses war, nach Paris gegangen, um dort den Teufel zu versuchen. Begabt mit jener Feinheit, welche den Menschen aus dem südlichen Frankreich, wenn sie einige Charakterstärke besitzen, eine solche Ueberlegenheit über die Alltagswelt verleiht, war er ohne große Beihülfe dahin gelangt, im Innersten der Staatsgewalt selbst eine Stellung einzunehmen. Die Revolution zerstörte bald sein Glück; aber er hatte die Erbin eines reichen Hauses sich als Gattin beizulegen gewußt, und unter dem Kaiserreich stand er auf dem Punkt, unserer Familie ihren alten Glanz wieder zu geben. Die Restauration, welche meiner Mutter ihre bedeutenden Güter wieder gab, richtete meinen Vater zu Grunde. Da er früher mehrere Domainen, die der Kaiser im Auslande seinen Generalen verlieh, an sich gekauft hatte, kämpfte er seit zehen Jahren mit Liquidatoren und Diplomaten, mit preußischen und bairischen Gerichtshöfen, um sich in dem bestrittenen Besitze dieser unseligen Dotationen zu erhalten.

Jezt warf mich mein Vater in das endlose Labyrinth dieses unermeßlichen Processes, von dem unsere Zukunft abhing. Wir konnten verurtheilt werden, die von ihm erhobenen Einkünfte wieder zu ersetzen, und in diesem Falle reichte das Vermögen meiner Mutter kaum hin, die Ehre unseres Namens zu retten. An dem Tage also, wo mein Vater mich in gewisser Art emancipirt hatte, fiel ich unter das abscheulichste Joch.

Ich mußte fechten wie auf einem Schlachtfelde, Tag und Nacht arbeiten, Staatsmänner besuchen, ihr Gewissen überrumpeln, sie in unser Interesse ziehen, sie, ihre Weiber, ihre Lakaien, ihre Hunde verführen, und dieses scheußliche Handwerk unter anmuthigen Formen, unter lieblichen Scherzreden verbergen. Jezt begriff ich all' den Kummer, der auf dem Angesicht meines Vaters lag.

Seit einem Jahre ungefähr also führte ich dem Anschein nach das Leben eines Weltmanns, aber diese Zeitverschwendung und das Bemühen, mich mit Verwandten, die in Gunst standen, mit allen Leuten, die uns nützlich seyn konnten, in Verbindung zu setzen, versteckten in ihrem Schoose unermeßliche Arbeiten. Meine Zerstreuungen waren Proceßschriften, meine Unterhaltungen Memoiren. Bis dahin war ich tugendhaft geblieben durch die Unmöglichkeit, mich den Genüssen der Jugend hinzugeben; jezt aber wurde ich durch die Besorgniß, durch irgend eine Nachlässigkeit mich und meinen Vater zu Grunde zu richten, mein eigener Despot. Ich erlaubte mir weder ein Vergnügen, noch eine Ausgabe. So lange wir jung sind, so lange jene Frische der Gedanken noch blüht, so lange wir jene edle Reinheit noch besitzen, die es verschmäht, je mit dem Schlechten in Unterhandlung zu treten, fühlen wir lebhaft unsere Pflichten, unsere Ehre spricht laut und verschafft sich Gehör, wir sind freimüthig ohne Rückhalt. So war ich damals, und ich wollte meines Vaters Vertrauen rechtfertigen. Erst noch hatte ich ihm mit Vergnügen eine ärmliche Summe entwendet, jezt da ich mit ihm die Last seiner

Angelegenheiten, seines Namens, seines Hauses trug, hätte ich ihm heimlich all' mein Gut, alle meine Hoffnungen zugewendet, wie ich ihm ehedem alle meine Vergnügungen opferte, glücklich in allen diesen Opfern!

Als wir nun durch ein Villelisches Gesetz zu Grunde gerichtet wurden, unterzeichnete ich ohne Murren den Verkauf meiner Besitzungen und behielt von allen unsern Gütern nur eine werthlose Insel in der Loire, auf der meine Mutter begraben war. Jezt, heute, würden mir vielleicht Argumente, Hinterthüren, philosophische, philantropische und politische Auswege genug offen stehen, um das zu umgehen, was damals mein Sachwalter eine Dummheit nannte. Aber im ein und zwanzigsten Jahre sind wir, wie wir leiben und leben, edelmüthige Hingebung. Die Thränen, die ich in meines Vaters Augen sah, waren damals für mich das schönste Erbe, und das Andenken an diese väterlichen Zähren ist heute noch mein süßester Trost. Zehen Monate nach der Befriedigung unserer Gläubiger starb mein Vater aus Kummer. Er betete mich an und hatte mich zu Grunde gerichtet. Dieser Gedanke tödtete ihn. Im Jahr 1826 folgte ich, 22 Jahre alt, ganz allein der Bahre meines einzigen Freundes, meines Vaters. Wenige Jünglinge nur werden, wie ich, hinter einem mitten in dem volkreichen Paris einsamen Sarge einhergehen, allein mit ihren Gedanken, ohne Vermögen, ohne Zukunft. Findelkinder haben noch das öffentliche Mitleid und eine Zuflucht im Findelhaus zur Stütze. Mir war nichts übrig geblieben!

Drei Monate hernach stellte mir ein Commissionär 1112 Franken, als das reine und liquide Ergebniß meiner väterlichen Erbschaft, zu. Durch Gläubiger gedrängt, hatte ich unsere Hausgeräthschaften verkaufen müssen. Von Jugend an gewöhnt, großen Werth auf die Gegenstände des Luxus zu legen, von denen ich umgeben war, konnte ich bei'm Anblick einer so winzigen Erbschaft meine Verwunderung nicht bergen. „Oh! sagte der Commissionär, wir haben Alles mit Besen zusammenfegen müssen!"

Das hieß allen Zauber meiner Jugend grausam zerstören. Meine ganze Zukunft steckte demnach in einem Sack, der 1112 Franken in sich faßte! Die Staatsgesellschaft stand vor mir in der Person eines gemeinen Mäcklers, der mit bedecktem Haupte mit mir sprach. Ein Kammerdiener endlich, der mich liebte, und dem früher meine Mutter eine jährliche Rente von 400 Franken geschöpft hatte, sagte zu mir, als ich zu Fuß mein väterliches Haus verließ: „Sie müssen recht sparsam seyn, Herr Raphael!" Dabei weinte er, der gute Mann!

Dieß, mein lieber Emil, waren die Ereignisse, die mein Geschick beherrschten, meine Seele umwandelten und mich, so jung noch, in die falscheste aller socialen Stellungen warfen. Schwache Familienbande verknüpften mich mit einigen reichen Häusern, deren Besuch mir schon mein eigener Stolz untersagt hätte, wenn nicht bereits ihre Thüren mir durch Verachtung und Gleichgültigkeit geschlossen gewesen wären. Obgleich nun mit sehr einflußreichen Personen verwandt, die ihre Protectionen an Fremde verschwendeten, hatte

ich doch weder Verwandte noch Beschützer. Mein Herz, fortwährend in seinen Ergießungen gehemmt, zog sich in sich selbst zurück, und obwohl voll natürlichen Freimuths, mußte ich doch kalt und versteckt erscheinen. Meines Vaters Despotismus hatte mir jedes Vertrauen zu mir selbst geraubt, ich war schüchtern und linkisch; ich glaubte nicht, daß meine Stimme die geringste Gewalt zu üben vermöge; ich mißfiel mir, ich fand mich häßlich, ich schämte mich meines eigenen Anblicks. Troz der innern Stimme, die jeden Mann von Talent in seinen Kämpfen aufrecht erhält, und die mir zurief: „Muth gefaßt! Vorwärts!" troz des urplözlichen Lichts, das mir in der Einsamkeit die Kraft meiner Seele enthüllte, troz der Hoffnung, welche mich belebte, wenn ich die neuen, von dem Publikum lobgepriesenen Schriften mit denen verglich, die meine Gedanken umgaukelten, zweifelte ich an mir selbst, wie ein Kind, das keine Mutter hat. Ich war von einem übertriebenen Ehrgeize besessen, ich glaubte mich zu großen Dingen bestimmt, und fühlte mich in ein Nichts begraben. Ich bedurfte des Umgangs mit Menschen, und ich hatte nicht einen Freund; ich sollte mir eine Bahn brechen in der Welt, und ich stand allein in ihr, weil ich schüchtern war. Während des Jahrs, in welchem mich mein Vater in den Wirbel der vornehmen Welt geworfen hatte, betrat ich sie mit einem jungen Herzen, mit einer frischen Seele, und, gleich allen großen Kindern, sehnte ich mich heimlich nach Liebe. Ich stieß unter den jungen Leuten meines Alters auf eine Secte von Windbeuteln, die hoch einherschritten, Sinnlosigkeiten auskramten, sich

ohne Zagen neben Weiber setzen, die ich für Göttinnen hielt, Unverschämtheiten zu Markte trugen, an ihrem Stockknopfe nagten, sich zierten und die schönsten Mädchen als ihre Leibeigenen darstellten, nach ihrem Sagen ihre Köpfe auf allen Kopfkissen wälzten, sich das Ansehen gaben, als erhörten sie schmachtende Weiber nur aus Gnade und Barmherzigkeit, die Tugendhaftesten und Sprödesten als leichte Beute darstellten, die ein einziges Wort aus ihrem Munde, die mindeste kecke Geberde, der erste unverschämte Blick erobere. Was mich betrifft, das schwöre ich dir bei meinem Gewissen, so schien mir die Erwerbung der Staatsgewalt oder eines großen literarischen Namens ein minder schwerer Sieg, als bei einer jungen, geistreichen Dame von hohem Rang einigen Erfolg in der Liebe zu erlangen. Ich fand mithin die Wirren meines Herzens, meine Gefühle, meine geheimen Anbetungen in Mißklang mit den Maximen der Welt. Ich besaß Kühnheit, aber nur in der Seele, nicht in den Manieren. Später erst erfuhr ich, daß die Weiber nicht erbettelt seyn wollen. Ich sah viele Weiber, die ich von ferne anbetete, denen ich ein Herz weihte, das jede Probe zu bestehen bereit war, eine Seele, die sich in Stücken reißen ließ, eine Kraft, die vor keinem Opfer, vor keiner Marter zurückbebte: sie verschenkten ihre Liebe an Einfaltspinsel, die mir zu dumm gewesen wären, sie zu meinen Thürstehern zu machen. Wie oft bewunderte ich aus einer Ecke des Saals, unbeweglich, stumm, das Weib meiner Träume! Ich widmete ihr in Gedanken mein ganzes Daseyn zu ewiger Liebe, ich legte alle meine Handlungen in

einen einzigen Blick und bot ihr, in meiner Entzückung, eine jugendliche Neigung dar zum Gebrauch und selbst zum Mißbrauch. Ich hätte in gewissen Augenblicken mein Leben hingegeben für einen Kuß, für eine Umarmung. Da ich aber niemals Ohren fand, denen ich meine verborgene Leidenschaft in Worten aufschließen konnte, keine Blicke, die den meinen antworteten, kein Herz für das meinige, so verzehrte ich mich in meiner eigenen Kraft, sey es aus Mangel an Muth oder an Gelegenheit, oder an Erfahrung. Vielleicht verzweifelte ich daran, mich verständlich zu machen, oder ich zitterte, zu sehr begriffen zu werden. Und doch war ich stets bereit, auf jeden wohlwollenden Blick im Sturme loszubrechen! Aber so schleunig ich auch diesen Blick oder anscheinend zärtliche Worte auffaßte, und als Zeichen süßer Verpflichtungen ansah, so wagte ich doch nie weder zu sprechen, noch bedeutsam zu schweigen. Durch mein überströmendes Gefühl erstickt, waren meine Worte unbedeutend, mein Schweigen einfältig. Ich war ohne Zweifel zu sehr Naturkind in einer künstlichen Gesellschaft, die nur in der Aussenwelt lebt und alle ihre Gedanken in hergebrachte Redensarten, in Phrasen der Mode kleidet. Ich konnte nicht schweigend reden, noch redend schweigen. Ich schloß ein Feuer in mir ein, das mir das Herz verbrannte, ich hatte eine Seele, wie Weiber sie suchen und gerne finden, ich war ein Raub jener Ueberspannung, nach der sie so lüstern sind, ich besaß eine Kraft, der sich die Thoren nur rühmen, und doch fand ich nur Weiber, die blos für mich allein verrätherisch grausam waren. Ich war so einfach, die Helden der

Kränzchen zu bewundern, wenn sie ihre Triumphe feierten, und ich hielt sie nicht der Prahlerei verdächtig. Ich hatte freilich Unrecht, eine Liebe auf Leben und Tod zu wünschen, in dem Herzen eines leichtsinnigen, von Eitelkeit trunkenen, nach Luxus heißhungrigen Weibes jene kräftige Leidenschaft, jenen Ocean von Liebe zu suchen, der mein Herz erfüllte. Ha! Sich zur Liebe geschaffen fühlen, ein Weib beseligen können, und nicht einmal eine edle und muthige Marcelline, nicht einmal eine alte Marquise zu finden! Schätze in einem Bettelsack tragen, und nicht einmal einem Kinde, irgend einem neugierigen jungen Mädchen begegnen, um sie zu seinen Füßen niederzulegen. Oft stand ich auf dem Punkt, einen Selbstmord zu begehen....

Hochtragisch diesen Abend! rief Emil aus.

Lasse mich, erwiederte Raphael ernst, mein Leben verurtheilen und um meine Trennung von ihm plaidiren! Wenn deine Freundschaft dir nicht so viele Kraft verleiht, meine Elegien anzuhören, wenn du mir nicht eine halbe Stunde Langeweile zu borgen vermagst, so schlafe! Verlange aber nicht weiter Rechenschaft über meinen Selbstmord, der sich grinsend emporrichtet, der mich ruft, den ich freudig grüße. Um einen Menschen zu beurtheilen, muß man in seine Gedanken, in seine Unfälle, in seine Gemüthsstimmung eingeweiht seyn. Von dem Menschen nichts kennen wollen, als die materiellen Ereignisse, heißt Chronologie machen. Und die Chronologie ist die Geschichte der Einfaltspinsel!

Der bittere Ton, in welchem diese Worte ausgesprochen wurden, ergriff Emil so sehr, daß er von diesem Augenblicke an Raphael seine ganze Aufmerksamkeit schenkte und ihn mit einem fast verwirrten Wesen betrachtete.

Jezt aber, fuhr der Erzähler fort, verleiht das Licht, das diese Begegnisse färbt, ihnen einen neuen Anblick. Jede Ordnung der Dinge, die ich weiland als ein Unglück ansah, mußte die kraftvollen Fähigkeiten erzeugen, auf die ich später stolz war. Die philosophische Wißbegierde, die angestrengten Arbeiten, die Liebe zum Lernen, die von meinem siebenten Jahre an bis zu meinem Eintritt in die Welt unausgesezt mein Leben beschäftigten, haben mir ohne Zweifel die kräftige Leichtigkeit gegeben, womit, wenn Ihr anders wahr redet, ich meine Gedanken mitzutheilen und auf dem weiten Felde menschlicher Wissenschaften fortzuschreiten vermag. Die Verlassenheit, zu der ich verdammt war, die Gewohnheit, meine Gefühle in mein Innerstes zurückzustoßen und einzig in meinem Herzen zu leben, gaben mir das Vermögen, zu vergleichen und zu erforschen. Mein Empfindungsvermögen hat sich nicht abgenüzt im Dienste der Jämmerlichkeiten der Welt, welche die schönste Seele übertünchen und in die Lumpen der Convenienz kleiden, sondern sie hat sich auf ihren eigenen Mittelpunkt zusammengezogen, um das vervollkommnete Organ eines Willens zu werden, der höher ist, als der Wille der Leidenschaft. Von den Weibern mißachtet, habe ich sie mit der ganzen Klugheit verschmähter Liebe beobachtet. Ich weiß jezt gewiß, daß die Aufrichtigkeit

meines Charakters ihnen mißfallen mußte. Vielleicht wollen sie etwas Heuchelei? Aber ich, der ich abwechslungsweise, in derselben Stunde, Kind, Mann, Gelehrter, hirnlos, ohne Vorurtheil, voll Aberglauben, und oft Weib wie sie selbst, bin, mußten sie nicht meine Unbefangenheit für Cynism', die Reinheit meines Gedankens für Liederlichkeit halten? Die Wissenschaft langweilte sie, das weibliche Schmachten galt ihnen als Schwäche, jene überspannte Beweglichkeit der Einbildungskraft, das Unglück der Dichter, ließ mich ohne Zweifel in ihren Augen als ein der Liebe unfähiges Wesen erscheinen, ohne Beständigkeit in den Ideen, ohne Kraft. Idiot, wenn ich schwieg, schüchterte ich sie vielleicht ein, wenn ich ihnen zu gefallen strebte. So haben mich denn alle Weiber von sich gewiesen. Ich nahm in stillem Kummer den von der Welt über mich verhängten Beschluß hin. Diese Strafe hat ihre Früchte getragen. Ich wollte mich an der Gesellschaft rächen, ich wollte mir die Einsichten unterwürfig machen, und dadurch die Herzen aller Weiber erobern. Alle Blicke sollten sich mir zukehren, wenn unter der Thüre eines Salon der Thürsteher meinen Namen rief. Ich setzte mich zum großen Manne ein. Von meiner Kindheit an hatte ich mich an die Stirne geklopft und mit Andreas Chenier gesprochen: „Hier steckt etwas!“ Ich glaubte in mir einen Gedanken zu fühlen, den ich in Worte kleiden, ein System, das ich aufstellen, eine Wissenschaft, die ich erläutern müsse.

Jezt, mein lieber Emil, jezt, wo ich, kaum 26 Jahre alt, gewiß bin, unbekannt zu sterben, ohne

jemals der Geliebte des Weibes gewesen zu seyn, das meine Träume umgaukelte, jetzt will ich dir alle meine Thorheiten erzählen. Haben wir nicht Alle, mehr oder weniger, unsere Wünsche für Wirklichkeiten gehalten? Einen Jüngling, der sich nicht zehnmal in seinen Träumen Kronen aufgesetzt, sich ein Monument errichtet, sich die reizendsten Schönen als Geliebte beigelegt hätte, den möchte ich nicht zum Freunde. Ich! ich war oft Feldherr, Kaiser, ich war Byron, dann... Nichts. Nachdem ich auf dem Gipfel der menschlichen Dinge gespielt hatte, gewahrte ich, daß noch alle Berge zu übersteigen, noch alle Schwierigkeiten zu überwinden seyen. Diese ungeheure Eigenliebe, die in mir kochte, dieser erhabene Glaube an ein Geschick, der vielleicht zum Genie wird, wenn der Mann mit kühnem Geiste den Hindernissen des Lebens entgegentritt, Alles das rettete mich. Ich wollte für die Geliebte, welche ich eines Tages zu finden hoffte, in der Stille arbeiten und Ruhm erwerben. Alle Weiber spiegelten sich in einer ab, und diese einzige glaubte ich in der ersten zu finden, welche sich meinen Blicken darbot. Da ich aber in jeder von ihnen eine Königin erblickte, so mußten mir alle, wie Königinnen der Liebe pflegen, mir, der ich arm und schüchtern war, ein wenig entgegenkommen. Für die, welche sich mir mit einem Blick des Mitleids zugewendet hätte, lag in meiner Seele so viel dankbare Liebe, daß ich sie ihr ganzes Leben lang angebetet haben würde.

Später lehrten mich meine Beobachtungen grausame Wahrheiten. Auf solche Weise, mein lieber Emil, kam ich in Gefahr, ewig allein zu leben. Die

Weiber haben, ich weiß nicht durch welchen Abmangel ihres Geistes, die Gewohnheit, bei dem Manne von Talent nur seine Fehler, und bei dem Thoren blos seine guten Eigenschaften zu erblicken. Sie empfinden eine große Sympathie für die Eigenschaften der Thoren, die eine beständige Schmeichelei für ihre eigenen Fehler sind, während ein höherer Geist ihnen nicht Genuß genug darbietet, um seine Unvollkommenheiten wett zu machen. Das Talent ist ein Wechselfieber, und kein Weib ist begierig, blos dessen Uebelkeiten zu theilen. Alle Weiber wollen in ihren Geliebten Mittel finden, ihre Eitelkeit zu befriedigen, sie lieben in uns nur sich selbst. Nun ist aber ein armer, stolzer, talentvoller Mann mit einer Art Selbstsucht bewaffnet. Ihn umgibt, ich weiß nicht welche Gedankenwirre, mit der er Alles umwickelt, selbst seine Geliebte, die dieser Bewegung folgen soll. Kann ein Weib, das angebetet seyn will, an die Liebe eines solchen Mannes glauben? Wird sie ihn aufsuchen? Dieser Geliebte hat weder Lust noch Geschick, um einen Divan herum jene Affenstreiche kleinlicher Empfindsamkeit zu treiben, welche die Weiber so sehr lieben, und die der Triumph der falschen und gefühllosen Menschen sind. Kaum findet er Zeit genug für seine Arbeiten, wie sollte er sie vergeuden, sich herauszupuzen und Jämmerlichkeiten zu treiben? Ich hätte mein Leben auf einmal hingegeben, aber nicht lothweise ausgewogen. Ein armer Mann von solchem Geist braucht mehr als Liebe, er braucht Hingebung auf Leben und Tod. Jene ärmlichen Geschöpfe aber, die ein Cachemir beglückt, und die sich zum Affen jeder Mode

machen, wissen nicht, was Hingebung ist; an sie, so jämmerlich sie sind, soll sich der Mann hingeben, gebieten wollen sie, nicht gehorchen. Eine höhere Liebe kennen sie nicht. Die wahrhafte Gattin, das Weib nach dem Herzen ihres Mannes, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, die folgt dem Geliebten ihrer Seele, der ihr Glück, ihr Ruhm, ihre Kraft, ihr Leben ist, wohin er auch gehen, wohin ihn das Schicksal führen mag. Männer von höherem Geist müssen Weiber haben, die ihrer würdig, die fähig sind, sie zu begreifen. All' ihr Unglück entspringt aus dem Mißverhältniß zwischen ihnen und ihren Umgebungen. Ich, der ich mich für einen Mann von Genie hielt, ich liebte gerade diese kleinlichen Geschöpfe! Mit solchen dem gewöhnlichen Lauf der Dinge widerstreitenden Ideen, mit der Anmaßung, ohne Leiter in den Himmel zu steigen, mit Schäzen, die keinen Cours hatten, mit ausgebreiteten Kenntnissen, womit mein Gedächtniß überladen war, und die ich noch nicht geordnet, noch nicht in mein Wesen aufgenommen hatte, ohne Verwandte, ohne Freunde, allein in einer abscheulichen Wüste, in einer gepflasterten, belebten, denkenden, lebendigen Wüste, wo Alles uns mehr als feindlich — gleichgültig ist, war der Entschluß, den ich faßte, obwohl thöricht, doch sehr natürlich. Es lag etwas fast Unmögliches darin, das meinen Muth stachelte. Es war eine Wette mit mir selbst, ich war der Spieler und der Saz.

Dieß war mein Plan: Meine 1100 Franken konnten mein Leben auf drei Jahre fristen, und in diesen drei Jahren wollte ich ein Werk zu Tage fördern,

das die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich ziehen, mir einen Namen, mein Glück machen sollte. Ich ergözte mich an dem Gedanken, von Milch und Brod zu leben, wie ein Einsiedler in der Wildniß, vertieft in die Welt der Bücher und der Gedanken, in einer unzugänglichen Sphäre, mitten in dieser lärmenden Hauptstadt in Arbeit und Stille begraben, wie eine Puppe mich in mein eigenes Grab einspinnend, um glänzend und glorreich wieder daraus hervorzugehen. Ich sezte mich der Gefahr aus, zu sterben, um zu leben. Indem ich mein Daseyn auf seine wahren Bedürfnisse, auf das unumgänglich Nöthige, zurückführte, fand ich, daß 365 Franken für meinen Luxus der Armuth hinreichten. In der That genügte diese ärmliche Summe für mein Leben, so lange ich freiwillig meine eigene klösterliche Regel befolgte....

Das ist unmöglich! rief Emil aus.

Ich habe gegen drei Jahre so gelebt, erwiederte Raphael mit Stolz. Laß uns rechnen: drei Sous für Brod, zwei Sous für Milch, drei Sous für Fleisch fristeten mir das Leben und erhielten meinen Geist in einem Zustande seltsamen Hellsehens. Ich habe, du weißt es, wunderbare Wirkungen beobachtet, welche die Enthaltsamkeit auf die Einbildungskraft hervorbringt. Meine Wohnung kostete mich täglich drei Sous, ich verbrannte für drei Sous Oel die Nacht, ich machte selbst mein Bett und besorgte alle häuslichen Geschäfte, ich trug Hemden von Flanell, um nur zwei Sous täglich für die Wäsche auszugeben, ich heizte mir mit Torf ein, der mich dem Jahre nach im Durchschnitt täglich auf zwei Sous zu stehen kam,

ich hatte Kleider, Weißzeug, Schuhe für drei Jahre; das war hinreichend, ich kleidete mich nur an, um einige Lehrstunden und die Bibliotheken zu besuchen. Alle diese Ausgaben zusammen betrugen nicht mehr als achtzehn Sous, es blieben mir täglich noch zwei Sous für unvorhergesehene Gegenstände übrig. Während dieser ganzen Periode der Arbeit bin ich niemals über den Pont des Arts *) gegangen, und habe niemals Wasser gekauft; ich holte es Morgens selbst an dem Brunnen auf dem Plaze Saint-Michel, im Winkel der Straße des Gres. Ha! Ich trug mit Stolz meine Armuth. Ein Mann, der eine schöne Zukunft ahnt, schreitet vorwärts in seinem Leben voll Elend, wie ein Unschuldiger, den man auf den Richtplaz führt. Keine Schande brandmarkt ihn. Die Krankheit hatte ich nicht in Berechnung genommen, aber, wie Aquilina, sah ich dem Spital ohne Schrecken entgegen. Uebrigens legt sich ja der Arme nur zum Tode nieder. Ich schnitt mir selbst die Haare, bis ein Engel der Liebe und Güte.... aber ich will nichts anticipiren. Wisse blos, daß ich, weil ich keine Geliebte hatte, mit einem großen Gedanken, mit einem Traume, mit einer Lüge lebte, woran wir Alle mehr oder minder zu glauben beginnen. Heute lache ich über mich selbst, über dieses Ich, das vielleicht heilig und erhaben war, und nicht mehr ist.

Die Staatsgesellschaft, die Welt, unsere Sitten und Gebräuche, in der Nähe betrachtet, haben mir die Gefahren meines schuldlosen Glaubens und die Ueber-

*) Um das Brückengeld zu ersparen.

flüssigkeit meiner eifrigen Arbeiten enthüllt. Alles das ist überflüssig für den Ehrgeizigen. Wer dem Glücke nachjagt, bedarf sich keines Glücks würdig zu machen. Während sie Schätze von Kunst und Wissen häufen, um ohne Mühe eine Macht zu tragen, welche sie flieht, gehen und kommen, reich an Worten, arm an Gedanken, die Ränkeschmiede, überrumpeln die Thoren, nisten sich in das Vertrauen der Halbverständigen ein; Jene studiren, Diese laufen und rennen, Jene sind bescheiden, Diese unverschämt, der Mann von Genie verschweigt seinen Stolz, der Ränkemacher legt den seinigen zur Schau aus, so viel er davon besitzt — mithin müssen die Intriguanten emporsteigen. Die Menschen, die am Ruder stehen, glauben an das ganz fertige Verdienst, schenken dem Talent, das sich schaamlos als solches auskramt, ihr Vertrauen, und der wahre Gelehrte ist ein thörichtes Kind, wenn er an menschliche Belohnung glaubt. Es ist nicht meine Absicht, hier die Gemeinplätze der Tugend, das hohe Lied der Leute, zu paraphrasiren, die es in der Welt zu nichts bringen, sondern ich will blos auf logische Weise darthun, warum mittelmäßige Menschen so häufig emporkommen. Gleichwohl ist das Studium so mütterlich gut, daß es vielleicht ein Verbrechen ist, von ihm andere Belohnungen zu fordern, als die reinen und süßen Freuden, womit es seine Kinder nährt.

Nachdem ich fest entschlossen war, meinen neuen Lebensplan durchzuführen, suchte ich meine Wohnung in den einsamsten Theilen der Hauptstadt. Als ich eines Abends durch die Rue des Cordiers ging, sah ich an der Ecke der Straße Cluny ein junges Mäd=

chen von etwa vierzehen Jahren, das mit einer Kamerädin Ball spielte, und an dessen Lachen und Kindereien sich die Nachbarn ergözten. Es war schönes Wetter, ein warmer Abend, noch im September. Vor jeder Hausthüre saßen Weiber und schwazten, wie in einer Provinzialstadt an einem Sonntagabend. Ich betrachtete zuerst das junge Mädchen, deren Gesicht und Gestalt höchst reizend waren. Es war eine hinreißende Scene. Als ich der Ursache dieser Bonhomie mitten in Paris nachspürte, bemerkte ich, daß die Straße keinen Ausgang hatte, und mithin sehr einsam seyn müsse. Ich erinnerte mich, daß J. J. Rousseau an diesem Orte gewohnt habe, und suchte das Hotel Saint-Quentin auf. Da ich es in einem sehr verfallenen Zustande fand, so hoffte ich darin ein wohlfeiles Unterkommen zu finden. Als ich in das Parterre-Zimmer trat, fand ich die in solchen Quatieren classischen kupfernen Leuchter mit aufgestecktem Lichte, jedes über jedem Zimmerschlüssel hängend, und war erstaunt über die Reinlichkeit, die hier herrschte, was in andern Hotels dieser Art ziemlich ungewöhnlich ist. Die Frau des Hauses, etwa vierzig Jahre alt, in deren Zügen das Unglück geschrieben stand, stand auf und kam mir entgegen. Ich theilte ihr demüthig den Tarif meiner Miethe mit. Sie schien über dessen Winzigkeit nicht erstaunt, nahm einen der Schlüssel und führte mich unter das Dach, wo sie mir ein Zimmer zeigte, das die Aussicht auf die Dächer umher und die dunkeln Höfe der benachbarten Häuser hatte. Es war etwas Furchtbares um dieses Dachzimmer, dessen schmuzige gelbe Wände nach Hunger und Kum-

mer ſtanken, und ihren Gelehrten heraufzubeſchwören ſchienen. Das Dach lag kaum darauf, und durch die auseinanderſtehenden Ziegel erblickte man den Himmel. Es war gerade Plaz genug darin für ein Bett, einen Tiſch, etliche Stühle, und unter dem einſpringenden Winkel des Daches konnte ich mein Clavier anbringen. Da die gute Frau zu arm war, um dieſes der Bleidächer von Venedig würdige Käfig mit Geräthſchaften zu verſehen, ſo war es ihr bisher leer ſtehen geblieben. Da ich bei dem Verkauf meiner fahrenden Habe die mir gewiſſermaßen perſönlichen Gegenſtände ausgenommen hatte, ſo war ich bald mit der Hausbeſizerin einig, und am andern Tage zog ich bei ihr ein.

In dieſem luftigen Grabe lebte ich beinahe drei Jahre, Tag und Nacht unausgeſezt arbeitend, und das mit ſolchem Vergnügen, daß mir das Studium die ſchönſte Aufgabe, die glücklichſte Löſung des menſchlichen Lebens ſchien. Die Ruhe und Stille, deren der Gelehrte bedarf, haben in gewiſſer Art etwas Süßes, etwas Berauſchendes, wie die Liebe. Die Uebung der Gedanken, die Aufſuchung der Ideen, die ruhige Anſchauung der Wiſſenſchaft verſchaffen uns unaustilgbare Freuden, unbeſchreiblich, wie Alles, was der Einſicht angehört, deren Erſcheinungen für die äußeren Sinne unſichtbar ſind. Das Vergnügen, in einem klaren See zu ſchiffen, von Felſen, Wald und blumigten Matten eingeſchloſſen, von dem Hauche eines Zephyrs umflügelt, würde den Unwiſſenden ein noch ſehr ſchwaches Bild von dem Glücke verſchaffen, das ich empfand, wenn meine Seele ſich in dem Lichte der Wiſſenſchaft

spiegelte, wenn ich auf die furchtbaren und verwirrten Stimmen der Inspiration horchte, wenn in meinem kreisenden Gehirne Bilder einer unbekannten Welt aufstiegen. Einen Gedanken auffassen, der dunkel aufsteigt am Raude menschlicher Abstractionen, wie die Soune an einem Frühlingsmorgeu, der stets höher steigt wie sie, der heranwächst wie ein Kind, allmählig zum Knaben, dann zum Manne wird, das ist eine Freude, die hoch steht über allen irdischen Freuden, die ein Gefühl der Gottheit ist. Das Studium färbt Alles um uns her mit magischem Lichte. Der ärmliche Schreibtisch, an dem ich arbeitete, mein Clavier, mein Bett, mein Lehnstuhl, Alles umher belebte sich, alle diese Dinge wurden mir liebe Freunde, stille Gefährten der Gegenwart und Zukunft. Diese Kleinlichkeiten entgehen dem, der sich in dem Getümmel der Welt herumtreibt, aber sie sind der Trost der Einsamen und Gefangenen.

Ich hatte zwei große Werke unternommen: erstens ein Schauspiel, das mir in kurzer Zeit Ruhm, Reichthum, Zutritt in die große Welt verschaffen sollte. Ihr Alle habt in diesem meinem Meisterstück den ersten Irrthum eines Jünglings gefunden, der eben die Schule verläßt, wahrhaftes Kinderspiel. Eure Spöttereien haben furchtbare Täuschungen zerstört, die seitdem nicht wieder erwacht sind. Du allein, mein theurer Emil, hast Balsam auf die tiefe Wunde gelegt, welche andere meinem Herzen schlugen, du allein hast meine Theorie des Willens bewundert, dieses mühsame Werk, zu dessen Ausführung ich die morgenländischen Sprachen, die Anatomie, die Physiologie

studirt, und dem ich den größten Theil meiner Zeit gewidmet hatte, dieses Werk, das, wenn ich mich nicht irre, die Arbeiten eines Mesmer, eines Lavater, eines Gall, eines Bichat, ergänzen und der menschlichen Wissenschaft eine neue Bahn öffnen soll. Das ist die Arbeit meines stillen Lebens, das Opfer jedes Tags, wovon die Welt nichts weiß, und deren einzige Belohnung in der Arbeit selbst liegt. Seit dem Alter der Vernunft bis zu dem Tage, wo ich meine Theorie beendigt hatte, habe ich beobachtet, gelernt, geschrieben, gelesen ohne Unterlaß, und mein Daseyn war nur ein langes Pensum. Weibischer Freund orientalischer Faulheit, ein Träumer, sinnlich von Natur, habe ich unaufhörlich gearbeitet, mir alle Freuden des Lebens versagt. Ein Gutschmecker, war ich nüchtern. Bewegung und Reisen liebend, saß ich fortwährend mit der Feder in der Hand. Geschwäzig, hörte ich still die öffentlichen Vorlesungen an. Verliebt, schlief ich einsam auf meinem ärmlichen Lager. Mein Leben war eine grausame Antithese, eine beständige Lüge. Jezt urtheilt mehr über Menschen!

Während der ersten zehn Monate meiner freiwilligen Gefangenschaft führte ich das ärmlich einsame Leben, das ich dir beschrieben habe. Am frühen Morgen holte ich selbst alle meine Bedürfnisse für den ganzen Tag; ich reinigte mein Zimmer, ich machte das Bett, ich war Herr und Diener zugleich — ein stolzer Diogenes in seiner Tonne. Nach dieser Zeit aber, während welcher die Hausfrau und ihre Tochter meine Sitten und Gewohnheiten belauschten, meine Person näher ins Auge faßten und vielleicht mein Elend er-

erriethen, weil sie selbst unglücklich waren, knüpften sich unvermeidliche Bande zwischen mir und ihnen an. Die kleine Pauline, dieses niedliche Geschöpf, dessen Anmuth mich gewissermaßen in diese Wohnung geführt hatte, leistete mir mehrere Dienste, die ich unmöglich abweisen konnte. Alles Unglück ist verschwistert und führt die nämliche Sprache, besitzt den nämlichen Edelmuth, die Großmuth derer, die, da sie nichts besitzen, mit ihrem Gefühle, mit ihrer Zeit und Person zahlen. Unmerklich führte sich Pauline bei mir ein. Sie wollte mir dienen, und ihre Mutter hatte nichts dagegen. Ich überraschte die Mutter selbst, wie sie meine Wäsche flickte, und sie erröthete, daß ich sie über diesem liebreichen Geschäft ertappt hatte. Wider meinen Willen wurde ich ihr Schützling, mußte ich ihre Dienstleistungen annehmen. Konnte ich der zarten Aufmerksamkeit widerstehen, mit der mir Pauline leisen Schrittes mein karges Mahl brachte, wenn sie wahrnahm, daß ich seit sieben oder acht Uhr nichts genossen hatte? Mit der Anmuth der Jungfrau und der Unbefangenheit des Kindes lächelte sie mir zu und gab mir ein Zeichen, daß ich sie nicht sehen sollte. Es war Ariel, der sich sylphenartig unter mein Dach stahl und meine Bedürfnisse befriedigte.

Eines Abends erzählte mir Pauline ihre Geschichte mit rührender Kunstlosigkeit. Ihr Vater war Escadronschef bei den Grenadieren zu Pferd der alten Garde. Beim Uebergang über die Berezina hatten ihn die Russen zum Gefangenen gemacht. Später, als Napoleon ihn auswechseln wollte, ließen ihn die russischen Behörden vergebens in Sibirien

suchen. Nach der Aussage anderer Gefangenen war er entflohen und hatte den Plan gefaßt, nach Indien zu entkommen. Seit dieser Zeit hatte Madame Gaudin, meine Hauswirthin, nicht die geringste Nachricht mehr von ihrem Gatten erhalten. Die Unfälle von 1814 und 1815 waren eingetreten. Da sie jezt allein stand, ohne Mittel und ohne Hülfe, war ihr nichts übrig geblieben, ihr und ihrer Tochter Leben zu fristen, als ein hôtel garni zu halten. Sie hoffte immer ihren Gatten wieder zu sehen. Ihr größter Kummer war der, daß sie ihrer Pauline keine Erziehung geben konnte. Dieser Schmerz nagte an ihrem Herzen und sie sagte eines Tages zu mir in herzzerreißendem Tone: „Haabe und Gut, samt dem Wisch Papier, das Gaudin zum Baron des Kaiserreichs ernannt hat, und unsern Ansprüchen auf die Dotation Witschnau, gäbe ich dafür, wenn ich Paulinen zu Saint-Denis erziehen lassen könnte."

Plözlich kam mir der Gedanke, meinen Dank für die mir erwiesenen Dienste dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich zu Paulinens Erziehung anbot. Mein Anerbieten wurde mit Unbefangenheit angenommen. So bekam ich nun Erholungsstunden. Pauline hatte die glücklichsten Anlagen. Sie lernte mit solcher Leichtigkeit, daß sie bald auf dem Clavier stärker war, als ich. Indem sie sich daran gewöhnte, in meiner Gegenwart laut zu denken, entwickelte sie den tausendfachen Zauber eines Herzens, das sich dem Leben öffnet, wie der Kelch einer Blume, den der Strahl der Sonne allmälig aufschließt. Sie hörte mich mit aufmerksamem Vergnügen an, und

ihre schönen schwarzen Augen waren fest auf mich gerichtet. Sie wiederholte ihre Aufgaben in sanftem, liebkosendem Tone, und zeigte eine kindische Freude, wenn ich zufrieden mit ihr war. Ihre Mutter, täglich besorgter, die heranblühende Jungfrau vor jeder Verführung zu schüzen, sah mit Vergnügen, daß sie sich den ganzen Tag einschloß, um zu lesen und ihre Aufgaben zu lernen. Da mein Clavier das einzige war, das ihr zu Gebote stand, so benüzte sie die Zeit meiner Abwesenheit, nm sich darauf zu üben. Wenn ich zurückkam, fand ich sie in meinem Zimmer im einfachsten Anzug, aber bei der geringsten Bewegung entfaltete sich die Schönheit ihrer Formen unter dem Kleide von grobem Stoff. Sie war die Heldin aus der Fabel von der Eselshaut: eine Königin in den Ketten der Sklaverei. Für mich jedoch war alle diese Schönheit verloren. Ich hatte mir zum Geseze gemacht, in Paulinen nur eine Schwester zu erblicken. Ich würde mich selbst verabscheut haben, wenn ich das Vertrauen ihrer Mutter mißbraucht hätte. Ich bewunderte mithin diese schöne Jungfrau nur wie ein Gemälde, wie das Bildniß einer todten Geliebten. Es war mein Kind, meine Bildsäule, und, umgekehrter Pygmalion, wollte ich aus einem lebenden und fühlenden Wesen einen todten Stein machen. Ich war sehr strenge gegen sie, aber jemehr ich meinen Schulmeisters-Despotismus auf ihr lasten ließ, um so sanfter und unterwürfiger wurde sie.

Wenn edle Gefühle mich in meiner Enthaltsamkeit stärkten, so fehlte es mir auch nicht an Advokatengründen. Ich begreife nicht die Redlichkeit der Thaler

ohne die Redlichkeit des Herzens. Ein Weib betrügen oder betrügerischen Bankerutt machen, war stets in meinen Augen das Gleiche. Ein junges Mädchen lieben oder sich von ihr lieben lassen, constituirt einen wahren Contract, dessen Bedingungen wohl verstanden werden müssen. Das Weib, das sich verkauft, können wir zu jeder Stunde verlassen, nicht aber die Jungfrau, die sich hingibt, denn sie kennt nicht einmal den Umfang ihres Opfers. Ich hätte mithin Paulinen heirathen müssen, und das wäre eine Thorheit gewesen. Hieß das nicht ein sanftes jungfräuliches Herz in furchtbares Elend stürzen? Meine Dürftigkeit trat stets mit eiserner Hand zwischen mich und dieses gute Geschöpf.

Im übrigen muß ich zu meiner Schande gestehen, daß mir die Liebe im Schoose des Elends ein Räthsel ist. Vielleicht ist es in mir eine Verderbtheit, welche wir jener menschlichen Krankheit, die wir Civilisation nennen, zu danken haben, aber ein Weib, wäre sie auch so schön, als Homers Helene, hat keine Macht mehr über meine Sinne, wenn sie im mindesten schmuzig ist. Meine Liebe muß in Samt und Seide gekleidet seyn. Unter einem Spitzenschleier müssen die feurigen Augen meiner Geliebten hervorleuchten. Sodann will mein Liebesglück mit Furcht vermischt seyn, keiner ruhigen, sondern durch Kühnheit errungenen Sicherheit genießen. Ich will meine geheime Geliebte öffentlich in Glanz und Macht erblicken, mitten in der Welt, aber tugendhaft, von Huldigungen umgeben, in Seide gekleidet, von Diamanten strahlend, Stadt und Land befehlend, und so

hoch gestellt, daß Keiner ihr seine Wünsche zu eröffnen wagt. In der Mitte ihres Hofs wirft sie mir, mir einen verstohlenen Blick zu, einen Blick, der alle ihre Macht verläugnet, der mir die Welt und die Menschen opfert. Es ist wahr, ich habe mich hundertmal selbst lächerlich gefunden, daß ich einige Ellen Spitzen, Samt und Seide, die Frisur eines Perückenmachers, Wachskerzen, einen Wagen, einen Titel, Wappen, kurz Alles, was an einem Weibe künstlich, und mithin weniger weiblich, ist, lieben konnte. Ich habe über mich selbst gespottet, ich habe mir vernünftige Vorstellungen gemacht, Alles vergebens. Ein aristokratisches Weib mit ihrem feinen Lächeln, mit ihrem ausgezeichneten Benehmen, mit ihrer Achtung ihrer selbst, bezaubert mich. Wann sie einen Schlagbaum zwischen sich und der Welt zieht, so schmeichelt sie allen meinen Eitelkeiten, worin die Hälfte der Liebe besteht. Wann ich mich von Allen beneidet sehe, so hat mein Glück in meinen Augen mehr Geschmack, mehr Würze. Wenn meine Geliebte nichts von Allem dem that, womit sich andere Weiber beschäftigen, wenn sie nicht so ging, nicht so lebte, wie sie, wenn sie sich in einen Mantel wickelte, den jene nicht haben konnten, wenn sie ihre eigenen Wohlgerüche ausduftete, so schien sie ja mehr mir anzugehören, je mehr sie sich von der übrigen Welt absonderte, je mehr sie sich selbst in dem, was die Liebe Irdisches hat, von der Erde entfernte. Zum Glück haben wir in Frankreich seit zwanzig Jahren keine Königin, sonst hätte ich mich in die Königin verliebt. Um die Manieren einer Prinzessin zu haben, muß

ein Weib reich seyn. Was war nun Pauline meinen romantischen Phantasien gegenüber? Konnte sie mir Nächte verkaufen, die das Leben kosten, eine Liebe, die tödtet, die alle menschlichen Fähigkeiten in Bewegung sezt? Wir sterben nicht leicht für arme Mädchen, die sich uns hingeben.

Nie vermochte ich diese poetischen Gefühle und Träumereien zu bezwingen. Ich war für die unmögliche Liebe geschaffen, und der Zufall wollte, daß ich weit über meine Wünsche bedient wurde. Wie oft habe ich nicht Paulinens niedlichen Fuß in einen Samtschuh gesteckt, ihren schlanken Leib in Gaz gekleidet, sie durch die Prachtzimmer ihres Pallastes an den Prachtwagen geführt! So hätte ich sie angebetet. Ich legte ihr einen Stolz bei, den sie nicht besaß, ich entkleidete sie von allen ihren Tugenden, von ihrer unschuldsvollen Anmuth, um sie in den Styx unserer Laster zu werfen, ihr Herz unverwundbar zu machen, sie mit unseren Verbrechen zu beladen, um sie zur phantastischen Puppe unserer Salons umzuschaffen, um eines jener ärmlichen Geschöpfe aus ihr zu bilden, die sich am Morgen niederlegen, um am Abend bei der Aurora der Wachskerzen wieder zu erwachen. Sie war ganz Gefühl, lauter Frische, ich wollte sie kalt und trocken. In den lezten Tagen meines Lebens zeigte mir die Rückerinnerung Paulinen, wie sie uns die Scenen unserer Kindheit malt; ich dachte mit Entzücken an jene Augenblicke zurück, wo sie an meinem Tische saß, mit einer weiblichen Arbeit, friedlich, still, gesammelt; ich hörte ihr jugendliches Lachen, der Ton ihrer klaren Stimme

durchdrang mein Herz; ich sah sie am Clavier sitzen, in ihr Spiel vertieft, und ihr Kopf glich dem edlen Haupte, durch welches Carlo Dolci die Poesie oder Italien darstellen wollte. Mein grausames Gedächtniß warf dieses junge Mädchen zwischen die Thorheiten meines Daseyns, wie einen Gewissensbiß, wie ein Bild der Tugend. Doch überlassen wir das arme Kind seinem Geschick! Wie unglücklich sie auch seyn mag, wenigstens habe ich sie nicht in die Hölle meiner Leiden gezogen!

Bis zum lezten Winter führte ich jenes ruhige, wissenschaftliche Leben, von dem ich dir nur ein schwaches Bild zu entwerfen vermochte. In den ersten Tagen des Decembers 1829 begegnete ich Rastignac, der troz des elenden Zustandes meiner Kleidung mir den Arm gab und sich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme nach meiner Lage erkundigte. Ich erzählte ihm in kurzen Worten mein Leben und theilte ihm meine Hoffnungen für die Zukunft mit. Er lachte und schalt mich ein Genie und einen Thoren. Seine Goscognische Stimme, seine Welterfahrung, der Ueberfluß, den er seiner Gewandtheit dankte, übten einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich. Er ließ mich im Spital sterben, mißkannt wie ein Einfaltspinsel, führte meinen eigenen Leichenzug, warf mich in das Loch der Armen. Er sprach von Marktschreierei und ließ mir, mit jenem liebenswürdigen Feuer, das ihn so verführerisch macht, alle Männer von Genie als Marktschreier erscheinen. Er erklärte mir rund heraus, daß es mir an einem der fünf Sinne fehle, daß ich sterben werde, wenn ich in der

Einsamkeit der Ruhe des Cordiers bleibe. „Gehe in die Welt, rief er mir zu, fröhne geschickt deiner Selbstsucht, gewöhne die Leute daran, deinen Namen auszusprechen! Die Schwachköpfe nennen dieses Handwerk „intriguiren," die Moralisten brandmarken es durch das Wort „verschleudertes Leben," was geht uns dieses Geschwätz an, wir halten uns an die Resultate? Du, du arbeitest. Du wirst niemals zu etwas taugen. Ich, ich tauge zu Allem, und bin gut zu nichts, faul wie ein Hummer: Ich werde Alles erlangen, du nichts. Ich breite mich aus, ich spreize mich in die Höhe, und man macht mir Platz, ich rühme mich, und man glaubt mir. Die Verschleuderung, mein Lieber, ist ein politisches System. Das Leben eines Mannes, der sein Vermögen verschleudert, wird oft eine Spekulation; er kehrt seine Kapitalien in Freunde, in Vergnügungen, in Beschützer, in Bekanntschaften um. Setzt ein Kaufmann eine Million auf's Spiel? Zwanzig Jahre lang schläft er nicht, trinkt nicht, genießt das Leben nicht, er brütet seine Million aus; er läßt sie durch ganz Europa trottiren, Alles eckelt ihn an, er wünscht sich selbst zu allen Teufeln, und am Ende läßt ihn häufig ein Bankerutt ohne einen Heller, ohne einen Namen, ohne einen Freund, allein in der Welt zurück. Der Verschleuderer lebt im Schooße des Vergnügens, er läßt nicht sein Geld, sondern seine Pferde trottiren, und wenn er durch Zufall um sein Vermögen kommt, so verschaffen ihm seine Verbindungen eine Generaleinnehmersstelle, eine Anstellung im Ministerium, einen Gesandtschaftsposten.

Er hat noch Freunde, einen Namen und immer Geld. Er kennt die Springfedern der Welt und läßt sie zu seinem Nutzen springen. Wenn das nicht logisch ist, so bin ich ein Narr. Ist das nicht die Moralität der Komödie, die täglich in der Welt aufgeführt wird?"

„Dein Werk ist vollendet, fuhr er nach einer Pause fort, du hast ein unermeßliches Talent. Jezt stehst du aber erst auf dem Punkt, von dem du ausgehen mußt. Jezt mußt du deinen Erfolg selbst machen, das ist sicherer. Jezt mußt du Bündnisse mit den Cotterien schließen, Lobhudler erwerben. Ich, ich will deinen Ruhm mit dir theilen, ich will der Juwelier seyn, der die Diamanten deiner Krone faßt. Um zu beginnen, finde dich morgen auf diesem Platze ein. Ich will dich in einem Hause vorstellen, in welchem sich ganz Paris versammelt, unser Paris, das Paris der schönen Geister, der Millionärs, der Celebritäten aller Art. Wenn dort ein Buch adoptirt ist, so wird es das Buch nach der Mode; ist es wirklich gut, so haben sie dem Genie ein Patent verliehen, ohne es selbst zu wissen. Wenn du Geist hast, mein liebes Kind, so wirst du das Glück deiner Theorie selbst machen, und dann die Theorie des Glücks um so besser verstehen lernen. Kurz, morgen Abend wirst du Foedora sehen! Die schöne Grafin Foedora, das Weib nach der Mode."

Ich habe nie etwas von ihr gehört.

„Du bist ein Hottentotte, erwiederte Rastignac lachend, du kennst Foedora nicht! Foedora, ein heirathsfähiges Frauenzimmer mit 80,000 Franken

Einkommen, und die Niemand will, oder welche Niemand will! Foedora, ein weibliches Problem, eine halb russische Pariserin, eine halb Parisische Russin! Eine Dame, bei welcher alle romantischen Erzeugnisse, welche nicht erscheinen, herausgegeben werden, das schönste, grazienhafteste Weib in Paris! Du bist nicht bloß ein Hottentotte, sondern das Zwischenthier, das den Hottentotten von der Thierwelt trennt. Adieu! Morgen mehr!"

Er machte eine Pirouette, und war verschwunden, ohne meine Antwort abzuwarten, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß kein mit Vernunft begabter Mensch sich weigern könne, Foedora zu sehen.

Wie soll man die Bezauberung durch einen Namen erklären! Foedora! Dieser Name verfolgte mich wie ein böser Gedanke, mit dem man in Unterhandlung zu treten sucht! Eine Stimme rief mir zu: „Du wirst zu Foedora gehen!"

„Du lügst!" erwiederte ich, aber die Stimme übertäubte alle meine Vernunftgründe mit dem Namen: Foedora!

Dieser Name, dieses Weib waren das Symbol aller meiner Wünsche, das Thema meines Lebens. Der Name weckte die künstlichen Poesien der Welt, ließ vor meinen Augen die Feste des vornehmen Paris erglänzen, störte die Eitelkeit in ihren Tiefen auf; das Weib erschien mir mit allen Problemen der Leidenschaft, die ich in meiner Narrheit ausgeheckt hatte. Es war wohl weder das Weib, noch der Name, sondern alle meine Laster, die aus dem

Schlafe erwachten und sich in meiner Seele emporrichteten, um mich auf's neue zu versuchen.

Die Gräfin Foedora, reich und ohne Geliebten, den Pariser Verführungen widerstehend, war das nicht die Incarnation meiner Hoffnungen, meiner Träume? Ich schuf mir ein Weib', ich zeichnete sie in meinen Gedanken ab, ich träumte sie. Die Nacht brachte mir keinen Schlaf, ich wurde ihr Geliebter, ich lebte in wenigen Stunden mit ihr ein Leben der Liebe und des Genusses. Am andern Morgen, unfähig die Marter zu ertragen, langsam den Abend kommen zu sehen, miethete ich einen Roman, wodurch ich mich in die Unmöglichkeit versezte, zu denken, die Zeit zu messen. Während ich las, ertönte der Name Foedora in meinem Innern, wie ein Schall, den man in weiter Ferne hört, der uns nicht stört, aber zu unsern Ohren dringt.

Ich besaß zum Glücke noch einen schwarzen Frack und eine weiße Weste, die ziemlich gut aussahen; von meinem ganzen Vermögen aber waren mir nur noch etwa dreissig Franken übrig, die ich in allen meinen Schubladen herum zerstreut hatte, um zwischen einen Fünflivresthaler und meine Gelüste den schweren Schlagbaum langen Nachsuchens und die Zufälle einer Umschiffung meines Zimmers zu legen. Während ich mich ankleidete, verfolgte ich meinen Schatz durch einen Ocean von Papieren. Die Seltenheit des Numerars wird dir begreiflich machen, welche Summe meine neuen Handschuhe und mein Fiaker von meinen Reichthümern verschlangen, sie kosteten mich den Unterhalt eines ganzen Monats.

Doch es fehlt den Menschen ja niemals an Geld zu Befriedigung ihrer Launen; wir markten bloß um den Preis nützlicher oder nöthiger Dinge; wir werfen einer Tänzerin Hände voll Gold zu und feilschen mit einem Handwerksmann, dessen hungrige Familie gierig auf die paar Groschen wartet, die ihr Ernährer erwirbt. Wie viele Leute tragen nicht einen Frack zu hundert Franken, haben einen Diamant auf ihrem Stockknopf, und speisen um 25 Sous bei Tabar? Wir erkaufen, wie es scheint, die Freuden der Eitelkeit niemals zu theuer.

Rastignac fand sich am bezeichneten Platze getreulich ein. Er lächelte über meine Umwandlung, zog mich auf und ertheilte mir unterwegs guten Rath, wie ich mich gegen die Gräfin benehmen sollte. Er schilderte sie mir als geizig, eitel und mißtrauisch; aber geizig mit Pomp, eitel mit Einfachheit, mißtrauisch mit Bonhomie.

„Du kennst meine Verbindungen, sagte er zu mir, und weißt, wie viel ich dabei verlieren würde, wenn ich den Gegenstand meiner Liebe wechselte. Ich war daher, als ich Foedora beobachtete, uneigennützig, kaltblütig, meine Bemerkungen müssen richtig seyn. Ich stelle dich ihr vor, um dein Glück zu machen. Nehme dich also zusammen und überlege jedes Wort, das du ihr sagst. Sie hat ein furchtbares Gedächtniß. Sie besizt eine Gewandtheit, die einen Diplomaten in Verzweiflung bringen könnte, denn sie weiß den Augenblick zu errathen, wo er die Wahrheit sagt. Unter uns, ich glaube, daß sie nie verheirathet war. Der russische Gesandte hat gelacht,

als ich mit ihm von ihr sprach; sie hat keinen Zutritt zu ihm und er grüßt sie sehr geringschäzig, wenn sie ihm im Gehölze von Boulogne begegnet. Gleichwohl besucht sie die Gesellschaften der Damen F. N. und B. In Frankreich ist ihr Ruf rein. Die Marschallin S., die hochtrabendste unter der Bonapartischen Cotterie, bringt oft die schöne Jahreszeit auf ihrem Landgut mit ihr zu. Viele junge Männer, und selbst der Sohn eines Pair von Frankreich, haben ihr für ihr Vermögen einen Namen angeboten, sie hat sie aber alle höflich abgewiesen. Vielleicht fangt sie erst Feuer, wann ein Graf kommt. Bist du nicht Marquis? Also vorwärts, wenn sie dir gefällt! Das nenne ich Verhaltungsregeln geben."

Dieser Scherz machte mich glauben, daß Rastignac sich bloß einen Spaß machen und meine Neugierde reizen wollte, und meine improvisirte Leidenschaft hatte ihren Paroxismus erreicht, als wir an der Treppe ihres Hotels standen. Als wir die breiten, mit Teppichen belegten Stufen hinaufstiegen, pochte mir das Herz; ich erröthete, ich verläugnete meine Geburt, meine Gefühle, meinen Stolz, ich war ein einfältiger Spießbürger. Ich kam eben nach dreijähriger Armuth aus einem Dachstübchen, und doch wußte ich noch nicht die unermeßlichen Schätze des Geistes, die ich mir gesammelt hatte, höher zu stellen, als die Kleinlichkeiten des Lebens.

Ich sah ein Weib von etwa 22 Jahren, von mittlerer Größe, weiß gekleidet, mitten in einem Zirkel von Männern, nachläßig auf eine Ottomane hingegossen, einen Schirm von Federn in der Hand. Als

sie Rastignac erblickte, stand sie auf, ging uns entgegen, lächelte anmuthig und machte mir, mit melodischer Stimme, ein ohne Zweifel in Bereitschaft gehaltenes Compliment. Unser Freund hatte mich als einen Mann von Talent geschildert. Seine gascognische Großsprecherei verschaffte mir einen schmeichelhaften Empfang. Ich war der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit, die mich in Verlegenheit sezte; aber zum Glück hatte Rastignac auch meiner großen Bescheidenheit erwähnt. Ich fand da Gelehrte, Schriftsteller, vormalige Minister, Pairs von Frankreich. Einige Zeit nach meinem Eintritt nahm die Unterhaltung wieder ihren alten Gang, und da ich fühlte, daß ich meinen Ruf aufrecht zu erhalten habe, so nahm ich mich zusammen; ich suchte, ohne in's Breite zu fallen und geschwäzig zu werden, durch einen schlagenden Saz, bald von tiefem Sinn, bald geistreich, die Diskussion zusammenzufassen. Ich machte einigen Eindruck, und zum erstenmal in seinem Leben war Rastignac Prophet gewesen. Nachdem so viele Leute da waren, daß jeder Einzelne seine Freiheit wieder fand, gab mir Rastignac den Arm und wir wanderten durch die Zimmer.

Zeige dich nicht zu sehr bezaubert von deiner Prinzessin, sagte er, sonst könnte sie den Grund deines Besuchs errathen.

Die Salons waren mit ausgewähltem Geschmacke meublirt. Ich traf darin eine Auswahl von Gemälden. Jedes Stück hatte, wie es nur bei den reichsten Engländern ist, seinen eigenen Charakter. Kurz Alles war reich, einfach und geschmackvoll.

Hier, sagte Rastignac mit einem Lächeln, durch das eine leichte Ironie schimmerte, würdest du nicht so übel wohnen. Ist nicht Alles verführerisch? fügte er hinzu und setzte sich.

Plötzlich stand er wieder auf, nahm mich an der Hand und führte mich in das Schlafzimmer, wo er mir unter einem Thronhimmel von Mousselin ein wollüstiges, schwach beleuchtetes Bett, das wahre Lager einer mit einem Genius verlobten Fee, zeigte: Ist das nicht, sagte er mit gedämpfter Stimme, eine maaslose Unverschämtheit und Koketterie, daß sie diesen Liebesthron unsern Augen preisgibt? Sich Keinem hingeben, und Jedem erlauben, hier seine Karte abzugeben! Ha! Wäre ich frei, ich würde nicht ruhen, bis dieses Weib, gezähmt und unterjocht, vor meiner Thüre um meine Liebe bettelte.

Bist du denn so überzeugt von ihrer Tugend?

Die kecksten unserer jungen Herrn, und selbst die gewandtesten, gestehen, daß sie bei ihr gescheitert sind, lieben sie noch und sind ihre ergebenen Freunde. Ist dieses Weib nicht ein Räthsel?

Diese Worte stürzten mich in einen verliebten Taumel. Meine Eifersucht hatte bereits das Vergangene gefürchtet. Voll Behagen ging ich schnell in den Salon zurück, in welchem ich die Gräfin gelassen hatte. Ich fand sie in einem nach gothischem Geschmacke verzierten Boudoir. Ein Lächeln auf ihren Lippen lud mich ein zu bleiben, sie ließ mich neben sich sitzen, befragte mich über meine Arbeiten, und schien sich lebhaft dafür zu interessiren, besonders als ich ihr mein System, statt in den Katheberton zu fallen,

scherzhaft entwickelte. Es schien sie sehr zu ergötzen, als sie von mir erfuhr, daß der menschliche Wille eine materielle Kraft sey, wie der Dampf, und daß in der moralischen Welt dieser Kraft nichts zu widerstehen vermöge, wenn ein Mann sie zu concentriren, ihre Masse zu handhaben und die Ausströmuug dieser flüssigen Masse fortwährend auf andere Seelen zu leiten verstehe; daß er in Beziehung auf den Menschen, selbst auf gewisse Gesetze der Natur, Alles modificiren könne. Ihre Einwendungen enthüllten mir in ihr eine gewisse Feinheit des Geistes. Ich gab ihr eine Zeitlang Recht, um ihr zu schmeicheln; dann schlug ich durch ein einziges Wort ihre Schlüsse nieder. Ich erregte ihre Neugierde. Sie blieb sogar einen Augenblick nachdenklich, als ich ihr sagte, daß unsere Ideen vollkommen organisirte Wesen seyen, die in einer unsichtbaren Welt leben und auf unser Geschick Einfluß üben. Als Beweis dafür citirte ich ihr Descartes, Napoleon, Diderot, welche einem ganzen Jahrhundert die Richtung gegeben haben. Es gelang mir sie angenehm zu unterhalten. Als sie mich verließ, bat sie um die Fortsetzung meiner Besuche. Im Hofstyl hieß das, mir den Zutritt zu ihr eröffnen. Sey es, daß ich, nach meiner löblichen Gewohnheit, höfliche Redensarten für aus dem Herzen kommende Worte hielt, sey es, daß sie an meine demnächstige Celebrität glaubte, sey es, daß sie bloß ihren gelehrten Viehstall um ein Stück vermehren wollte, kurz ich schmeichelte mir, ihr gefallen zu haben.

Ich trommelte jezt alle meine physiologischen Kenntnisse und meine früheren Studien über das

weibliche Geschlecht zusammen und widmete den übrigen Theil des Abends der aufmerksamsten Prüfung ihrer Person und ihrer Manieren. In einer Fenstervertiefung verborgen, spionirte ich ihre Gedanken aus, entzifferte sie aus ihrer Haltung, studirte ihr Betragen als Dame des Hauses, die geht und kommt, sich sezt und plaudert, Jemand zu sich ruft, mit ihm spricht, sich an das Gesimse lehnt, um ihm zuzuhören. Ich sah in ihrem Benehmen eine so gelinde, sanfte Bewegung, ein so anmuthiges Wogen des Kleids, ihr Anblick erregte so heftige Begier, daß ich nicht mehr besonders an ihre Tugend zu glauben begann. Wenn auch jezt Foedora der Liebe abgesagt hatte, so mußte sie doch früher sehr leidenschaftlich gewesen seyn. Ihre erfahrene Wollust malte sich bis auf die Manier hinaus, mit welcher sie sich vor den Sprechenden hinstellte: Sie stüzte sich mit Koketterie auf das Gesimse, wie ein Weib, das eben fallen will, aber nicht minder bereit ist, zu fliehen, wenn irgend ein zu lebhafter Blick sie einschüchtern sollte. Ihre frischen, rothen Lippen stachen gegen die blendendweiße Gesichtsfarbe anmuthig ab. Kurz ich fand die Leidenschaft ihrem ganzen Wesen aufgedrückt, die Liebe strahlte unter ihren italienischen Augenliedern hervor, spiegelte sich in allen ihren Zügen. Dieses Weib war sicherlich ein vollständiger Roman. Diese weiblichen Reize, diese Liebe athmenden Züge waren jedoch durch eine fortwährende Zurückhaltung, durch eine außerordentliche Bescheidenheit ermäßigt. Dieses Weib schien zwei verschiedene Naturen zu besitzen. Ehe sie ihre Augen auf einen Mann heftete, bereitete sie ihren

Blick vor, wie wenn irgend etwas Geheimnißvolles in ihr vorginge. Kurz, entweder war meine Wissenschaft unvollkommen und ich hatte noch viele Geheimnisse in der moralischen Welt zu entdecken, oder die Gräfin besaß eine edle Seele, deren Gefühle ihrer Physiognomie jenen Reiz gaben, der uns bezaubert und unterjocht. Ich verließ das Haus in verliebter Entzückung und sagte zu Rastignac: Sie ist vielleicht an irgend einen alten Mann verheirathet oder verkauft worden, und das Andenken daran hat ihr einen Eckel an der Liebe eingeflößt.

Ich ging zu Fuß aus der Vorstadt Saint-Honore zurück, wo Foedora wohnt. Zwischen ihrem Hotel und der Rue des Cordiers liegt fast ganz Paris, aber der Weg wurde mir nicht lang, obwohl es kalt war. Foedora's Eroberung unternehmen, im Winter, in einem strengen Winter, mit nicht einmal dreißig Franken in der Tasche und bei der so weiten Entfernung, die uns trennte! Ein armer, junger Mann kann allein wissen, was eine Leidenschaft kostet in Wagen, in Handschuhen, in Kleidern, in Weißzeug ꝛc. Und wenn die Liebe etwas allzulange platonisch bleibt, so richtet sie zu Grunde. Wie konnte ich, schwach, hinfällig, einfach gekleidet, bleich, hager, mit blühenden, wohlfrisirten, reichen, mit Tilburys und Unverschämtheit versehenen Nebenbuhlern in die Schranken treten!

Bah! rief ich aus und stand still auf einer Brücke, Foedora oder den Tod! Foedora ist das Glück, fügte ich hinzu, und der ganze Luxus ihrer Person

und ihres Hauses ging an den Augen meines Geistes vorüber.

Als ich in mein nacktes, kaltes Dachstübchen trat, schwebten die Bilder dieses Luxus immer noch vor meinen Blicken. Dieser Contrast war ein schlimmer Rathgeber. Durch Vergleichungen dieser Art müssen sich die Verbrecher erzeugen. Jezt verwünschte ich, schäumend vor Wuth, mein anständiges und ehrbares Elend, mein einsames Dachstübchen, das so fruchtbar an hohen Gedanken gewesen war. Ich forderte Rechenschaft von Gott, von dem Teufel, von der Staatsgesellschaft, von meinem Vater, von der ganzen Welt, über mein Schicksal, über mein Unglück; ich legte mich nieder, heißhungrig nach Reichthum, lächerliche Verwünschungen murmelnd, entschlossen, Foedora um jeden Preis zu verführen. Dieses Weiberherz war ein leztes Lotterieloos, auf dem mein Glück stand.

Ich schweige über meine ersten Besuche bei Foedora, um schnell zum Drama selbst zu kommen. Um zu ihrem Herzen zu gelangen, versuchte ich ihren Geist zu gewinnen, ihre Eitelkeit zu meinem Verbündeten zu machen. Um desto gewisser geliebt zu werden, verschaffte ich ihr tausend Gründe, sich selbst mehr zu lieben. Nie ließ ich sie in einem Zustande der Gleichgültigkeit, die Weiber lieben Gemüthsbewegungen um jeden Preis, und ich verschwendete sie an dieses Weib. Lieber hätte ich sie zornig gemacht, als daß sie theilnahmlos geblieben wäre. Anfangs von festem Willen und dem unabänderlichen Wunsche beseelt, ihre Liebe zu erlangen, erlangte ich einiges Uebergewicht über sie, aber bald stieg meine Leiden=

schaft, ich war nimmer Herr meiner selbst, ich fiel in das Wahre, ich wurde toll verliebt.

Eines Tages, nachdem sie mir versprochen hatte, mit mir in das Schauspiel zu gehen, wurde sie plözlich launig, wollte daheim bleiben und bat mich sie allein zu lassen. Unwillig über einen Widerspruch, der mich einen Tag Arbeit und meinen lezten Thaler kostete, ging ich dahin, wo sie seyn sollte, und wollte das Stück sehen, dem sie anzuwohnen gewünscht hatte. Kaum auf meinem Plaze, bekam ich einen elektrischen Stich im Herzen. Eine Stimme sagte mir: Sie ist da!

Ich drehte mich um und sah Foedora hinten in ihrer Loge sizen, im Schatten versteckt. Mein Blick schwankte nicht einen Augenblick. Meine Augen fanden die Geliebte auf mit fabelhaftem Hellblick. Meine Seele war in ihre Sphäre entflogen, wie ein Insekt seiner Blume zufliegt. Was hatte meine Sinne von ihrer Nähe in Kenntniß gesezt? Es gibt innere Stimmen, über welche oberflächliche Leute erstaunen, und doch sind es nur eben so einfache Wirkungen unserer inneren Natur, wie die gewöhnlichen Erscheinungen unseres äußeren Gesichts. Auch war ich darüber nicht verwundert, sondern bloß gekränkt. Meine Studien über die moralische Kraft, deren Wirken wir mißkennen, dienten mir wenigstens dazu, in meiner Leidenschaft auf einige lebendige Beweise für mein System zu stoßen.

Foedora sah mich und wurde ernsthaft; ich genirte sie. Beim ersten Zwischenakt machte ich ihr meinen Besuch; sie war allein, ich blieb. Obwohl

wir niemals von Liebe gesprochen hatten, so ahnte ich doch, daß es jezt zu einer Erklärung kommen würde. Ich hatte ihr das Geheimniß meiner Neigung noch nicht anvertraut, und doch bestand zwischen uns eine Art Verständniß. Sie vertraute mir ihre Vergnügungsplane an und fragte mich am Abend zuvor mit einer Art freundschaftlicher Ungeduld, ob ich am andern Tage kommen würde; sie warf mir einen Blick zu, wann sie etwas Geistreiches gesagt hatte, als ob sie mir ausschließlich hätte gefallen wollen. Wann ich truzte, wurde sie schmeichelnd; wann sie die Gekränkte spielte, hatte ich gewissermaßen ein Recht erworben, sie über ihre Stimmung zu befragen; wann ich einen Fehler beging, ließ sie sich lange bitten, ehe sie mir verzieh. Diese Zänkereien, an denen wir Geschmack gefunden hatten, waren voll Liebe; sie entwickelte darin so viel Anmuth und Koketterie, und ich fand so viel Glück darin!

Jezt, als ich zu ihr in die Loge trat, war unsere Vertraulichkeit ganz aufgehoben, und wir standen wie zwei Fremde einander gegenüber. Foedora war eiskalt, und mir ahnte ein Unglück.

Sie gehen mit mir, sagte sie nach geendigtem Stück.

Die Witterung hatte sich plözlich geändert. Als wir das Haus verließen, fiel ein mit Regen vermischter Schnee. Foedora's Wagen konnte nicht bis zum Eingang des Theaters gelangen. Ein Commissionär hielt, als er eine wohlgekleidete Dame erblickte, seinen Regenschirm über unsere Köpfe, und als wir eingestiegen waren, bat er um ein Trinkgeld.

Ich hatte kein Geld. Um zehen Jahre meines Lebens hätte ich in diesem Augenblicke zwei Sous erkauft. Alles, was der Mensch mit seinen tausend Eitelkeiten ist, wurde durch einen höllischen Schmerz in mir zermalmt. Die Worte: „Ich habe keine Münze, mein Lieber!" wurden in einem harten Tone ausgestoßen, von mir, dem Leidensbruder dieses Menschen, der ich so gut wußte, was Unglück ist! Von mir, der vor noch nicht langer Zeit 700,000 Franken für die Ehre seines Vaters so gerne geopfert hatte!

Der Bediente stieß den Bittenden weg, und die Pferde durchschnitten die Luft. Als wir in ihrem Hotel angekommen waren, antwortete Foedora, die zerstreut war, oder sich so stellte, auf meine Fragen verächtlich bloß durch einsylbige Antworten. Ich schwieg. Das war ein furchtbarer Augenblick.

Wir saßen vor dem Kamin. Foedora drehte sich mit einem Wesen, das nicht zu beschreiben ist, zu mir um, und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: Seit meiner Rückkehr nach Frankreich hat mein Vermögen einige junge Leute in Versuchung geführt. Ich habe Liebeserklärungen erhalten, die meinen Stolz hätten befriedigen können, und habe Menschen kennen lernen, deren Neigung so rein und tief war, daß sie mich geheirathet hätten, wenn ich auch noch das arme Mädchen gewesen wäre, das ich ehedem war. Sie müssen wissen, Herr von Valentin, daß mir neue Reichthümer und neue Titel angeboten worden sind. Erfahren Sie aber auch zugleich, daß ich diejenigen, welche mit mir von Liebe sprachen, nie wieder gesehen habe. Wenn meine Neigung zu Ihnen nur

oberflächlich wäre, so würde ich Ihnen nicht eine Warnung ertheilen, in welcher mehr Freundschaft als Stolz liegt. Ein Weib sezt sich einer Beleidigung aus, wenn sie, sich als geliebt voraussetzend, im Voraus ein Gefühl von sich weist, das immerhin schmeichelhaft ist. Ich habe schon Romane genug gelesen, um die Antworten zu kennen, die man bei einer solchen Gelegenheit hören kann; aber ich hoffe heute, daß mich ein Mann von höherem Geist nicht ungünstig beurtheilen wird, weil ich ihm offen mein Herz gezeigt habe.

Sie sprach mit dem kalten Blut eines Advokaten, eines Notars, der seinen Clienten die Rechtsmittel eines Prozesses oder die Artikel eines Contrakts erläutert. Der klare und verführerische Klang ihrer Stimme gab nicht die mindeste Rührung zu erkennen. Ihr Gesicht und ihre Haltung, übrigens immer edel und anständig, hatten eine diplomatische Kälte und Trockenheit. Sie hatte ohne Zweifel ihre Worte studirt und das Programm dieser Scene entworfen. Ha! Wenn gewisse Weiber ein Vergnügen daran finden, uns das Herz zu zerreißen, und den Dolch in die Brust zu stoßen und ihn in der Wunde umzukehren, so sind diese Weiber anbetungswürdig! Sie lieben oder wollen geliebt seyn; eines Tages werden sie uns für unsere Schmerzen belohnen und uns durch hundertfaches Glück das Uebel vergüten, das sie uns zugefügt haben. Sie sind nur böse aus Leidenschaft. Aber von einem Weibe gefoltert zu werden, das uns mit Gleichgültigkeit martert, ist die entsetzlichste Qual. In diesem Augenblicke trat Foe=

dora, ohne es zu wissen, alle meine Hoffnungen zu Boden, zermalmte mein Leben, vernichtete meine Zukunft, mit der kalten Unbefangenheit und der unschuldigen Grausamkeit eines Kindes, das spielend einem Schmetterling die Flügel ausreißt.

Später, fügte sie hinzu, werden Sie, wie ich hoffe, die Gründlichkeit der Neigung erkennen, die ich meinen Freunden anbiete. Für meine Freunde werden Sie mich immer gut und ergeben finden. Ich könnte für sie mein Leben opfern, aber Sie würden mich verachten, wenn ich Ihre Liebe annähme, ohne sie zu theilen. Ich halte ein. Sie sind der einzige Mann, dem ich je diese lezten Worte gesagt habe.

Anfangs konnte ich keine Worte finden, und mit Mühe hielt ich den Sturm zurück, der sich in meinem Innern erhob; aber bald verwies ich meine Gefühle in den Hintergrund meines Herzens. Ich lächelte.

Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe, so verbannen Sie mich; wenn ich mich als gleichgültig bekenne, werden Sie mich dafür strafen. Priester, Richter und Weiber legen ihre Robe nie ganz ab. Das Schweigen präjudicirt nichts. Genehmigen Sie daher, Madame, daß ich schweige. Um mich so schwesterlich zu warnen, mußten Sie gefürchtet haben, mich zu verlieren, und dieser Gedanke könnte meinen Stolz befriedigen. Wir wollen uns jedoch nicht mit Persönlichkeiten befassen. Sie sind vielleicht das einzige Weib, mit welchem ich einen den Gesetzen der Natur so zuwiderlaufenden Entschluß philosophisch besprechen kann. Den andern Subjekten Ihrer Gattung gegenüber sind Sie ein Phänomen. Lassen Sie

uns miteinander die Ursache dieser psychologischen Anomalien endlich untersuchen. Besteht in Ihnen, wie bei vielen Weibern, welche in sich und ihre eigenen Vollkommenheiten verliebt sind, ein verfeinertes Gefühl der Selbstsucht, die vor dem Gedanken zurückbebt, einem Manne anzugehören, ihrem eigenen Willen zu entsagen, einem Gebieter unterworfen zu seyn? Sie würden mir dann tausendmal schöner erscheinen! War vielleicht Ihre erste Liebe unglücklich? Fürchten Sie vielleicht für Ihre Reize, wenn sie Mutter werden? Haben Sie Mängel an sich, welche Sie wider Willen tugendhaft machen? Werden Sie nicht böse! Ich disputire, ich studire, ich bin auf tausend Meilen von der Leidenschaft entfernt. Die Natur, welche Blindgeborne schafft, kann wohl auch Weiber hervorbringen, die taub, stumm und blind für die Liebe sind. Sie bieten in der That einen köstlichen Stoff für ärztliche Beobachtungen dar. Sie wissen nicht, was sie Alles werth sind. Sie können einen sehr gerechten Abscheu an den Männern haben, ich billige ihn, sie scheinen mir samt und sonders häßlich und hassenswerth. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie das ganze männliche Geschlecht verachten. Es gibt keinen Mann, der Ihrer würdig wäre!

Ich kann dir nicht alle die Spottreden wiederholen, die ich ihr, stets lachend, an den Kopf warf; aber selbst das giftigste Wort, die bitterste Ironie entrissen ihr weder eine Bewegung, noch eine Geberde des Verdrusses. Sie hörte mir zu mit dem stereotypen Lächeln auf ihren Lippen, das sie für ihre Freunde,

für bloße Bekannte, für Fremde, für Jedermann, stets in Bereitschaft hatte.

Bin ich nicht ein gutes Ding, sagte sie, als ich eine Pause machte, daß ich mich so an den Pranger stellen lasse? Sie sehen, fuhr sie lachend fort, daß ich in der Freundschaft keine thörichte Empfindlichkeit besitze? Viele Weiber würden Ihre Unverschämtheit durch Verweisung aus ihrem Hause strafen.

Es steht zu Ihnen, mir Ihre Thüre zu verschließen, ohne mir nur einen Grund davon anzugeben.

Als ich dieß sagte, fand ich mich ganz aufgelegt, sie umzubringen, wann sie mir den Abschied gegeben hätte.

Sie sind nicht gescheidt, rief sie lachend aus.

Haben Sie jemals, fuhr ich fort, an die Wirkungen einer heftigen Liebe gedacht? Ein Mann in seiner Verzweiflung hat schon oft seine Geliebte ermordet.

Besser todt, als unglücklich, versezte Sie kalt. Ein so leidenschaftlicher Mann würde eines Tages sein Weib auf dem Stroh zurücklassen, nachdem er ihr Vermögen vergeudet hätte.

Diese Arithmetik betäubte mich. Ich sah deutlich einen Abgrund zwischen diesem Weibe und mir. Wir konnten uns nie verstehen.

Leben Sie wohl! sagte ich kalt.

Adieu! erwiederte sie mit freundschaftlichem Kopfnicken. Auf morgen!

Ich sah sie einen Augenblick an und warf ihr die Liebe, auf die ich verzichtet hatte, in's Gesicht. Sie stand aufrecht, mit ihrem stehenden Lächeln, mit

diesem scheußlichen Lächeln einer Bildsäule, höflich und trocken, Trugbild der Liebe, kalt wie Eis.

Jezt stelle dir den Höllenschmerz vor, der mein Innerstes zerriß, als ich im Schnee und Regen eine Meile weit in meine Wohnung zurückkehrte, nachdem ich Alles verloren hatte! Ha! Wissen, daß sie nicht einmal an mein Elend dachte, daß sie mich für reich hielt, wie sie selbst war! Hier handelte es sich nimmer um Geld, sondern um Alles Glück meines Herzens. Ich liebte sie noch immer, dieses kalte Weib, deren Herz zu jeder Stunde erobert seyn wollte, und die, indem sie die Versprechungen jedes Tages auswischte, sich jeden Morgen wieder als eine neue Geliebte darstellte! Plötzlich befiel mich ein fieberhaftes Schaudern. Ich erinnerte mich jezt, daß ich noch nüchtern war. Ich besaß keinen Heller mehr. Zum Uebermaas des Unglücks entformte der Regen meinen Hut, machte ihn unbrauchbar. Wie sollte ich mich nun vor einer Modedame in einem Salon zeigen ohne aufsetzbaren Hut!

Wie viele unbekannte Opfer hatte ich nicht seit drei Monaten Foedora gebracht! Oefters opferte ich das Brod einer Woche, um sie einen Augenblick zu sehen. Meine Arbeit verlassen und fasten, das war noch nichts! Aber die Straßen von Paris durchkreuzen, ohne von Koth bespritzt zu werden, rennen, um dem Regen zu entlaufen, so geputzt bei ihr ankommen, wie die Einfaltspinsel, von denen sie umgeben war! Für einen verliebten und zerstreuten Dichter bot diese Aufgabe unendliche Schwierigkeiten dar. Mein Glück, meine Liebe von einem Schmutzflecken

auf meiner einzigen weißen Weste abhängen! Auf ihren Anblick verzichten müssen, wenn ich mich unterwegs beschmuzte, naß würde! Nicht fünf Sous in der Tasche haben, um meine Stiefel von einem Schuhputzer wichsen lassen zu können! Meine Leidenschaft wuchs durch alle diese kleinen unbekannten Martern, unter deren Last ein zornmüthiger Mensch erliegt. Die Unglücklichen bringen Opfer, welche sie einem Weibe verschweigen müssen, das in der Sphäre des Reichthums und Luxus lebt. Diese Weiber sehen die Welt durch eine Brille, welche Menschen und Dinge in Gold färbt. Optimisten aus Selbstsucht, grausam aus bon ton, enthalten sie sich des Nachdenkens im Namen ihrer Vergnügungen und absolviren sich für ihre Theilnahmlosigkeit am Unglück durch den Strom der Freude, der sie fortreißt. Für sie ist ein Heller nie eine Million, sondern die Million ist ihnen ein Heller.

Wenn die Liebe ihre Sache durch große Opfer führen muß, so muß sie daneben diese Opfer mit einem zarten Schleier bedecken; die reichen Leute aber, indem sie dem geliebten Gegenstande Daseyn und Vermögen weihen, machen sich die Vorurtheile der Welt zu nütze, die immer ihren verliebten Thorheiten einen gewissen Glanz verleihen; für sie spricht das Schweigen, und der Schleier lüftet sich, während mich meine tiefe Armuth zu furchtbaren Qualen verdammte, ohne daß ich sagen durfte: „Ich liebe! oder: Ich sterbe!"

Du kannst dir jezt meine Lage denken, und wirst den Wahnsinn begreifen, der mich ergriffen hatte und

durch den raschen Gang vielleicht noch vermehrt wurde. Ich empfand eine Art höllischer Freude, mich auf dem Gipfel des Unglücks zu sehen. Jezt glaubte ich das Unglück erschöpft und erblickte in dieser lezten Krisis eine Prophezeiung von Glück. Ich wußte noch nicht, daß das Unglück unerschöpflich ist.

Die Thüre meines Hauses war halb geöffnet. Durch die Rizen der Fensterläden bemerkte ich Licht. Pauline und ihre Mutter warteten auf mich, und plauderten. Ich hörte meinen Namen nennen. Ich horchte.

Herr Raphael, sagte Pauline, ist doch viel schöner, als der Student in Nummer Sieben. Seine blonden Haare sind so hübsch. Findest du nicht etwas in seiner Stimme, ich weiß nicht was, aber es ist etwas, das einem das Herz umkehrt? Und ob er gleich ein etwas stolzes Wesen hat, so ist er doch so gut, und weiß sich so ausgezeichnet zu benehmen! Oh! Er ist wirklich recht schön. Alle Frauenzimmer müssen ganz in ihn vernarrt seyn, das weiß ich gewiß.

Du sprichst von ihm, sagte Madame Gaudin, als ob du selbst in ihn verliebt wärest.

Oh! Ich liebe ihn wie einen Bruder, erwiederte sie lachend. Ich wäre ja recht undankbar, wenn ich nicht Freundschaft für ihn fühlte! Hat er mich nicht Musik, Zeichnen, Grammatik, kurz Alles gelehrt, was ich weiß? Du schenkst meinen Fortschritten keine große Aufmerksamkeit, liebe Mutter, aber in einiger Zeit werde ich genug wissen, um Unterricht geben zu können, und dann können wir einen Domestiken halten.

Ich entfernte mich leise, machte dann einiges Geräusch und ging in den Saal, um dort meinen Leuchter zu holen, den Pauline mir anzünden wollte. Das arme Kind hatte Balsam auf meine Wunden gegossen. Dieses unbefangene Lob meiner Person gab mir wieder etwas Muth. Ich bedurfte des Glaubens an mich selbst; dieses unpartheiische Urtheil über meinen wahren Werth gab ihn mir. Meine, auf solche Art neu belebten Hoffnungen spiegelten sich vielleicht jezt auf meinen Umgebungen. Vielleicht hatte ich auch die Scene, welche mir diese beiden Weiber in der Mitte dieses Zimmers darboten, noch niemals aufmerksam betrachtet, aber jezt bewunderte ich in seiner Wirklichkeit das schönste Gemälde dieser bescheidenen Natur, das uns die niederländischen Maler so ungekünstelt darstellen. Die Mutter, im Winkel des halb erloscheuen Heerds sitzend, strickte Strümpfe, und ein gutmüthiges Lächeln schwebte auf ihren Lippen. Pauline colorirte Schirme. Auf einem kleinen Tische lagen ihre Pinsel, ihre Farben. Sie selbst stand vor mir, um mein Licht anzuzünden. Man mußte von einer furchtbaren Leidenschaft besessen seyn, um nicht das Ideal dieses Kopfes, die jungfräuliche Haltung dieses Körpers anzubeten. Nacht und Stille liehen dieser arbeitsamen Nachtwache, diesem anmuthigen Stilleben ihren Reiz. Es lag in diesen Arbeiten eine Ergebung voll hohen, göttlichen Gefühls. Eine unbeschreibliche Harmonie war zwischen den Personen und Dingen. Bei Foedora war der Luxus trocken, er weckte in mir böse Gedanken; hier erfrischte dieses demüthige Elend, diese

einfache Natur, meine Seele. Vielleicht fühlte ich mich gedemüthigt in Gegenwart des Luxus, und bei diesen beiden weiblichen Wesen, in diesem gebräunten Zimmer, wo das vereinfachte Leben sich in die Tiefen des Herzens zu flüchten schien, versöhnte ich mich vielleicht mit mir selbst, und gefiel mir im Bewußtseyn des männlichen Uebergewichts. Als ich näher zu Paulinen trat, warf sie einen fast mütterlichen Blick auf mich und rief, indem sie mit zitternden Händen den Leuchter niedersezte: „Mein Gott! Wie blaß sind Sie! Ach! Er ist ganz durchnäßt. Meine Mutter wird Sie abtrocknen.“

„Herr Raphael, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, Sie essen so gerne Milch. Wir haben diesen Abend Rahm bekommen. Essen Sie doch ein wenig davon.

Sie sprang, leicht wie ein Reh, nach einem Milchtopf und bot mir ihn so lebhaft dar, hielt mir ihn so kindlich unter die Nase, daß ich mich besann, ob ich es annehmen sollte.

Sie werden mir es doch nicht abschlagen? sagte sie gekränkt.

Wir verstanden uns in unserem beiderseitigen Selbstgefühl: Paulinen schien ihre Armuth zu Herzen zu gehen, und sie warf mir meinen Hochmuth vor. Ich wurde gerührt. Dieser Rahm war vielleicht ihr morgendes Frühstück. Ich nahm ihn gleichwohl an. Das arme Kind suchte seine Freude zu verbergen, aber sie leuchtete aus seinen Augen.

Ich war der Nahrung bedürftig, sagte ich, indem ich mich sezte.

Sie betrachtete mich mit nachdenklichen Blicken.

Erinnern Sie sich der Stelle, Pauline, wo Bossuet uns Gott schildert, wie er ein Glas Wasser reichlicher vergilt, als einen Sieg?

Ja! sagte sie.

Ihr Busen pochte heftig.

Nun denn, da wir bald scheiden müssen, fügte ich mit zitternder Stimme hinzu, so lassen Sie mich meine Dankbarkeit für alle die Dienste, welche Sie und Ihre Mutter mir erwiesen haben, an den Tag legen.

Oh! erwiederte sie lachend, wir wollen nicht abrechnen.

Hinter ihrem Lachen verbarg sich eine Rührung, die mir durch das Herz ging.

Mein Piano, fuhr ich fort, ist eines der besten Instrumente von Erard; ich bitte Sie es anzunehmen. Nehmen Sie es unbedenklich, denn auf der Reise, die ich zu machen gedenke, könnte ich es doch nicht mitnehmen....

Aufgeschreckt vielleicht durch den melancholischen Ton, womit ich diese Worte aussprach, schienen sie mich beide verstanden zu haben und betrachteten mich mit Staunen und Schrecken. Die Theilnahme, welche ich in den kalten Regionen der großen Welt suchte, hier war sie, aufrichtig, ohne Pomp, aber haltungsvoll und vielleicht dauerhaft.

Man muß nicht Alles in so schwarzem Lichte sehen, sagte die Mutter zu mir. Bah! Bleiben Sie bei uns! Mein Mann ist unterwegs, jezt, zu dieser Stunde. Diesen Abend habe ich das Evangelium des heiligen

Johannes gelesen, während Pauline unsern Schlüssel über einer Bibel zwischen ihren Fingern hielt, und der Schlüssel hat sich gedreht. Das bedeutet, daß Gaudin wohl ist, und daß es ihm gut geht. Pauline hat wieder angefangen für Sie und den jungen Menschen in Nummer Sieben, aber der Schlüssel hat sich nur für Sie gedreht. Gaudin wird als Millionär zurückkommen. Ich habe ihn im Traum gesehen auf einem Schiffe voll Schlangen, aber zum Glück war das Wasser trüb, und das bedeutet Gold und Edelsteine, die über See kommen.

Diese freundschaftlichen inhaltleeren Worte, ähnlich einem Wiegenliedchen, womit eine Mutter ihr Kind einschläfert, gaben mir wieder eine Art Ruhe. Der Ton und Blick dieser guten Frau hauchte jene Herzlichkeit aus, die den Kummer, wenn auch nicht verwischt, doch lindert. Pauline, scharfsichtiger als ihre Mutter, warf unruhige Blicke auf mich und ihre klugen Augen schienen mein Leben und meine Zukunft zu errathen. Ich dankte durch Kopfneigen der Mutter und Tochter, und entfernte mich schnell, um meine Rührung zu verbergen. Als ich allein war, unter meinem Dache, legte ich mich mit meinem Unglück zu Bett. Meine unselige Einbildungskraft gaukelte mir hundert bodenlose Plane, hundert unmögliche Entschlüsse vor. Wenn ein Mensch unter den Trümmern seines Vermögens nachsucht, findet er immer noch einige Hülfsmittel; ich aber hatte gar nichts. Ach, mein Freund! Wir werfen nur allzuleicht den ersten Stein auf Armuth und Elend. Wir sollten nachsichtiger seyn gegen die Wirkungen des heftigsten aller

Auflösungsmittel der Staatsgesellschaft; bei Armuth und Elend entflieht die Schaam, die Tugend, der Geist, und nur das Verbrechen bleibt zurück. Ich war ohne Gedanken, ohne Kraft, wie ein Kind unter den Klauen eines Tigers. Ein Mensch ohne Leidenschaft und ohne Geld bleibt Herr seiner Person, aber ein Unglücklicher, der liebt, gehört sich nicht mehr selbst an, und kann sich nicht tödten. Ich schlief mit dem Gedanken ein, morgen zu Rastignac zu gehen und ihm meine ganze Lage zu eröffnen.

Ha! Ha! sagte Rastignac, als ich am andern Morgen in sein Zimmer trat, ich weiß, was dich hieherführte. Ohne Zweifel hat dich Foedora verabschiedet. Einige gute Seelen, die eifersüchtig auf deinen Einfluß auf die Gräfin waren, haben eure nahe Vermählung ausgesprengt. Der Himmel mag wissen, welche Thorheiten deine Nebenbuhler dir aufgebürdet haben, und welche Verläumdungen über dich verbreitet worden sind.

Jezt, rief ich aus, jezt ist mir Alles klar!

Ich erinnerte mich an alle meine Unverschämtheiten und fand Foedora göttlich, erhaben! Ich war jezt in meinen Augen ein Elender, der noch nicht genug gelitten hatte, und in ihrer Nachsicht erblickte ich mehr als die Geduld der Liebe.

Bleibe hübsch auf dem Boden, sagte der umsichtige Gascogner zu mir. Foedora besizt den Scharfblick, welcher Weibern eigen ist, die nur ihrer Selbstsucht leben. Sie hatte dich vielleicht bereits errathen, durchschaut, als du nur noch auf ihr Vermögen, nicht auf ihre Person, Jagd machtest. Sie ist so heuchlerisch,

daß keine Heuchelei Gnade vor ihren Augen findet. Es scheint mir jezt, daß ich dir eine schlimme Bahn geöffnet habe. Troz der Feinheit ihres Geistes und ihrer Manieren scheint mir dieses Geschöpf herrschsüchtig, wie alle Weiber sind, die kein Herz, sondern nur Kopf haben. Für sie liegt alles Glück in dem Wohlbehagen des Lebens, in den gesellschaftlichen Freuden; das Gefühl ist bei ihr eine Rolle. Sie würde aus dir ihren ersten Kammerdiener machen, du wärest ein unglücklicher Mensch.

Rastignac predigte tauben Ohren. Ich unterbrach ihn und sezte ihm mit anscheinender Laune meine finanzielle Lage auseinander.

Gestern Abend, erwiederte er, hat mir eine böse Karte all' mein Geld mitgenommen. Ohne ein solches Unglück, das für mich nichts Neues ist, hätte ich gerne meine Börse mit dir getheilt. Doch gleichviel! Wir wollen zu einem Frühstück, vielleicht finden wir bei Austern einen guten Rath.

Er kleidete sich an, ließ sein Tilbury vorfahren, und wir stiegen am Caffé de Paris aus, als ob Jeder von uns eine Million in der Tasche hätte. Dieser Goscognische Satan verwirrte mich ganz durch die Leichtigkeit seiner Manieren und seine unzerstörbare Ruhe.

Nachdem wir köstlich gespeist hatten und eben am Caffee waren, trat ein streng nach der Mode gekleideter Mann ein, der einen für ihn passenden Tisch zu suchen schien.

Das ist dein Mann! sagte Rastignac und winkte ihn zu uns.

Dieser Pursche da, sagte er mir in's Ohr, hat das Legionskreuz erhalten, weil er Schriften herausgibt, von denen er kein Wort versteht! Er ist Chemiker Historiker, Romantiker, Publicist; er besizt, Viertheile, Dritttheile, Hälften in, ich weiß nicht wie vielen Theaterstücken, und er ist so unwissend, wie Don Miguels Maulthier. Er ist kein Mensch, sondern ein Name, eine dem Publikum wohlbekannte Etikette. Er ist so fein, daß er einen ganzen Kongreß an der Nase herumführen könnte. Kurz, er ist ein moralischer Bastard, weder gut, noch schlecht, aber Stille! Er hat sich schon einmal geschlagen. Mehr verlangt die Welt nicht, und man nennt ihn jezt einen Mann von Ehre.

He! mein vortrefflichster, theuerster Freund! redete ihn Rastignac an. Wie befindet sich Eure Intelligenz?

Weder gut, noch schlecht, erwiederte der Angeredete, der an einer benachbarten Tafel Platz genommen hatte. Ich bin mit Arbeiten überhäuft. Ich habe alle erforderlichen Materialien in Händen, um historische Memoiren zu machen, und ich weiß keinen Namen dafür aufzufinden. Das macht mir Sorge, denn es ist hohe Zeit damit, weil die Memoiren nach und nach aus der Mode kommen.

Sind es Memoiren der Zeitgenossen, alte Memoiren über den Hof?

Ueber die Halsbandgeschichte.

Jezt glaube ich an Wunder! sagte Rastignac lachend zu mir.

Hierauf wendete er sich wieder dem Speculanten zu: Mein Herr! Ich habe die Ehre Ihnen hier einen meiner Freunde, Herrn von Valentin, vorzustellen, in welchem Sie eine unserer künftigen literarischen Celebritäten erblicken. Er hat eine Tante gehabt, die weiland wohl bei Hof angesehen war, eine Marquise und seit zwei Jahren arbeitet er an einer royalistischen Geschichte der Revolution.

Nun neigte er sich zu dem Ohre des literarischen Krämers und sagte: Er ist ein Mann von Talent, aber ein Pinsel, der Ihnen unter dem Namen seiner Tante Ihre Memoiren, zu hundert Thaler den Band, machen wird.

Der Handel sagt mir zu, erwiederte der andere und zog seine Cravatte in die Höhe! Garçon, warum kommen meine Austern nicht?

Wohl, aber Sie geben mir 25 Louisd'or Commissionsgebühr und bezahlen ihm einen Band voraus.

Nein! Nein! Ich gebe bloß fünfzig Thaler Vorschuß, dann bin ich sicherer, das Manuscript bald zu bekommen.

Rastignac wiederholte mir leise diese merkantilische Unterredung, und antwortete ihm, ohne mich zu fragen: Wir sind einverstanden. Wann können wir zu Ihnen kommen, um diese Geschichte in's Reine zu bringen.

Wir können ja morgen Abend um sieben Uhr hier zu Mittag speisen.

Wir stunden auf, Rastignac warf dem Garçon ein Trinkgeld hin, steckte die Rechnung in die Tasche, und so gingen wir ab. Ich war ganz erstaunt über

den Leichtsinn, mit welchem er meine ehrwürdige Tante, die Marquise von Monbauron, verkauft hatte...

Lieber wollte ich, rief ich aus, mich nach Brasilien einschiffen und dort den Wilden die Algebra beibringen, wovon ich kein Wort verstehe, als den Namen meiner Familie besudeln!

Rastignac lachte laut auf: Bist du ein Narr? Nimm vor allen Dingen die fünfzig Thaler und mache die Memoiren. Wann sie fertig sind, weigerst du dich, sie unter dem Namen deiner Tante herauszugeben. Einfaltspinsel! Frau von Monbauron, die auf dem Schaffot gestorben ist, mit ihrem Wappen, ihrer Schönheit, ihrer Schminke, ihren Maulthieren und ihrem Tagebuch, ist weit mehr werth, als, 600 Franken. Wenn dann dein Buchhändler deine Tante nicht nach ihrem wahren Werth: bezahlen will, so wird er wohl irgend einen alten Ludwigsritter oder eine Bettelgräfin auffinden, die ihren Namen zu den Memoiren hergeben.

Oh! rief ich aus, warum habe ich mein tugendhaftes Dachstübchen verlassen? Die Welt, von hinten betrachtet, ist doch verdammt schmutzig!

Wohl gesprochen! erwiederte Rastignac, hier haben wir Poesie, und es handelt sich um Geschäfte. Du bist ein Kind. Höre, was die Memoiren betrifft, so wird das Publikum sein Urtheil darüber fällen; meinen literarischen Mäkler anbelangend, so hat er acht Jahre seines Lebens auf sein Geschäft verwendet und seine buchhändlerischen Erfahrungen theuer erkauft. Wenn er auch den Ertrag des Buchs ungleich mit dir theilt, so ist doch dein Geldantheil der schönste.

Fünf und zwanzig Louisd'or sind für dich eine größere Summe, als für ihn tausend Franken. Du kannst um diesen Preis wohl historische Memoiren schreiben, wenn Diderot um hundert Thaler sechs Predigten gemacht hat.

Und beim Licht besehen, sagte ich ganz ergriffen zu ihm, ist es für mich eine Nothwendigkeit. Mithin, lieber Freund, bin ich dir Dank schuldig. Fünf und zwanzig Louisd'or machen mich sehr reich.

Und reicher, als du denkst, versezte er lachend, denn die Commissionsgebühr, die mir Marinault gibt, ist natürlich auch dein.

Wir wollen in den Wald von Boulogne, fuhr er fort, wir werden dort deine Foedora sehen, und ich will dir die niedliche kleine Wittwe zeigen, die ich heirathen soll, eine artige Person, Elsässerin, ein wenig dick; sie liest Kant, Schiller, Jean Paul, und eine Menge hydraulischer Bücher. Sie hat die Sucht, mich immer um meine Meinung zu fragen. Ich muß mir das Ansehen geben, als ob ich alle diese deutschen Empfindeleien verstände. Ich konnte ihr ihren literarischen Enthusiasmus noch nicht abgewöhnen. Sie weint, wann den Helden der poetischen Schriften ein Unfall begegnet, und ich muß aus Höflichkeit ein wenig mitweinen. Aber, lieber Freund, es handelt sich hier um 25,000 Franken Einkünften, und dabei der kleinste Fuß, und die niedlichste Hand von der Welt!

Wir sahen die Gräfin. Sie war glänzend in einem glänzenden Wagen. Die Kokette grüßte uns freundlich und warf mir ein Lächeln zu, das mir

damals voll Liebe und göttlich schien. Ich war selig. Ich glaubte mich geliebt, ich hatte Geld, ich hatte Schätze der Leidenschaft. Kein Elend mehr! Leichtsinnig, lustig, mit Allem zufrieden, fand ich die Geliebte meines Freundes allerliebst. Die Bäume, die Luft, der Himmel, die ganze Natur, Alles lächelte mich mit Foedora's Lächeln an.

Nachdem wir von den Elysäischen Feldern zurückgekommen waren, gingen wir zu Rastignac's Hutmacher und Schneider. Mittelst der Halsbandgeschichte gab ich meinen elenden Friedensfuß auf und sezte mich auf den furchtbarsten Kriegsfuß. Jezt konnte ich ohne Weiteres mit den Laffen, welche Foedora umschwärmten, in die Schranken treten.

Als ich zu Hause war, schloß ich mich ein. Dem Anschein nach ruhig, sah ich zu meinem Dachfenster hinaus; ich nahm auf ewig Abschied von den alten Dächern, von den engen Häusern umher, ich lebte schon in der Zukunft, ich machte einen Roman aus meinem Leben, ich berechnete die Liebe und ihre Freuden. Wie stürmisch kann nicht ein Daseyn zwischen den vier Mauern eines Dachstübchens werden! Die menschliche Seele ist eine Fee. Sie verwandelt einen Strohhalm in Diamanten, und unter ihrem Stabe erheben sich goldene Palläste.

Am andern Tage, gegen Mittag, klopfte Pauline sachte an meine Thüre und brachte mir.... Rathe was?... Einen Brief von Foedora. Die Gräfin bat mich, sie im Luxemburg abzuholen, um von dort gemeinschaftlich das Museum und den botanischen Garten zu besuchen.

Ein Commissionär, sagte mir Pauline nach einigem Stillschweigen, wartet auf die Antwort.

Ich sudelte geschwind ein Danksagungsschreiben hin, das Pauline mitnahm. Ich kleidete mich an, ich war sehr zufrieden mit mir vor dem Spiegel. Plötzlich lief mir ein Gedanke eiskalt den Rücken hinab: „Ist Foedora im Wagen oder zu Fuß? Wird es regnen? Wird es schön Wetter bleiben?"

„Und, fuhr ich in Gedanken fort, sey sie zu Fuß oder im Wagen, weiß man je, was einem Weibe durch den Kopf schießt? Sie hat kein Geld bei sich und will vielleicht einem kleinen Savoyarden, dessen zerlumpter Anzug ihr besonders wohl gefällt, einen Thaler schenken. Und ich, ich hatte keinen rothen Heller, denn ich sollte mein Geld erst am Abend bekommen!"

Tausend schmerzliche Gedanken drangen, wie eben so viele Pfeile, zumal in mein Herz. Ich blickte aus meinem Dachfenster nach dem Himmel. Das Wetter war sehr zweifelhaft. Im unglücklichen Fall konnte ich wohl einen Wagen für den ganzen Tag miethen; aber mußte ich dann nicht, mitten in der Fülle meines Glücks, jeden Augenblick bei dem Gedanken erzittern, daß ich am Abend Herrn von Marinault nicht antreffen werde?

Ich fühlte nicht Kraft genug in mir, im Schoose meiner Freuden solche Furcht zu hegen, und, obgleich ich gewiß war, nichts zu finden, unternahm ich doch noch eine große Haussuchung; ich suchte eingebildete Thaler bis im Innersten meines Strohsacks; Alles ging durch meine Hand, ich schüttelte alte Stiefel

und Schuhe aus. Ich fand nichts. Der Fieberfrost schüttelte mich, ich warf einen verstörten Blick auf meine offenen Schubladen. Kannst du dir meine Freude denken, als ich zwischen der Leiste meines Schreibtisches einen neuen Fünffrankenthaler glänzen sah? Ich ergriff ihn, ich küßte ihn, ich begrüßte ihn jauchzend. Meine Stimme fand ein Echo. Ueberrascht, wendete ich mich um, und sah Paulinen todtblaß vor mir stehen.

Ich glaubte, sagte sie mit gerührter Stimme, sie möchten sich ein Leid anthun. Der Commissionär.... Sie hielt inne.... Meine Mutter hat ihn bezahlt, fuhr sie fort und floh davon.

Arme Kleine! Ich wünschte ihr mein Glück. In diesem Augenblicke fühlte ich in meinem Herzen eine Freude des Weltalls, und ich wünschte den Unglücklichen, denen ich ihren Antheil an der allgemeinen Freude gestohlen zu haben glaubte, ihn ersetzen zu können.

Wir haben fast immer Recht, wann wir ein Unglück ahnen. Die Gräfin hatte ihren Wagen weggeschickt. Launenhaft, wie die Weiber sind, wollte sie über die Boulevards zu Fuß in den botanischen Garten gehen.

Aber es wird regnen, sagte ich zu ihr.

Es machte ihr Vergnügen, mir zu widersprechen.

Zufällig war es schön Wetter, so lange wir im Luxemburg spazieren gingen; aber im Herausgehen ließ eine dicke Wolke, die ich bisher mit Angst beobachtet hatte, einige Tropfen fallen. Wir stiegen in einen Fiaker. Als wir auf den Boulevards waren,

hörte der Regen auf, und der Himmel wurde wieder heiter.

Als wir im botanischen Garten angekommen waren, wollte ich den Wagen fortschicken. Foedora bat mich ihn zu behalten. Welche Qualen! Mit ihr plaudern, während ein peinliches Delirium, das sich wahrscheinlich durch irgend ein einfältiges, fixes Lächeln auf meinem Gesicht abzeichnete, meine Seele niederdrückte! Im botanischen Garten herumschlendern, durch seine schattigen Alleen gehen, ihren Arm in dem meinigen halten, in Allem dem lag etwas Phantastisches: Es war ein Traum am hellen Tage.

Inzwischen hatten ihre Bewegungen, wir mochten gehen oder stehen, nichts Sanftes und Liebevolles.

Wenn ich mich, so zu sagen, ihrer Lebensthätigkeit anschließen wollte, stieß ich in ihr auf eine innere und geheime Lebendigkeit, auf eine gewisse Schnellkraft, auf etwas Excentrisches. Die herzlosen Weiber haben keine zarte Anziehungskraft in ihrem Wesen. Wir waren weder durch einen gleichen Willen, noch durch einen gleichen Schritt vereinigt. Es gibt noch keine Worte, welche diesen materiellen Mißklang von zwei Wesen bezeichnen, denn wir sind noch nicht gewohnt, in der Bewegung einen Gedanken zu erkennen. Dieses Phänomen unserer Natur wird instinktartig gefühlt, und nicht durch Worte ausgedrückt.

Sie können mir einen ziemlich wichtigen Dienst leisten, sagte Foedora und sah mich mit einem schüchternen Wesen an, und nachdem ich Ihnen meinen Widerwillen gegen die Liebe anvertraut habe, fühle ich mich frei genug, von Ihrer Freundschaft

eine Dienstleistung zu fordern. Wird nicht jezt, fuhr sie lächelnd fort, Ihr Verdienst um mich um so größer seyn?

Ich sah sie schmerzlich an. Da sie nichts fühlte in meiner Nähe, war sie verschmizt gegen mich, nicht zärtlich. Sie spielte ihre Rolle einer vollendeten Schauspielerin. Plötzlich erweckte ein Ton, ein Blick, ein Wort alle meine Hoffnungen wieder; wenn aber meine neubelebte Liebe in meinen Augen strahlte, begegnete sie gleichgültig meinen Blicken. In diesen Augenblicken verabscheute ich sie.

Die Protection des Herzogs von Navailles, fuhr sie fort, würde mir bei einer Person, welche in Rußland Alles gilt, und deren Verwendung nöthig ist, um mir in einer Angelegenheit, die mein Vermögen und meine Stellung in der Welt zugleich betrifft, von großem Nutzen seyn. Ist nicht der Herzog von Navailles ein Vetter von Ihnen? Ein Brief von seiner Hand würde die ganze Sache zu Ende bringen.

. Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen, antwortete ich, verfügen Sie....

Sie sind sehr gütig, fuhr sie fort und drückte mir die Hand. Speisen Sie mit mir zu Mittag; ich werde Ihnen Alles sagen, wie einem Beichtvater.

Dieses so mißtrauische, verschwiegene Weib, deren Angelegenheiten Niemand kannte, wollte mich also um Rath fragen!

Oh! Wie angenehm ist mir jezt das Stillschweigen, das Sie mir auferlegt haben! rief ich aus. Aber ich hätte eine noch stärkere Probe von Ihnen gewünscht.

In diesem Augenblicke begegnete sie meinen trunkenen Blicken und gab sich ganz meiner Bewunderung hin — sie liebte mich also!

Wir kamen in ihre Wohnung, und glücklicherweise reichte mein Geld hin, den Kutscher zu bezahlen. Ich brachte den Tag köstlich hin, ganz allein mit ihr. Es war zum erstenmal, daß ich sie so sah. Bis heute hatte uns die Welt und ihre peinliche Höflichkeit, ihre kalten Formen, selbst während der kostbarsten Mahlzeiten, welche sie gab, getrennt; jezt war ich bei ihr, als ob ich ihr Hausgenosse wäre. Ich besaß sie gleichsam, und meine vagabunde Einbildungskraft, alle Schranken überschreitend, gaukelte mir ein Leben voll Liebe und Wonne vor. Ich war in Gedanken ihr Gatte, ich bewunderte sie in ihrem häuslichen Leben. Sie ließ mich einen Augenblick allein, dann kam sie zurück, sie hatte ihre Haare zurechtgemacht, sie war allerliebst, und diese niedliche Toilette war für mich gemacht worden! Während des Essens überhäufte sie mich mit Aufmerksamkeiten. Sie war ganz Weib. Sie entwickelte unendliche Anmuth in tausend Dingen, die im Grunde ein Nichts sind, und doch die Hälfte des Lebens ausmachen. Ich war im dritten Himmel.

Plözlich fiel mir der Handel ein, den ich abzuschließen hatte, und weg war meine Begeisterung. Ich griff nach meinem Hute.

Wie! Jezt schon! rief sie aus.

Sie liebte mich! Nichts war gewisser. Ich glaubte es steif und fest. Jezt hätte ich für jede Stunde mehr, die ich in ihrer Nähe zubrachte, zwei Jahre

meines Lebens gegeben. Was war jezt Geld in meinen Augen! Was ich an Geld verlor, gewann ich an Liebesglück. Es war Mitternacht, als sie mich entließ.

Am andern Morgen war ich etwas kleinlauter. Ich fürchtete das Geschäft der Memoiren versäumt zu haben. Meine ganze Existenz hing davon ab, ich lief zu Rastignac, und wir beeilten uns so sehr, daß wir dem Lever des Titelträgers meiner künftigen Arbeiten noch anwohnen konnten. Herr Marinault las mir einen kurzen Contrakt vor, in welchem von meiner Tante keine Rede war, und nach dessen Unterzeichnung zählte er mir fünfzig Thaler auf. Hierauf frühstückten wir Alle drei zusammen. Nachdem ich meinen neuen Hut, sechzig Cachets zu dreißig Sous und meine Schulden bezahlt hatte, blieben mir nur noch dreißig Franken übrig. Doch waren für einige Tage die Schwierigkeiten gehoben, und wenn ich das von Rastignac mir vorgeschlagene englische System hätte annehmen wollen, so konnte ich mir Schätze verschaffen. Er wollte mir durchaus einen Credit gründen, auf welchen ich Anlehen aufnehmen sollte, und er behauptete, daß dann die Anlehen den Credit aufrecht erhalten würden. Nach seiner Theorie war an allen Kapitalien der Welt die Zukunft das Bedeutendste und Gründlichste. Indem er auf solche Weise meine Schulden auf meine künftigen Einnahmen hypothecirte, machte er mich zum Kunden seines Schneiders, eines gebildeten Kleiderkünstlers, der die Welt und Jugend kannte und mir vor meiner künftigen Heirath nichts fordern sollte.

Von diesem Tage an hörte mein fleißiges Klosterleben auf, das fast drei Jahre gedauert hatte. Ich besuchte Foedora sehr fleißig und suchte daselbst die Helden der Modewelt an Unverschämtheit zu übertreffen. Ich glaubte nun der Armuth für immer entgangen zu seyn, und fand meine ganze Geistesfreiheit wieder. Ich zermalmte meine Nebenbuhler und erlangte den Ruf eines höchst verführerischen, unwiderstehlichen Menschen.

Der Neid erhob sein Haupt, und die Superklugen sagten von mir: „Ein Mensch, der so geistreich ist, kann nur im Kopfe Leidenschaften haben.“ Sie rühmten christlöblich meinen Geist auf Kosten meines Herzens.

„Wie glücklich ist er, daß er nicht liebt!“ riefen sie aus. „Wenn er liebte, könnte er unmöglich so viele Munterkeit und Feuer haben!“

In Foedoras Nähe aber war ich einfältig verliebt. Allein mit ihr, verstummte ich oder lästerte über die Liebe; ich war traurig-lustig, wie ein Höfling, der einen tiefen Kummer verbergen will. Ich suchte mich ihrem Leben, ihrem Glück, ihrer Eitelkeit unentbehrlich zu machen. Ich war alle Tage bei ihr, ein Sclave, ein Spielzeug ihrer Launen. Nachdem ich auf solche Weise den Tag vergeudet hatte, kehrte ich in meine Wohnung zurück, um die ganze Nacht über zu arbeiten; ich schlief nur Morgens zwei bis drei Stunden.

Bald sah ich mich wieder ohne einen Heller Geld. Ich fiel zurück in jenes prekäre Leben, in jenes eisige, tiefe Elend, das sich hinter den täuschenden Anschein

des Luxus versteckt; meine ersten Leiden kehrten wieder, aber sie waren nicht mehr so schmerzlich; ich hatte mich ohne Zweifel mit ihren furchtbaren Krisen vertraut gemacht. Oft war der Thee und der Kuchen, welche man in den Salons so spärlich anbietet, meine einzige Nahrung. Bisweilen nährten mich die kostbaren Gastmahle der Gräfin auf zwei Tage.

Ich wendete meine ganze Zeit und allen meinen Beobachtungsgeist darauf, Foedora's undurchdringlichen Charakter zu entziffern. Bis jezt hatten Hoffnung oder Verzweiflung auf meine Meinung eingewirkt, und ich erblickte in ihr bald das liebenswürdigste Weib, bald die fühlloseste ihres Geschlechts. Dieser Wechsel von Freude und Trauer wurde mir unerträglich, und ich wollte diesem furchtbaren Kampfe ein Ende machen, sollte ich mir auch die Liebe aus dem Herzen reißen. Unheilverkündende Strahlen leuchteten bisweilen in meiner Seele auf und zeigten mir einen Abgrund zwischen ihr und mir. Foedora rechtfertigte alle meine Besorgnisse: Noch nie hatte ich eine Thräne in ihrem Auge gesehen; im Theater blieb sie eiskalt bei der rührendsten Scene; sie behielt alle ihre Feinheit zu ihrem eigenen Dienste zurück und errieth nie weder das Unglück, noch das Glück eines andern. Sie hatte mich getäuscht. Glücklich, ihr ein Opfer zu bringen, hatte ich mich fast erniedrigt für sie, als ich meinen Vetter, den Herzog von Navailles, besuchte, einen Egoisten, der über meine Armuth erröthete und sich zu großen Unrechts gegen mich bewußt war, um mich nicht zu hassen. Er empfieng mich demnach mit jener kalten Höflichkeit,



welche Worten und Geberden den Anschein der Beleidigung gibt. Sein unruhiger Blick flößte mir Mitleid ein. Ich schämte mich für ihn, daß er mitten in seiner Größe solche Kleinlichkeit, mitten in seinem Reichthum solche Armuth zeigte. Er erzählte mir, daß er durch die Dreiprocentigen bedeutenden Verlust erlitten habe. Jezt sagte ich ihm, welches der Grund meines Besuchs sey. Der plözliche Wechsel seiner Manieren, die von Null schnell auf zwanzig Grad Zärtlichkeit und Verbindlichkeit übersprangen, flößte mir Eckel ein.

Der Herzog kam zur Gräfin, und bald war ich von ihm dort ausgestochen. Sie verschwendete an ihn allen Zauber ihres Wesens, sie nahm ihn ganz ein, besorgte ohne mich diese geheimnißvolle Angelegenheit, von der ich kein Wort erfuhr; ich hatte ihr bloß als Mittel gedient. Sie achtete gar nicht mehr auf mich, wenn der Herzog bei ihr war; sie sah mich mit weniger Vergnügen, als an dem Tage, wo ich ihr vorgestellt wurde.

Eines Abends demüthigte sie mich vor dem Herzog durch eine jener Geberden, durch einen jener Blicke, welche sich nicht mit Worten bezeichnen lassen. Ich heulte vor Wuth, als ich fortging, und entwarf tausend Plane der Rache.

Ich hatte sie oft zu den Bouffons begleitet. Hier, neben ihr sitzend, ganz meiner Liebe hingegeben, betrachtete ich sie und lieh zugleich der Musik mein Ohr. Meine Leidenschaft war in der Luft, auf der Bühne, überall siegreich, nur bei Foedora nicht. Ich nehme ihre Hand, ich studire ihre Züge, eine

Verschmelzung unserer Gefühle darin zu suchen, eine jener plözlichen Harmonien, welche, durch die Töne der Musik geweckt, die Seelen zur Vereinigung hinziehen, aber ihre Hand war stumm, und ihre Augen kalt. Wann das Feuer meines Herzens, das aus allen meinen Zügen leuchtete, ihr allzustark in's Gesicht sprang, warf sie mir jenes gesuchte, conventionelle Lächeln, die classische Phrase aller Salons, zu. Sie hörte nicht auf die Musik. Ihre göttlichen Klänge fanden keinen Wiederhall in ihrem Herzen. Ihre Seele war vertrocknet: Sie war ein Schauspiel im Schauspiel. Ihre Lorgnette war unaufhörlich unterwegs von einer Loge zur andern. Sie war mit Ruhe unruhig. Ein Opfer der Mode, lebte sie nur ihrer Loge, ihrer Kleidung, ihrem Wagen, ihrer Person. Man trifft oft Leute von colossaler Gestalt, die ein weiches Herz haben in ihrem ehernen Körper; sie hatte ein ehernes Herz in einem zarten Leibe.

Meine unselige Wissenschaft zerriß allmählig alle Schleier. Troz aller ihrer Feinheit ließ Foedora einige Spuren ihres plebejischen Ursprungs durchschimmern und auf den kalten Grund ihrer Seele blicken. Um das zu besitzen, was man in der Welt guten Ton nennt, muß man sein Ich für die andern zu vergessen wissen, muß man in Stimme und Geberden eine unverwischbare Sanftmuth legen. Bei ihr aber war das Vergessen ihrer selbst Falschheit, ihre Höflichkeit war Knechtschaft, und ihre Manieren hatten nicht jene Unbefangenheit, die aus dem Herzen kommt, oder durch eine gute Erziehung erlangt wird. Sie tauchte ihr geheucheltes Wohlwollen in Honig=

worte, ihre Rührung war Ueberspannung, aber ich hatte ihre Grimassen studirt, ich hatte ihr inneres Wesen von seiner dünnen Rinde entkleidet, mit der sich die Welt begnügt; ich war nimmer der Narr ihrer Aeffereien, ich kannte ihr Katzenherz.

Wann ein Einfaltspinsel sie lobte, ihr huldigte, schämte ich mich für sie. Und doch liebte ich sie immer noch! Ich hoffte dieses Eis durch das Feuer einer poetischen Liebe zu schmelzen. Wenn es mir gelang, ihr Herz für weibliche Zärtlichkeit zu öffnen, wenn ich ihr begreiflich machen konnte, daß Geben seliger sey, als Nehmen, Beglücken edler, als selbst glücklich seyn, dann war sie vollkommen, ein Engel. Ich liebte sie als Mann, als Liebhaber, als Künstler, und um ihren Besitz zu erlangen, mußte man sie gar nicht lieben. Ein aufgeblasener Thor, ein kalt berechnender Mensch, hätte vielleicht über sie gesorgt. Eitel, verschmizt, wie sie war, hätte sie vielleicht die Sprache der Eitelkeit verstanden, hätte sich in die Schlingen einer Intrike verwickelt. Ein eiskalter Mensch konnte sie beherrschen.

Der Schmerz zerriß mir die Seele, als sie mir ganz unbefangen ihre abscheuliche Selbstsucht bekannte. Eines Abends hatte ich mir ein Herz genommen, und ihr die Einsamkeit ihres verlassenen Alters mit den glühendsten Farben gemalt. Beim Anschauen dieser entsezlichen Rache der mißachteten Natur, antwortete sie mir durch ein rohes Wort.

Ich werde immer Vermögen haben! sagte sie. Mit Geld können wir immer die Gefühle, deren wir zu unserem Wohlseyn bedürfen, um uns her schaffen.

Ich stand auf. Ich ging hinaus, niedergeschmettert von der Logik dieses Luxus, dieses Weibes, dieser Welt, in die ich so toll verliebt war. Ich liebte Pauline nicht, weil sie arm war. Hatte nicht die reiche Foedora das Recht den armen Raphael von sich zu weisen? Unser Gewissen ist ein unfehlbarer Richter, wenn wir es noch nicht erstickt haben.

Foedora, rief mir eine sophistische Stimme zu, liebt Niemand, und stoßt Niemand von sich. Sie ist frei, aber sie hat sich um Gold hingegeben. Liebhaber oder Gemahl, der russische Graf hat sie besessen. Sie wird wohl eine schwache Stunde in ihrem Leben haben! Warte auf diese!

Sie war nicht tugendhaft, nicht lasterhaft, sie lebte ferne von der Menschheit, in einer ihr eigenen Sphäre: Hölle oder Paradis. Weibliches Geheimniß, in Cachemir und Spitzen verhüllt, sezte Foedora alle menschlichen Leidenschaften in meinem Herzen in Bewegung: Hochmuth, Habgier, Liebe, Neugierde.

Die launenhafte Mode oder die Sucht nach Originalität hatte ein Winkeltheater auf dem Boulevard berühmt gemacht, und an die Tagesordnung gebracht. Foedora wollte das eingepuderte Gesicht des Spaßmachers sehen, der dort zum Ergötzen des Publikums in faden Possenspielen auftrat. Mir war die Ehre zugedacht, sie in diese Farce zu führen. Die Loge kostete höchstens fünf Franken, ich aber hatte nicht einen Heller im Vermögen. Da ich erst einen halben Band meiner Memoiren fertig hatte, so wollte ich nicht von Herrn Marinault einen Vorschuß erbetteln, und Rastignac, mein Rabe, war abwesend. Dieser bestän=

dige Mangel vergiftete mein Leben. Schon einmal, als wir von den Bouffons kamen, hatte mir, bei einem heftigen Regen, Foedora einen Miethwagen vorfahren lassen, ohne daß ich mich ihrer Höflichkeits-Parade entziehen konnte. Sie hörte auf keine meiner Einwendungen, mochte ich meinen Geschmack am Regen, oder meine Neigung, das Spielhaus zu besuchen, vorschützen. Weder die Verlegenheit meiner Haltung, noch meine betrübt lustigen Scherzreden verriethen ihr meine Dürftigkeit. Ich mußte einsteigen. Das Knarren der Räder ging mir durch die Seele. Ich suchte unten im Wagen ein Brett loszumachen, um sachte auf das Pflaster zu rutschen, aber es ging nicht. Ich ergab mich in mein Schicksal und saß in dumpfem Hinbrüten. Zum Glück unterbrach mich Pauline bei den ersten Worten, die ich zu Hause in meiner Verlegenheit stammelte, durch das Anerbieten: „Wenn Sie keine Münze haben....“

Das war Musik in meinen Ohren. Doch zurück zu den Possenreißern auf dem Boulevard! Um Foedora dahin führen zu können, wollte ich den Goldreif, in welchen das Portrait meiner Mutter eingefaßt war, versetzen. Obgleich das Leihhaus mir immer als eines der offenen Thore des Bagno erschienen war, so wollte ich doch lieber, wenn es seyn mußte, mein Bett dort versetzen, als ein Allmosen betteln. Der Blick eines Menschen, von dem man Geld verlangt, tödtet. Gewiße Anlehen werden durch die Ehre erkauft, die abschlägige Antwort aus dem Munde eines Freundes raubt uns eine lezte Täuschung.

Ich fand Paulinen ganz allein bei der Arbeit. Ihre Mutter lag im Bett. Ich warf einen verstohlenen Blick durch die halb offenen Bettvorhänge und glaubte Madame Goudin in tiefem Schlafe.

Sie haben Kummer? sagte Pauline und legte ihren Pinsel nieder.

Liebes Kind, erwiederte ich und sezte mich neben sie, Sie können mir einen großen Dienst leisten.

Sie warf einen seligen Blick auf mich.

Liebt sie mich etwa? dachte ich, sie betrachtend. — Pauline?

Sie hob das Haupt und schlug die Augen nieder. Ich warf forschende Blicke auf sie, ich glaubte in ihrem Herzen lesen zu können.

Sie lieben mich? sagte ich.

Das will ich meinen, rief sie lachend aus.

Sie liebte mich nicht. Ihr spöttischer Ton und ihre kindliche Geberde zeigten bloß die Munterkeit eines jungen Mädchens an. Jezt eröffnete ich ihr die Verlegenheit, worin ich mich befand, und bat sie mir daraus zu helfen.

Wie, Herr Raphael, rief sie aus, Sie wollen nicht in das Leihhaus gehen, und mich schicken Sie hin!

Ich erröthete vor der Logik eines Kindes.

Oh! Ich wollte wohl hingehen, sagte sie und nahm meine Hand, als wollte sie die Strenge ihrer Worte durch eine Liebkosung wieder gut machen, aber der Gang ist unnöthig. Diesen Morgen habe ich hinter Ihrem Clavier und der Wand zwei Fünffrankenstücke gefunden und sie auf Ihren Tisch gelegt.

Sie müssen bald Geld bekommen, Herr Raphael, sagte die gute Mutter, indem sie ihren Kopf durch die Vorhänge steckte, ich kann Ihnen inzwischen wohl einige Thaler leihen.

O, Pauline! rief ich aus und drückte ihr die Hand, wenn ich doch reich wäre!

Bah! Wozu? erwiederte sie mit Kopfschütteln.

Ihre Hand in der meinigen zitternd, antwortete allen Pulsschlägen meines Herzens. Sie zog lebhaft ihre Finger zurück und betrachtete dann die meinigen: „Sie werden, sagte sie, eine reiche Frau heirathen, aber sie wird Ihnen viel Verdruß machen. Ach, Gott! Sie wird Sie tödten. Das ist gewiß und wahrhaftig.

In ihrem Ausruf lag ein gewißes Vertrauen auf den närrischen Aberglauben, den sie von ihrer Mutter angenommen hatte.

Sie sind sehr leichtgläubig, Pauline!

Ja, ganz gewiß! sagte sie und sah mich mit Grauen an, ganz gewiß wird das Weib, das sie lieben, Sie tödten.

Hierauf nahm sie ihren Pinsel, tauchte ihn in die Farbe ein; sie war tief ergriffen und sah mich nicht mehr an. In diesem Augenblicke hätte ich an Chimären glauben können. Ein Mensch ist nicht ganz elend, wenn er abergläubisch ist. Ein Aberglaube ist eine Hoffnung.

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich wirklich zwei Thaler, deren Daseyn mir unbegreiflich war. In den verwirrten Gedanken des erstern Schlafs suchte ich meine Ausgaben nachzurechnen, um daraus diesen unverhofften Fund zu entziffern; aber ich schlief

darüber ein. Am andern Morgen kam Pauline zu mir, als ich eben ausgehen wollte, um die Loge zu miethen.

Sie haben vielleicht nicht genug an zehen Franken, Herr Raphael, sagte erröthend das gute Kind, meine Mutter hat mich beauftragt, Ihnen dieses Geld anzubieten. Nehmen Sie, nehmen Sie, fügte sie hinzu, warf drei Thaler auf meinen Tisch und wollte sich davon machen.

Ich hielt sie zurück. Ich trocknete die Thränen, die in meinen Augen rollten.

Pauline, sagte ich, Sie sind ein Engel! Dieses Anlehen rührt mich weniger, als das Zartgefühl, womit Sie mir es anbieten. Oh! Ich wünschte ein reiches, elegantes, vornehmes Weib. Jezt möchte ich Millionen besitzen, und ein armes junges Mädchen finden, wie Sie sind, reich an Herz, und ich würde einer unseligen Leidenschaft entsagen, die mich tödten wird. Sie haben vielleicht Recht.

Genug! sagte sie, hüpfte singend davon, und ihre Nachtigallenstimme ertönte in muntern Trillern auf der Treppe.

Sie ist sehr glücklich, daß sie noch nicht liebt! sagte ich und dachte an die Qualen, die ich seit Monaten duldete.

Paulinens fünfzehn Franken kamen mir wohl zu Statten. Als wir fortgingen, dachte Foedora an die Ausdünstungen des Pöbels, welche sie bei den Possenreißern einige Stunden lang einathmen müsse, und bedauerte, keinen Blumenstrauß zu haben. Ich holte ihr Blumen. Mit peinlichem Vergnügen über=

reichte ich ihr den Blumenstrauß, dessen Preis mich gelehrt hatte, wie theuer die Mode=Galanterie ist.

Schönen Dank! sagte sie.

Bald beklagte sie sich über den etwas zu starken Geruch eines mexikanischen Jasmin. Dann fühlte sie einen unerträglichen Eckel, als sie einen Blick in in den Saal warf, als sie auf einer harten Bank saß. Sie warf mir vor, sie hiehergeführt zu haben. Sie wollte fort. Sie ging.

Schlaflose Nächte hinbringen, meinen Unterhalt von zwei Monaten vergeuden, und ihr doch nicht gefallen! Ha! Nie war dieser Satan anmuthiger und gefühlloser zugleich gewesen! Unterwegs, neben ihr sitzend, athmete ich ihren Hauch ein, konnte ihren wohlriechenden Handschuh berühren, sah allen Reichthum ihrer Schönheit. Sie war ganz Weib und kein Weib. Jezt ging mir plözlich ein Strahl des Lichts auf über dieses geheimnißvolle Leben. Ich dachte an eine kürzlich erschienene bizarre Schrift. Der Dämon, der darin spielte, bändigte bald, als Offizier, ein unbändiges Pferd, bald saß er, als reizende Schöne, vor der Toilette, und brachte die Liebhaber zur Verzweiflung, bald verführte er, als Liebhaber, ein unerfahrenes Mädchen. Jezt glaubte ich den Schlüssel zu Foedora's mystischem Wesen gefunden zu haben; ich erzählte ihr diese phantastische Geschichte. Aber nichts verrieth in ihr eine Aehnlichkeit mit dieser Poesie des Unmöglichen. Sie ergözte sich aufrichtig daran, wie ein Kind an einem Mährchen von tausend und einer Nacht.

Also, grübelte ich, nachdem ich zu Hause war, da Foedora der Liebe eines jungen Mannes von meinem Alter widersteht, da weder Geist noch Körper etwas über sie vermögen, also, folgerte ich, ist sie durch irgend ein Geheimniß bewacht. Vielleicht hat sie, wie Lady Delacour, den Krebs? Ohne Zweifel ist ihr Leben nur ein künstliches! Bei diesem Gedanken überlief es mich eiskalt.

Jezt entwarf ich einen ausschweifenden Plan. Um dieses Weib auch körperlich auszuforschen, wie ich es geistig gethan hatte, beschloß ich eine Nacht, ohne ihr Wissen, bei ihr zuzubringen. Ich führte diesen Plan auf folgende Weise aus: An den Gesellschaftstagen war bei Foedora die Versammlung so zahlreich, daß der Thürsteher die Aus- und Eingehenden unmöglich kontroliren konnte. Ich konnte also im Hause bleiben, ohne ein Aergerniß zu geben.

Am nächsten Gesellschaftstage steckte ich ein kleines Federmesser in meine Westentasche. Ich wollte bewaffnet seyn, und dieses Werkzeug eines Gelehrten hatte nichts Verdächtiges an sich. Nachdem die Salons sich gefüllt hatten, schlich ich in Foedora's Schlafzimmer, um es in Augenschein zu nehmen. Die Läden waren geschlossen, ein glücklicher Umstand. In der Voraussetzung, daß die Kammerjungfer die Fenstervorhänge niederlassen werde, ließ ich sie selbst fallen. Ich wagte etwas, daß ich so im Voraus den Haushalt besorgte, aber ich hatte alle Gefahren kaltblütig berechnet, und war entschlossen ihnen zu trotzen.

Gegen Mitternacht versteckte ich mich in einer Fenstervertiefung und drückte mich in den hintersten

Winkel derselben. Um meine Füße nicht sehen zu lassen, stand ich auf das Getäfel. Ich konnte hier unentdeckt bleiben, wenn ich mich nicht durch Husten oder Nießen selbst verrieth. Ich schnitt mit meinem Federmesser einige Löcher in den Vorhang, wodurch ich das ganze Gemach übersehen konnte.

Ich hörte undeutlich das Gemurmel der Salons, das Gelächter, das Geschwätz. Allmählig nahm der Lärm ab. Jezt kamen einige Herren und holten ihre Hüte, die in meiner Nähe lagen. Ich zitterte in meinem Versteck, wann sie dem Vorhang nahe kamen. Es trat kein Unfall ein. Der lezte Hut wurde weggenommen von einem betagten Liebhaber Foedora's; er glaubte sich allein, warf einen verliebten Blick auf das Bett und stieß einen schweren Seufzer aus.

Jezt hatte Foedora in dem anstoßenden Boudoir nur noch fünf bis sechs Vertraute um sich. Man sezte sich zum Thee. Man trank und lästerte. Rastignac ergoß sich in Spottreden.

Herr von Rastignac ist ein Mann, mit dem man es nicht verderben darf, sagte lachend die Gräfin.

Das will ich meinen, erwiederte er unbefangen. Ich habe immer Recht in meiner Feindschaft, wie in meiner Freundschaft. Meine Feinde sind mir vielleicht eben so förderlich, als meine Freunde. Ich habe mich in die moderne Rhetorik einstudirt, mittelst der man Alles angreifen und Alles vertheidigen kann. Die ministerielle Wohlredenheit ist eine sociale Vervollkommnung. Hat einer Ihrer Freunde keinen Geist, dann spricht man von seiner Rechtlichkeit, von seiner Offenheit. Ist die Schrift eines andern schwerfällig,

so nennt man sie eine gewissenhafte Arbeit; ist sie schlecht stylisirt, so rühmt man den Reichthum ihrer Ideen. Ein Mensch ist ohne Treue und Glauben, man nennt ihn verführerisch, allerliebst. Ist dagegen von unsern Feinden die Rede, so werfen wir ihnen Lebende und Todte an den Kopf, wir schaffen neue Namen für sie, wir entdecken ihre verborgensten Mängel. Dieser Gebrauch der moralischen Lorgnette ist das Geheimniß unserer guten Gesellschaften und die ganze Kunst des Höflings. Ihn nicht gebrauchen, hieße einem Kämpen in voller Rüstung ohne Waffen entgegentreten. Ich mache Gebrauch davon, bisweilen sogar Mißbrauch. Deßhalb hat man auch Respekt vor mir und meinen Freunden, und im übrigen ist mein Degen so scharf, als meine Zunge.

Einer der eifrigsten Anbeter der Gräfin, ein junger Mensch, dessen Unverschämtheit zum Sprüchwort geworden war, nahm den von Rastignac so verächtlich hingeworfenen Handschuh auf und rühmte, von mir sprechend, meine Talente und meine Person auf eine lächerlich übertriebene Weise. Rastignac schien an diese Gattung der Verläumdung nicht zu denken; die Gräfin ließ sich durch dieses sardonische Lob täuschen. Sie opferte mich nun unbarmherzig auf und mißbrauchte selbst meine Geheimnisse, meine Wünsche und Hoffnungen, um ihren Freunden etwas zu lachen zu geben.

Er sieht eine Zukunft vor sich, sagte Rastignac. Vielleicht wird er eines Tages der Mann seyn, der grausame Rache nehmen kann. Seine Talente kommen

seinem Muthe gleich; wer sich an ihn wagt, ist sehr keck, denn er hat Memorium...

Und macht Memoiren, sagte die Gräfin, der die tiefe Stille, welche herrschte, zu mißfallen schien.

Memoiren einer falschen Gräfin, Madame! versetzte Rastignac, und um sie zu schreiben, bedarf es noch einer andern Art von Muth.

Er muß viel Muth haben, erwiederte sie, denn er ist mir treu.

Ich gerieth in starke Versuchung, den Lachern plötzlich zu erscheinen, wie Bankos Geist in Macbeth. Ich verlor eine Geliebte, aber ich hatte einen Freund. Die Liebe aber hauchte mir plötzlich eine jener feigen und subtilen Paradoxen ein, womit sie alle unsere Schmerzen einzuwiegen versteht. Wenn Foedora mich liebt, dachte ich, muß sie nicht ihre Neigung hinter boshaften Scherz verstecken? Wie oft hat nicht das Herz die Trugreden des Mundes Lügen gestraft! Jetzt war mein unverschämter Nebenbuhler noch allein mit der Gräfin und schickte sich zum Weggehen an.

Wie! Jetzt schon! sagte sie. zu ihm in einem einschmeichelnden Tone, der mir das Herz durchschnitt. Nicht einen kleinen Augenblick wollen Sie mir mehr schenken? Haben Sie mir denn nichts mehr zu sagen, können Sie mir nicht das kleinste Vergnügen aufopfern?

Er ging..

Ha! rief sie unmuthig aus, es sind lauter langweilige Pursche!

Sie zog an einem Glockenzug, und das Geräusch einer Glocke ertönte durch die Zimmer. Sie ging in ihr Schlafzimmer, einen Reim von Pria che spunti summend. Nie hatte sie Jemand singen hören, und dieses Stummseyn gab zu seltsamen Auslegungen Anlaß. Sie hatte, sagte man, ihrem ersten Geliebten, der von ihrem Talent bezaubert und bis über das Grab hinaus eifersüchtig war, versprochen, Niemand ein Glück genießen zu lassen, das er allein gekostet haben wollte. Von Note zu Note erhob sich ihre Stimme, sie schien sich zu beleben, alle Reichthümer ihrer Kehle entfalteten sich, und diese Töne hatten etwas Göttliches an sich. Die Musik spricht zum Herzen, dieses Weib mußte lieben. Ich hätte darauf geschworen.

Ich sah sie, wie ich dich jezt sehe. Als sie geendet hatte, wechselte ihre Physiognomie, ihre Züge drückten Ermüdung aus. Sie hatte ihre Maske abgenommen, die Rolle des Tages war geendigt. Sie war auch so reizend.

Jezt sehe ich sie, wie sie wirklich ist, sagte ich zu mir.

Sie zog die Handschuhe aus, legte ihre Armbänder ab. Sie sah in den Spiegel und sagte verdrießlich: „Ich war nicht schön diesen Abend. Mein Teint verliert sehr an Frische. Ich sollte mich vielleicht bälder zu Bett legen, diesem zerstreuten Leben entsagen. Wo bleibt denn Justine? Hat sie keine Ohren?

Sie schellte abermals. Die Kammerjungfer kam durch eine geheime Treppe herab. Es war eine große schlanke Brunette.

Madame haben geschellt?

Schon zweimal. Bist du denn taub?

Ich machte die Mandelmilch für Madame....

Justine knieete auf den Boden, zog der Dame Schuhe und Strümpfe aus. Foedora lehnte sich nachläßig hinten über auf dem Sessel.

George ist verliebt, sagte sie, ich werde ihn fortschicken. Hat er nicht schon diesen Abend die Vorhänge heruntergelassen? Was denkt der Mensch?

Bei diesen Worten strömte mir alles Blut zum Herzen. Zum Glück war von den Vorhängen nimmer die Rede.

Es ist etwas Nichtiges um unser Daseyn, fuhr Foedora fort. Kratze mich nicht wie gestern!

Sie steckte die nackten Füße in Pelzpantoffel. Justine nahm einen Kamm, um ihr die Haare zu machen.

Sie müssen heirathen, Madame, und Kinder bekommen.

Kinder! Das fehlte mir noch! Dann wäre ich vollends hin! rief sie aus. Einen Mann! Wo ist der Mann, dem ich mich.... War ich schön frisirt diesen Abend?

Eben nicht.... besonders.

Du bist eine Gans!

Glatte Haare stehen Ihnen nicht so gut, als große Locken.

Wirklich!

Gewiß, Madame! Glatt gekämmte Haare stehen nur den Blondinen.

Heirathen!... Nein! Nein! Die Heirath ist ein Handel, für den ich nicht geboren bin.

Welcher entsetzliche Auftritt für einen Liebhaber! Dieses einsame Weib, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Liebe, jedem Gefühle fremd, genöthigt, um das jedem Geschöpf innewohnende Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen, mit ihrer Kammerfrau zu plaudern, trockene Phrasen, nichtssagende Worte auszustoßen! Ich hatte Mitleid mit ihr.

Justine schnürte sie aus. Ich betrachtete sie neugierig, als der lezte Schleier fiel. Nein! Ihr Körper war ohne Tadel.

Eile dich doch! sagte sie. Es friert mich.

Justine zündete die vor dem Bett hängende alabasterne Lampe an, legte ihre Gebieterin in's Bett, besorgte noch hundert Kleinigkeiten und ging. Ich war allein mit Foedora. Sie wendete sich im Bette hin und her, sie war unruhig, sie seufzte. Sie richtete sich auf, trank Mandelmilch, stieß einen tiefen Seufzer aus und rief plötzlich: „O, mein Gott!"

Dieser Ausruf, und mehr noch der Ton, in welchem er gesprochen wurde, zerriß mir das Herz. Allmählig wurde es still, und bald hörte ich das gleichförmige Athmen einer schlafenden Person. Ich kam aus meinem Versteck hervor und stellte mich an den Fuß ihres Bettes. Da lag das reizende Geschöpf. Ich fühlte jezt, daß ich mir mehr zugetraut hatte, als ich zu leisten vermochte. Welche Marter: So nahe und so weit von ihr!

„O, mein Gott!" Dieser Ausruf hatte plötzlich meine Neigung von Foedora geändert. War es

Glück oder Unglück, waren es Leiden der Seele oder des Körpers, welche ihr diesen Ausruf ausgepreßt hatten? War es Verwünschung oder Bitte, Vergangenheit oder Zukunft, Kummer oder Furcht? In diesem einzigen Worte lag ein ganzes Leben, ein Leben des Mangels oder des Ueberflusses, selbst ein Verbrechen konnte dahinter verborgen seyn.

Ich wußte jezt, daß Foedora ohne körperliche Mängel war. Sie schlief sanft und ruhig, wie ein Kind. Ich betrachtete ihr schönes, ruhiges, reines Gesicht, dieses Weib mußte ein Herz haben. Ich beschloß den lezten Versuch zu machen, ihr mein Leben, meine Liebe, meine Armuth, meine Opfer offen zu entdecken, ihr, die ich niemals weinen sah, eine Thräne zu entreißen.

Der Lärm auf der Straße belehrte mich, daß der Tag nahe. Einen Augenblick versuchte mich der Satan, ich hatte einen Gedanken.... Doch nein, ich floh davon. Durch eine mir bekannte Hinterthüre, an der der Schlüssel steckte, verließ ich das Haus.

Am andern Tage ging ich zu Foedora, in der Absicht, sie zu bitten, mir den ganzen folgenden Abend zu einer Unterredung zu widmen. Als ich allein mit ihr war, sank mir der Muth. Jeder Schlag der Uhr drang mir durch das Herz. Es war nahe an Mitternacht: Wenn ich nicht mit ihr rede, so muß ich mir den Hirnschädel an der Kaminecke einrennen. Ich sezte mir selbst drei Minuten Bedenkzeit fest; sie waren vorüber, und ich rannte mir den Hirnschädel nicht ein. Mein Herz war angeschwollen, ich saß da wie ein Träumender.

Sie sind heute sehr liebenswürdig, sagte Foedora zu mir.

Ah! Madame, antwortete ich, wenn Sie mich verstehen könnten!

Was ist Ihnen? Sie werden blaß.

Ich nehme Anstand, Sie um eine Gunst zu bitten... Ich bat jezt um die morgende Zusammenkunft.

Recht gerne, sagte sie. Aber warum wollen Sie nicht heute schon mit mir sprechen?

Um Sie nicht zu täuschen, Madame, muß ich Ihnen den ganzen Umfang Ihrer Verwilligung zeigen. Ich wünsche einen ganzen Abend mit Ihnen zuzubringen, als ob wir Geschwister wären. Ich kenne Ihre Antipathien, und Sie dürfen gewiß seyn, daß ich nichts von Ihnen verlangen werde, was Ihnen mißfallen könnte. Sie haben mir Freundschaft bezeugt, sie waren gut und nachsichtig gegen mich. So wissen Sie denn, daß ich morgen Abschied von Ihnen nehmen werde. Nehmen Sie Ihr Wort nicht zurück, rief ich aus, als ich sah, daß sie reden wollte, und verschwand.

Am leztverflossenen 2. Mai, gegen acht Uhr Abends, war ich allein mit Foedora in ihrem gothischen Boudoir. Ich war gefaßt, entschlossen zu Sieg oder Tod. Foedora mußte mein werden, wo nicht, so bettete ich mir in den Armen des Todes. Ich hatte meiner feigen Liebe das Urtheil gesprochen. Ein Mann ist sehr stark, wenn er sich einmal seine Schwäche bekannt hat.

Foedora lag auf dem Divan ausgestreckt; sie war höchst reizend.

Wissen Sie auch, sagte sie lachend, daß Sie mich sehr neugierig gemacht haben?

Auch wird Ihre Neugierde befriedigt werden, sagte ich und nahm ihre Hand, welche sie mir willig überließ. Sie haben eine sehr schöne Stimme, fügte ich hinzu.

Sie haben mich ja nie singen hören, rief sie staunend aus.

Ich kann Ihnen das Gegentheil beweisen, wenn es nöthig ist. Machen Sie denn aus ihrem schönen Gesang ein Geheimniß? Seyn Sie ruhig, ich forsche nicht darnach.

Wir plauderten etwa eine Stunde vertraulich.

Madame, sagte ich endlich, hören Sie mich. Ich liebe Sie, Sie wissen es, Sie konnten es hundertmal errathen. Sie wollten mich nicht verstehen. Sie wissen nicht, wie viel ich um Ihretwillen gelitten habe. Sie sollen es jezt erfahren. Es gibt zweierlei Elend: das, welches ungescheut in Lumpen über die Straße geht und das Leben auf die einfachsten Bedürfnisse zurückführt, und das Elend des Luxus, ein spanisches Elend, das seine bettelhafte Armuth unter dem äußeren Anschein des Wohlstands verbirgt. Das eine ist das Elend des Volks, das andere das der Beutelschneider, der Könige und der Männer von Talent. Ich bin weder Volk, noch König, noch Beutelschneider; vielleicht habe ich auch kein Talent, ich bin also eine Ausnahme. Mein Name gebietet mir vielleicht, eher zu sterben, als zu betteln. Ruhig, Madame! Ich bin heute reich. Ich besitze von der Erde, was ich bedarf, fügte ich hinzu, als ich sah,

daß ihr Gesicht den kalten Ausdruck annahm, der sich in unsern Zügen malt, wenn wir von Streifbettlern angegangen werden.

Erinnern Sie sich noch, fuhr ich fort, des Tages, an welchem sie ohne mich das Schauspiel besuchen wollten, und mich dort nicht zu finden glaubten?

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

Nun denn, ich hatte meinen lezten Thaler geopfert, um Sie dort zu sehen. Denken Sie noch an den Spaziergang, den wir im botanischen Garten machten? Ihr Miethwagen kostete mich mein ganzes Vermögen.

Jezt erzählte ich ihr alle Opfer, die ich ihr gebracht hatte, ich schilderte ihr mein ganzes Leben mit glühenden Farben. Ich sprach im Tone eines Sterbenden, der auf dem Schlachtfelde sein leztes Gebet verrichtet.

Sie weinte. Ich hielt inne. Gerechter Gott! Ihre Thränen waren das Erzeugniß jener künstlichen Rührung, die man um fünf Franken auf jedem Theater kaufen kann.

Wenn ich das gewußt hätte.... sagte sie.

Halten Sie ein, rief ich. Ich liebe Sie in diesem Augenblicke noch genug, um Sie ermorden zu können.

Sie griff nach dem Glockenzug. Ich lachte laut auf.

Läuten Sie nicht, fuhr ich fort. Ich werde Sie Ihr Leben ruhig vollenden lassen. Das hieße sich schlecht auf Haß verstehen, wenn man Sie tödtete! Nein! Nein! Fürchten Sie keine Gewaltthat. Ich habe eine ganze Nacht am Fuße Ihres Bettes zugebracht.

Mein Herr! sagte sie erröthend.

Nach dieser ersten Bewegung der Schaam, die selbst das gefühlloseste Weib besitzen muß, warf sie mir einen verächtlichen Blick zu und sagte: Es muß Sie sehr gefroren haben?

Glauben Sie denn, daß Ihre Schönheit so vielen Eindruck auf mich mache? erwiederte ich, den geheimen Sinn ihrer Rede errathend. Ihr Gesicht war mir das Versprechen einer noch schöneren Seele. Die Männer, Madame, die in dem Weibe nur das Weib sehen, können jeden Abend wohlfeilen Kaufs glücklich seyn. Ich verlangte mehr. Ich wollte Herz an Herz mit Ihnen leben, die kein Herz hat. Das weiß ich jezt. Wenn Sie einem Manne angehörten, ich würde ihn umbringen. Doch nein, sein Tod würde Ihnen vielleicht Kummer machen. Welche Pein! rief ich aus.

Wenn Sie das trösten kann, sagte sie lachend, so versichere ich Sie, daß ich nie Jemand angehören werde.

Dann, unterbrach ich sie, sprechen Sie Gottes Gebot Hohn und werden dafür gestraft werden! Eines Tages werden Sie vielleicht auf Ihrem Divan liegen, krank, hinfällig, zu einem Grabesleben verdammt, jedes Geräusch, jeder Strahl des Lichts wird Ihnen peinlich seyn! Dann werden Sie mit Schauder auf Ihr vergeudetes Leben zurückblicken. Kein Freundesarm wird Sie stützen, kein verwandtes Herz Ihnen schlagen.

Ha! Ha! sagte sie lachend, ich bin wohl sehr strafbar, daß ich Sie nicht liebe! Ist das meine Schuld? Nein, ich liebe Sie nicht. Sie sind ein

Mann, das ist genug für mich, Sie nicht zu lieben. Ich finde mich glücklich, daß ich allein stehe. Warum sollte ich mein, wie sie es nennen, selbstsüchtiges Leben gegen die Launen eines Herrn vertauschen? Die Ehe bringt nur Unlust, und die Kinder würden mich langweilen. Habe ich Sie nicht aufrichtig von meinem Charakter in Kenntniß gesezt? Warum haben Sie sich nicht mit meiner Freundschaft begnügt? Ich möchte sie für Ihren Kummer trösten können, ich erkenne den Umfang ihrer Opfer. Aber nur Liebe kann Ihre zarte Ergebenheit belohnen, und ich liebe Sie nicht. Dieser ganze Auftritt ist mir peinlich.

Verzeihen Sie, ich fühle selbst, wie lächerlich ich bin, sagte ich sanft, und konnte meine Thränen nicht zurückhalten. Ich liebe Sie so sehr, daß ich selbst diese grausamen Worte mit Entzücken aus Ihrem Munde vernehme. Könnte ich doch all' mein Blut für Sie vergießen!...

Alle Männer sagen uns, mehr oder minder gut, diese classischen Phrasen, erwiederte sie lachend. Aber es scheint sehr schwierig zu seyn, zu unsern Füßen zu sterben, denn ich begegne täglich Leuten, die auf solche Art gestorben sind. Es ist Mitternacht, ich bitte Sie, mich zu Bett zu lassen....

Und in zwei Stunden werden Sie ausrufen: „O, mein Gott!"

Vorgestern! Ja, sagte sie lachend, ich dachte an meinen Mäckler. Ich hatte vergessen ihm zu sagen, daß er meine Fünfprocentige in Dreiprocentige umsetzen solle, und an diesem Tage waren die Dreiprocentigen gefallen.

Ich sah sie wüthend an. Jezt kannte ich sie ganz.

Würden Sie wohl, fragte ich kalt, einen Pair von Frankreich heirathen?

Vielleicht, wenn er Herzog wäre.

Ich nahm meinen Hut und verabschiedete mich.

Erlauben Sie, daß ich Sie bis zur Thüre meines Appartement begleite, sagte sie und legte eine stechende Ironie in Gesicht, Ton und Haltung.

Madame!

Mein Herr!

Ich werde Sie nie wieder sehen.

Das hoffe ich, erwiederte sie mit einem unverschämten Kopfneigen.

Sie wollen Herzogin werden? Sie streben toll nach Titel und Würden? So lassen Sie sich nur von mir lieben. Seyen Sie das geheime Prinzip, der Strom meines Lebens! Nehmen Sie mich dann erst zum Gemahl, wann ich Minister, Pair von Frankreich, Herzog seyn werde. Ich kann Alles aus mir machen, was Sie wünschen.

Sie haben Ihre Zeit bei Ihrem Advokaten nicht verschwendet, Sie können trefflich plaidiren.

Du hast die Gegenwart, ich die Zukunft, rief ich rasend aus. Ich verliere nur ein Weib, und du einen Namen, eine Familie. Die Zeit geht schwanger mit meiner Rache. Wann mich der Ruhm umstrahlt, wirst du ein häßliches altes Weib seyn!

Ich danke für die Leichenrede, sagte sie kalt.

Dieses Wort machte mich verstummen. Ich warf ihr einen lezten Blick des Hasses zu, und verschwand, immer noch voll Liebe für dieses abscheuliche Weib.

Die Zebrahaut.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Das herzlose Weib.

Ich mußte Foedora vergessen, mich von meiner Thorheit heilen, meine einsamen Studien wieder aufnehmen, oder sterben. Jezt legte ich mir übermäßige Arbeiten auf; ich wollte meine Werke vollenden. Vierzehn Tage kam ich nicht aus meinem Dachstübchen und vollbrachte jede Nacht in trübsinnigem, bleichsüchtigem Studium; aber troz meines Muths und der Eingebungen meiner Verzweiflung fiel mir die Arbeit schwer, und ich arbeitete nur Stoßweise. Die Muse war entflohen. Ich konnte Foedora's glänzendes, höhnisches Gespenst nicht aus meiner Seele verbannen. Jeder meiner Gedanken erzeugte einen andern krankhaften Gedanken, ich weiß nicht welchen Wunsch, furchtbar wie ein Gewissensbiß. Ich ahmte die Anachoreten von Theben nach. Ohne zu beten, wie sie, lebte ich, gleich ihnen, in einer Wüste, und scharrte meine Seele ein, statt Felsen zu durchgraben. Ich hätte mich mit einem Gürtel mit eisernen Stacheln umgürten können, um das moralische Leiden durch physischen Schmerz zu ertödten. Eines

Abends kam Pauline in mein Zimmer und sagte mit bittender Stimme: „Sie bringen sich um's Leben. Sie müssen ausgehen und ihre Freunde besuchen.

O, Pauline! Sie haben wahr prophezeit. Foedora tödtet mich, ich will sterben. Das Leben ist mir zur Last geworden.

Gibt es denn nur ein Weib in der Welt? fragte sie lächelnd. Warum im kurzen Raume des Lebens so unendliche Qualen aufhäufen?

Ich sah Paulinen stumpfsinnig an. Sie ließ mich allein. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß sie wegging. Ich hatte ihre Stimme gehört, ohne den Sinn ihrer Worte zu fassen.

Bald mußte ich das Manuscript meiner Memoiren meinem literarischen Spekulanten bringen.

Ganz von meiner Leidenschaft besessen, wußte ich nicht, wie ich bisher ohne Geld hatte leben können; das nur wußte ich, daß die 450 Franken, welche ich zu empfangen hatte, zur Bezahlung meiner Schulden hinreichen würden. Ich ging also und holte mein Geld. An diesem Tage begegnete ich Rastignac. Er fand mich verändert, abgemagert.

Aus welchem Spital kommst du? fragte er.

Dieses Weib tödtet mich, antwortete ich. Ich kann sie weder verachten, noch vergessen.

Bringe sie um, dann denkst du vielleicht nimmer an sie! rief er lachend.

Ich habe schon daran gedacht. Wenn ich aber bisweilen meine Seele durch den Gedanken eines Verbrechens, Nothzucht oder Mord, oder beides zugleich, stärke, so fühle ich mich unfähig, dieses Ver=

brechen wirklich zu begehen. Foedora ist ein liebenswürdiges Ungeheuer. Und würde sie mich nicht um Gnade bitten?

Sie ist, wie alle Weiber, die wir nicht bekommen können, sagte Rastignac trocken.

Ich bin toll, rief ich aus. Ich fühle bisweilen das Brüllen des Wahnsinns in meinem Gehirne: Meine Ideen gleichen Gespenstern, sie tanzen vor mir, und ich kann keine fassen. Lieber todt, als ein solches Leben! Auch besinne ich mich nur auf das beste Mittel, diesen Kampf zu enden. Es ist nicht mehr die Rede von der lebenden Foedora, von der Foedora der Vorstadt Saint-Honoré, sondern von meiner Foedora, von der, die da ist! sagte ich und schlug mich vor die Stirne. Was hältst du vom Opium?

Bah! Furchtbare Leiden! antwortete Rastignac.

Ersticken?

Gut für Lumpenpack!

Die Seine?

Die Netze und die Leichenschaustätte sind sehr schmutzig.

Ein Pistolenschuß?

Und wenn du dich fehlst, bist du Zeitlebens entstellt. Höre, ich habe, wie alle jungen Leute, über den Selbstmord nachgedacht. Wer von uns hat sich in seinem Leben nicht zwei bis dreimal getödtet? Ich habe nichts Besseres aufgefunden, als das Leben durch das Vergnügen abzunützen. Stürze dich in einen Abgrund der Liederlichkeit. Deine Leidenschaft oder

du, eines von beiden wird darin untergehen. Unmäßigkeit, mein lieber Freund, ist ein königlicher Tod. Steht ihr nicht ein Schlag zu Gebot? Ein Schlag ist ein Pistolenschuß, der nicht fehlt. Die Orgien überströmen uns mit allen physischen Vergnügungen, ist das nicht Opium im Kleinen? Die Ausschweifung ertränkt uns in Wein, hat nicht das Malvasier-Faß des Herzogs von Clarence einen bessern Geschmack, als das trübe Wasser der Seine? Wenn wir, nobel betrunken, unter den Tisch fallen, ist das nicht eine kleine periodische Asphyxie? Wenn uns die Patrouille auf der Straße aufließt und auf die Pritsche der Wachstube legt, genießen wir nicht die Freuden der Leichenschaustelle und ersparen uns dabei den aufgedunsenen grünblauen Bauch? Ha! Ha! Dieser langsame Selbstmord ist nicht der Tod eines bankerutten Krämers. Die Kaufleute haben das Wasser der Seine entehrt; jezt springen sie aus Speculation in den Fluß, um das Kieselherz ihrer Gläubiger zu rühren. Ich, ich will mit Eleganz sterben. Wenn du, auf solche Weise das Leben bekämpfend, eine neue Todesart schaffen willst, so bin ich dein Sekundant. Es langweilt mich hienieden. Meine kleine Wittwe macht mir das Vergnügen zu einem wahren Bagno. Vollends habe ich entdeckt, daß sie am linken Fuß sechs Zehen hat. Das würde man erfahren, und ich wäre lächerlich gemacht. Und dann hat sie nur 18,000 Franken Einkommen. Ihr Vermögen hat abgenommen, und sie hat einen Zehen weiter. Zum Teufel mit ihr! Laß uns ein tolles Leben führen, vielleicht finden wir das Glück durch Zufall!

Rastignac riß mich hin. Dieser Lebensplan war allzuverführerisch, er belebte zu viele Hoffnungen, er hatte eine zu poetische Farbe, als daß er einem Dichter nicht hätte gefallen sollen.

Und Geld? sagte ich.

Hast du nicht 450 Franken?

Ja, aber ich bin meinem Schneider, meiner Wirthin schuldig.

Du bezahlest deinen Schneider? Aus dir wird nie etwas, nicht einmal ein Minister.

Aber was können wir denn mit zwanzig Louisd'or anfangen?

Ins Spielhaus gehen.

Ich schauderte.

Ha! Du willst dich in den Strudel meines Verschwendung-Systems, wie ich es nenne, werfen, und du zitterst vor einem grünen Teppich!

Ich habe meinem Vater versprochen, nie den Fuß in ein Spielhaus zu setzen. Dieses Versprechen ist mir so heilig, daß mich ein Schauder ergreift, wann ich nur an einem Spielhaus vorübergehe. Nimm mein Geld und gehe allein hin. Während du unser ganzes Vermögen auf's Spiel setzest, will ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringen und dich dann in deinem Hause erwarten.

So, mein Freund, ging ich zu Grunde. Für einen jungen Mann braucht es nichts, als auf ein Weib zu stoßen, die ihn nicht liebt, oder eine zu finden, die ihn zu sehr liebt, und sein ganzer Lebensplan ist verrückt. Das Glück verschlingt unsere Kräfte, das Unglück tödtet unsere Tugenden.

Nachdem ich in meine Wohnung zurückgekommen war, sah ich mich lange in dem Dachstübchen um, in welchem ich das reine Leben der Wissenschaft geführt hatte, ein Leben, das vielleicht lang und ehrenvoll gewesen wäre, und das ich nicht für das Leben der Leidenschaft hätte hingeben sollen, das mich in einen Abgrund zog. Pauline überraschte mich in einer melancholischen Stellung, und dieses sanfte Geschöpf, dieser spiritus familiaris, dieser Engel des Paradieses betrachtete mich schweigend.

Was ist Ihnen? sagte sie.

Ich stand kalt auf, zählte das Geld, das ich ihrer Mutter schuldig war, und fügte den Miethzins auf sechs Monate hinzu. Sie warf Blicke der Bestürzung auf mich.

Ich verlasse Sie, meine gute Pauline!

Das dachte ich mir doch! rief sie aus.

Hören Sie, mein liebes Kind! Ich verzichte nicht darauf, wieder hieher zu kommen. Behalten Sie mir meine Zelle ein halbes Jahr lang auf. Wenn ich gegen den 15. November nicht zurück bin, dann, Pauline, sind Sie meine Erbin. Dieses versiegelte Manuscript ist die Abschrift meines großen Werks über den Willen. Geben Sie es in der königlichen Bibliothek ab. Ueber alles Andere, was ich hier zurücklasse, verfügen Sie nach Gefallen...

Sie warf mir Blicke zu, die mir durch das Herz drangen. Sie stand da, wie mein lebendiges Gewissen.

Ich werde keine Stunden mehr haben! sagte sie und deutete auf das Clavier.

Ich antwortete nicht.

Werden Sie mir schreiben?

Leben Sie wohl, Pauline!

Ich zog sie sanft an mich und drückte ihrer jungfräulichen Stirne, die weiß war, wie der Schnee, der die Erde noch nicht berührt hat, einen brüderlichen Kuß, den Kuß eines Greises auf. Sie floh davon. Ich wollte Madame Gaudin nicht mehr sehen; ich legte meinen Schlüssel an seinen gewöhnlichen Platz und ging. Am Ende der Straße Cluny hörte ich hinter mir einen leichten weiblichen Schritt.

Hier, sagte Pauline, ich habe Ihnen diesen Beutel gestickt, Sie werden ihn doch annehmen?

Ich glaubte, beim Schein der Laterne, eine Thräne in Paulinens Auge zu sehen; ich seufzte. Angetrieben vielleicht von dem gleichen Gedanken, trennten wir uns so eilig, wie Leute, die der Pest entfliehen wollen.

Das Leben eines Müssiggängers und Verschwenders, dem ich mich jezt weihte, spiegelte sich in seltsamer Gestaltung in dem Zimmer ab, in welchem ich mit nobler Sorglosigkeit auf Rastignac wartete. Auf dem Kamin war eine Standuhr, auf der eine Venus auf ihrer Schildkröte saß; zwischen ihren Armen steckte eine halb abgerauchte Cigarre. Kostbare Meubles, Geschenke der Liebe, stunden zerstreut und ohne Ordnung herum. Alte Socken lagen auf einem wollüstigen Divan. Der comfortable Lehnstuhl, in den ich mich geworfen hatte, war abgerissen und zeigte auf seinem incrustirten Rücken, die alte Pomade aller Freunde Rastignac's, die ihn benüzt

hatten. Ueberall Ueppigkeit mit Aermlichkeit, Armuth mit Reichthum vermengt! Der neapolitanische Königspallast mit Lazzaronis ausstaffirt! Es war das Zimmer eines Spielers oder Glücksritters, es lag etwas Poetisches in diesem Gemälde. Das Leben malte sich darin mit seinem Flitter und seinen Lumpen, überraschend, unvollständig, wie es in der Wirklichkeit ist, aber lebhaft, phantastisch. Ein Byron, in welchem Blätter fehlten, hatte das Scheiterholz des jungen Mannes angezündet, der im Spiel hundert Fra ken auf einen Satz wagte und keine Welle Reisach im Vermögen hatte, der in einem Tilbury fuhr und kein ganzes Hemd besaß. Am andern Morgen hatten ihn dann eine Gräfin, eine Schauspielerin oder das Ecarté wieder reich gemacht. Hier steckte ein Licht in dem grünen Futteral eines phosphorischen Feuerzeugs, dort lag, von seiner goldenen Einfassung entkleidet, das Bildniß einer Geliebten. Ein an Gegensätzen so reiches Leben hat etwas Anziehendes für ein junges, nach Gemüthsbewegungen lüsternes Herz und verschafft ihm in Friedenszeiten die Freuden des Kriegs.

Ich war beinahe eingeschlafen, als plötzlich Rastignac mit einem Fußtritt die Zimmerthüre eintrat und rief: Sieg! Sieg! Jezt können wir mit Bequemlichkeit sterben!

Er zeigte mir seinen mit Gold angefüllten Hut, leerte ihn auf dem Tische aus, und wir tanzten um den Goldhaufen, wie zwei Kannibalen um ihr Schlachtopfer, heulend, stampfend, springend, uns Faustſtöße versetzend, die ein Rhinozeros zu Boden geworfen

hätten, jubelnd beim Anblick aller Freuden der Welt, die dieser Reichthum für uns in sich faßte.

Zwölftausend Franken! sagte Rastignac, indem er dem Goldhaufen noch einige Banknoten beifügte. Für Andere wäre dieses Geld hinreichend zum Leben; wird es aber für uns genügen zum Sterben? Ja! Ja! Wir wollen in einem Goldbade verscheiden. Hurra!

Wir begannen abermals unsern Kannibalen-Tanz. Dann theilten wir Stück für Stück brüderlich, indem wir bei den doppelten Napoleon's anfingen und so immer zu kleineren Goldstücken herabstiegen. Wir destillirten lange Zeit unser Vergnügen durch die monotanen Worte: „Dein!... Mein!..."

Schlafen wollen wir nicht, schrie Rastignac. Joseph, Punsch!

Er warf seinem treuen Diener eine Handvoll Gold zu: „Da ist dein Antheil! Scharre dich damit unter den Boden, wenn du kannst!

Am andern Tage kaufte ich Meubles bei Lesage, miethete das Appartement, Straße Taibout, wo du mich besucht hast, und beauftragte einen der besten Tapeziere, es einzurichten. Ich kaufte mir einen Wagen und Pferde; ich warf mich in den Strom der Vergnügungen. Ich spielte, ich gewann und verlor abwechselnd ungeheure Summen; aber ich spielte nur auf dem Ball oder bei guten Freunden, nie in Spielhäusern, gegen welche ich meinen ersten Abscheu beibehielt. Allmählig gewann ich Freunde. Ich dankte ihre Anhänglichkeit entweder Zwistigkeiten oder der vertraulichen Leichtheit, mit der wir uns unsere

Geheimnisse mittheilen, indem wir uns in Gemeinschaft im Kothe wälzen. Vielleicht ist das Laster der beste Kitt, die Menschen zusammenzuhalten. Dann wagte ich einige literarische Versuche. Sie trugen mir Complimente ein, weil die großen Männer der kommerziellen Literatur, die in mir keinen furchtbaren Nebenbuhler erblickten, mich lobten, ohne Zweifel weniger um meines persönlichen Verdienstes willen, als um das ihrer Genossen herabzusetzen. Kurz ich wurde ein Lebemann. Ich wollte mein Leben schnell vergeuden, und es schmeichelte meiner Eigenliebe, die ausgelassensten meiner Kameraden an Lebensgier und Ausdauer zu übertreffen. Ich war immer frisch, elegant. Ich galt für geistreich, und nichts an mir verrieth jene scheußliche Existenz, die einen Menschen zum Fasse, zum Luxuspferd macht. Die Liederlichkeit erschien mir in ihrer ganzen scheußlichen Gestalt, und ich fand mich in sie. Geordnete Leute können weder die Theorie dieses ungebundenen Lebens, noch seinen Normalzustand begreifen. Wie möchten Leute aus der Provinz, für welche Opium und Thee nichts weiter als zwei Arzneien sind, die Poesie der Liederlichkeit fassen? Selbst in Paris, dieser Hauptstadt des Luxus, stößt man noch auf unvollkommene Sybariten. Unfähig, das Uebermaas der Freude zu ertragen, gehen sie nach einer Orgie ermattet fort, wie die guten Spiesbürger über die Musik schimpfen, wenn sie ihre Ohren mit einer Oper von Rossini überladen haben. Das heißt auf die Ausschweifung verzichten, wie ein mäßiger Mensch, der keine Pastete von Ruffec mehr ißt, weil ihm die erste den Magen verdorben hat.

Die Liederlichkeit ist eine Kunst, wie die Poesie. Sie will kräftige Seelen. Um ihre Geheimnisse zu erfassen, um sie ganz auszubeuten, muß ein Mensch sie mit Eifer studiren. Sie ist, wie alle Wissenschaften, im Anfang abstoßend, mühsam. Unermeßliche Hindernisse treten den großen Vergnügungen der Menschen in den Weg, nicht seinen Freuden im Einzelnen, sondern den Systemen, welche die seltensten Genüsse zu Gewohnheiten machen, sie befruchten, indem sie ihm in dem wirklichen Leben ein dramatisches Leben schaffen, indem sie ihn zu einer schnellen, übertriebenen Vergeudung seiner Kräfte nöthigen. Der Krieg, die Staatsgewalt, die Künste, bilden Verderbnisse, die eben so ferne vom menschlichen Bereich, eben so tief sind, als die Ausschweifung. Alle diese Verderbnisse sind schwer zugänglich, hat aber einmal ein Mensch diese großen Geheimnisse im Sturme gewonnen, dann lebt er in einer neuen Welt. Feldherren, Minister, Künstler, sind durch das Bedürfniß, ihrem Daseyn, das so ganz außerhalb dem Kreise des gewöhnlichen Lebens liegt, heftige Zerstreuungen entgegenzusetzen, mehr oder minder zur Ausschweifung geneigt. Wohl erwogen, ist der Krieg Liederlichkeit des Bluts, die Politik Liederlichkeit der Interessen. Alle Ausschweifungen reichen sich brüderlich die Hand.

Diese gesellschaftlichen Unförmlichkeiten besitzen die Macht der Abgründe, sie ziehen uns an, wie Moskau Napoleon; sie machen uns schwindlicht, sie verblenden uns, wir wollen ihre Tiefe kennen lernen, ohne zu wissen warum. Es liegt vielleicht in diesen Abgrün-

den die Idee der Unendlichkeit, oder irgend ein dem Menschen schmeichelhafter Gedanke.

Als Gegensatz zu dem Paradies seiner dem Nachdenken gewidmeten Stunden, verlangt der ermüdete Denker entweder, wie Gott, nach der Ruhe des Sonntags, oder nach den Genüssen der Hölle, um die Arbeit der Sinne der Arbeit des Geistes entgegenzusetzen. Für Byron konnte das geschwätzige Boston, an welchem sich ein Spiesbürger ergözt, keine Erholung seyn, Griechenland wollte er haben, um es gegen den Sultan Mahmud einzusetzen. Im Kriege wird der Mensch ein Engel mit dem feurigen Schwerdt, ein gigantischer Henkersknecht. Hat nicht Europa, ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Füße abzuwischen, die bis an die Knöchel im Blute waten, immer wieder Krieg geführt? Ist denn die Menschheit in Masse auch trunken?

Für den einzelnen Menschen, für den überflüssigen Mirabeau, der, in einer ruhigen Zeit lebend, nach Stürmen dürstet, faßt die Ausschweifung Alles in sich. Sie ist ein beständiges Erschöpfen der Lebenskraft, ein Zweikampf mit einer unbekannten Macht, mit einem Ungeheuer. Anfangs schreckt man vor dem Ungeheuer zurück. Man muß es an den Hörnern greifen. Das ist eine ungeheure Arbeit. Die Natur hat dir einen engen oder trägen Magen gegeben. Du mußt ihn bändigen, erweitern; du mußt den Wein führen lernen, du mußt die Trunkenheit zähmen; du mußt Nächte ohne Schlaf hinbringen, du mußt dich zum zweitenmal schaffen.

Wann dann Alles so umgewandelt ist, dann beginnt der Mensch seinen Kampf mit dem Ungeheuer und sie

wälzen sich, bald Sieger, bald besiegt, mit einander in einer Sphäre, wo Alles wunderbar ist, wo der Seelenschmerz einschläft und blos Phantome von Ideen leben. Der Kampf, einmal begonnen, wird zur Nothwendigkeit. Gleich jenen fabelhaften Personen, die, nach den Legenden, ihre Seele dem Teufel verkauft haben, um dafür die Macht, Böses zu thun, zu erlangen, hat der Liederliche seinen Tod für alle Freuden des Lebens verschrieben. Statt zwischen zwei eintönigen Ufern, auf einem Komptoir oder in einer Schreibstube, hinzufließen, sprudelt sein Leben und braust dahin wie ein Waldstrom. Die Ausschweifung ist für den Körper, was für die Seele die mystischen Genüsse sind. Die Trunkenheit wiegt uns in Träume ein, deren Phantasmagorien eben so wunderbar sind, als die durch das Opium erzeugten. Sie verschafft uns göttliche Stunden: Angenehme Plaudereien mit unsern Freunden, Worte, die ein ganzes Leben schildern, offene Freude ohne Rückhalt, Reisen ohne Ermüdung, ganze Gedichte in einigen Phrasen. In diesen himmlischen Stunden gehen Menschen und Dinge, in eure Farben gekleidet, an euch vorüber. König der Schöpfung, umwandelst du sie nach deinen Wünschen. So lebst du herrlich und in Freuden, bis du dem Ungeheuer verfallen bist. Die Kraft ist verbraucht, das Unvermögen sizt zu den Füßen deines Lagers. Nun, was weiter? Leidet nicht auch der alte Kriegsmann an der Auszehrung, und eine Pulsadergeschwulst hängt das Leben eines Diplomaten an einen Faden?

So habe ich gelebt! Ich kam entweder zu bald oder zu spät in das Weltleben; ohne Zweifel wäre dann meine Kraft gefährlich geworden, wenn ich sie nicht auf solche Weise abgetödtet hätte. Wurde nicht die Welt am Ende einer Orgie durch den Becher des Herkules von Alexander kurirt? Ein verfehltes Leben muß den Himmel oder die Hölle haben, die Liederlichkeit oder das Hospitium des St. Bernhard.

Mitten in diesem lebenden Gedichte, im Schooße dieser betäubenden Krankheit, hatte ich inzwischen zwei an herben Schmerzen reiche Krisen. Einige Tage, nachdem ich mich, wie Sardanapal, auf den Scheiterhaufen der Ueppigkeit geworfen hatte, traf ich unter dem Säulengange der Bouffons Foedora an. Wir warteten auf unsern Wagen.

„Ha! Ha! Sie sind noch am Leben, wie ich sehe!“ Dieß ist die treue Uebersetzung ihres Lächelns, der boshaften, halblauten Worte, welche sie ihrem Cicisbeo zuraunte. Sie erzählte ihm ohne Zweifel meine Geschichte, und beurtheilte meine Neigung wie eine Alltagsliebe. Sie zollte ihrem falschen Scharfblicke Beifall.

Um es kurz zu machen, mein Schatz war bald erschöpft. Aber drei Jahre der Nüchternheit hatten mir eine so kräftige Gesundheit gegeben, wie sich Wenige ihrer rühmen konnten, und an dem Tage, wo mir das Geld ausging, befand ich mich ausnehmend wohl. Jezt, um nach meinem Systeme fortleben zu können, stellte ich Wechsel auf kurze Sicht aus. Der Tag der Zahlung kam. Furchtbare Gemüthsbewegungen! Sonst sah ich diese Diener der Banquiers in ihren

grauen Röcken gleichgültig an, wenn sie geschäftig durch die Straßen eilten, aber jezt haßte ich sie im Voraus. Meine Unterschrift hatte den Valor von 3000 Franken, so viel war der ganze Mann nicht werth.

Die Huissiers, diese gegen jeden Schmerz abgestumpften Kreaturen, stiegen vor mir aus dem Boden und riefen mir, wie der Henker dem Verurtheilten, zu: „Es schlägt drei ein halb Uhr!"

Sie hatten das Recht, sich meiner Persou zu bemächtigen, meinen Namen zu beschmutzen, mich zu verhöhnen. Ich schuldete. Schulden, heißt vielleicht, sich nicht mehr selbst angehören. Konnten nicht andere Menschen Rechenschaft über mein Leben von mir verlangen? Warum aß ich Pudding, vergnügte ich mich, und bezahlte sie nicht? Mitten in einer Poesie, im Aufkeimen einer Idee, beim Frühstück, von Freunden, Freuden, Scherz umgeben, konnte ein Jemand eintreten, und dieser Jemand war meine Schuld, mein Wechselbrief, ein Gespenst, das mir Alles vergällte. Ich muß vom Tische aufstehen, um mit ihm zu sprechen. Er nimmt mir Alles, meinen Lebensmuth, meine Geliebte, bis auf mein Bett. Gewissensbisse sind erträglicher, sie werfen uns weder auf die Straße hinaus, noch in den Schuldthurm; sie stürzen uns nicht in diesen verwünschten Pfad von Laster und Schamlosigkeit; sie führen uns nur auf's Blutgerüste, und das Eisen des Henkers sühnt Alles. Wenn es fällt, glaubt man gern an unsere Unschuld, während man dem Liederlichen ohne Mittel keine einzige Tugend übrig läßt.

Jezt begegne ich einem Gläubiger auf der Straße, er schaut mich an, und sein Blick sagt: „Herr von Valentin ist mir schuldig und bezahlt mich nicht. Ich habe ihn in der Hand; er darf mir kein saures Gesicht machen.“

Man muß diesen Krämer grüßen, und zwar mit anmuthiger Höflichkeit. „Wann werden Sie mich einmal bezahlen?“ steht in seinen Augen zu lesen.

Und nun müssen wir einen Andern um Geld ansprechen, uns vor einem Einfaltspinsel beugen, der auf seiner Geldkiste sizt, seinen kalten Blutegelsblick hinnehmen, der weher thut, als eine Ohrfeige. Eine Schuld! Das ist zu hoch für die Fassungsgabe dieser Menschen. Man muß hingerissen, unterjocht seyn, um sich in Schulden zu stecken, aber Leute von diesem Schlag reißt nichts hin, unterjocht nichts. Sie leben nur im Geld, kennen nichts als das Geld. Ich hatte Eckel vor dem Geld.

Endlich kann sich der Wechselbrief in einen hülflosen Greis mit zahlreicher Familie, ausgestattet mit allen Tugenden, verwandeln. Ich schulde vielleicht einem lebendigen Jammerbild, einem von Kindern umgebenen Gichtbrüchigen, der Wittwe eines Soldaten; hier strecken sich flehende Hände nach mir aus. Das sind furchtbare Gläubiger! Muß man nicht mit ihnen weinen? Und wenn wir sie bezahlt haben, sind wir ihnen noch Hülfe schuldig.

Den Tag vor der Verfallzeit hatte ich mich mit der trügerischen Ruhe eines Menschen niedergelegt, der am folgenden Tage hingerichtet wird oder einen Zweikampf zu bestehen hat; man läßt sich durch lügne-

rische Hoffnungen einwiegen. Als ich aber aufstand, als ich bei kaltem Blute war, als ich meine Seele in der Brieftasche eines Banquier gefangen, mit rother Dinte in das Hauptbuch eingetragen fühlte, da hüpften meine Schulden um mich herum, wie Heuschrecken. Jeder Glockenzug tönte in meinem Herzen wieder, nahm meinen Kopf ein. Es war ein Martyrium, ohne den Himmel zur Belohnung.

Ich protestirte die Wechsel, aber drei Tage darauf wurden sie bezahlt. Wie? Ich verkaufte mein leztes Eigenthum, die Insel in der Loire, auf der meiner Mutter Grab war. Ein kaltes Fieber schüttelte mich, als ich den Kontrakt unterzeichnete, ich glaubte meiner Mutter zürnenden Schatten zu sehen.

Nachdem meine Schulden bezahlt waren, blieben mir noch 2000 Franken übrig. Ich hätte in mein Dachstübchen zurückkehren können, bereichert durch die Erfahrungen der Welt und bereits mich eines gelehrten Rufes erfreuend. Aber Foedora hatte ihren Raub nicht fahren lassen. Wir trafen oft zusammen. Ich beugte sie durch meinen Luxus, durch den Ruf eines witzigen Kopfs, der mich umschwebte. Sie blieb kalt und fühllos bei Allem, selbst als Rastignac das furchtbare Wort aussprach: „Er wird sich für Sie tödten!“

Ich bot die ganze Welt zur Rache auf, aber ich war nicht glücklich. Nachdem ich das Leben bis auf den Grund genossen hatte, sehnte ich mich immer mehr nach einem Herzen, das meine Gefühle theilte. Ich suchte dieses Phantom mitten durch meine Orgien durch, ich fand es nicht. Foedora hatte mich mit

dem Aussatz ihrer Eitelkeit angesteckt. Der Krebs hatte mein Herz angefressen. Der böse Geist hatte sein Siegel auf meine Stirne gedrückt. Ich fühlte, daß es mir von nun an unmöglich sey, mich aus dem Strome eines ausschweifenden Lebens zu reißen, den abscheulichen Raffinemens des Reichthums zu entsagen. Hätte ich Millionen besessen, ich würde fortwährend gespielt, geschwelgt haben, der Zeittödtung nachgerannt seyn. Ich wollte nicht mehr mit mir allein seyn. Ich mußte feile Dirnen, falsche Freunde, Wein, Leckerbissen haben, um mich zu betäuben. Alle Bande, die einen Menschen an eine Familie knüpfen, waren in mir gelöst für immer. Galeerensklave für immer, mußte ich meine Bestimmung des Selbstmords vollenden. Während der lezten Tage meines Glücks gab ich mich unerhörten Ausschweifungen hin, aber jeden Morgen warf mich der Tod in das Leben zurück. Endlich fand ich mich auf meinen lezten Napoleon zurückgebracht. Jezt dachte ich an Rastignac's Glück...

He! He! schrie auf einmal Raphael, der plözlich an seinen Talisman gedacht hatte, und zog seine Zebrahaut aus der Tasche.

Seine Trunkenheit war, vielleicht durch die Ermüdung dieses langen Tags, vielleicht durch die Ueberspannung, in welche ihn der Rückblick auf sein vergangenes Leben versezte, plözlich auf einen solchen Grad gestiegen, daß er seines Verstandes nimmer mächtig war. Er erhizte sich, er gerieth in Aufwallungen der Gottheit.

Zum Teufel mit dem Tod! rief er aus und schwang seine Haut. Jezt erst will ich leben! Ich bin reich.

Ich besitze alle Tugenden. Nichts vermag mir zu widerstehen. Wer sollte nicht gut seyn, wenn er die Macht zu Allem besizt? He! He! Oho! Ich habe mir 200,000 Livres Einkommen gewünscht, ich werde sie bekommen. Begrüßt mich, ihr Schweine, die ihr hier auf diesen Teppichen herumliegt, wie auf einem Düngerhaufen! Ihr gehört alle mein! Gewaltiger Besitz! Ich bin reich, ich kann euch kaufen, alle zusammen, selbst den Deputirten, der dort schnarcht. Auf, du Hundegeschlecht der vornehmen Welt, auf und kniee vor mir nieder! Ich bin dein Papst!

Die Stimme Raphaels ertönte jezt so laut und mächtig, daß sie das Schnarchen der Schläfer überbot. Sie fuhren fast alle aus dem Schlafe auf, und als sie Raphael erblickten, der sich mit Mühe auf den Füßen hielt, verwünschten sie seine lärmende Trunkenheit.

Schweigt! fuhr Raphael fort. In euern Hundstall, ihr Hunde! Emil, ich besitze Schätze, du bekommst von mir Havannah-Cigarren....

Ich verstehe dich, antwortete der Poet. „Foedora oder den Tod!“ Fortgemacht! Diese zuckersüße Foedora hat dich betrogen. Alle Weiber sind Evens Töchter. Deine Geschichte ist ganz und gar nicht dramatisch.

Ha! Schlafmütze! Du hast also geschlafen?

Nein! Foedora oder den Tod! Ich bin dabei!

Wache auf! rief ihm Raphael zu und paukte auf ihn mit der Zebrahaut.

Donnerwetter! Du wirst grob! rief Emil und faßte ihn um den Leib. Bedenke doch, daß Frauenzimmer hier sind!

Ich bin Millionär.

Wenn du auch nicht Millionär bist, so bist du um so gewisser betrunken.

Trunken von Macht. Ich kann dich tödten. Stille da! Ich bin Nero, ich bin Nebucadnezar.

Raphael, nehme dich zusammen. Wir sind nicht in der besten Gesellschaft, und du solltest aus Achtung für dich selbst schweigen.

Mein Leben war ein allzulanges Schweigen. Jezt will ich mich an der ganzen Welt rächen.

Nicht elende Thaler will ich verschwenden, sondern Menschenleben, Intelligenzen, Seelen, wie es heutzutage der Brauch ist. Alles läßt sich mit Geld erkaufen. Das ist kein kleinlicher Luxus, es ist der Ueberfluß der Pest. Meine Macht soll in die Schranken treten mit dem gelben, blauen, grünen Fieber, mit den Armeen, mit den Schaffoten! Ich kann jezt Foedora haben, aber nein, ich will sie nicht, ich will Foedora nicht, das ist meine Krankheit, Foedora, ich sterbe an Foedora. Zum Teufel mit dieser Foedora!

Wenn du noch länger fortschreist, trage ich dich in den Saal.

Siehst du diese Haut? Das ist Salomo's Testament. Er gehört mir an, Salomo, dieser Zaunkönig!

Mein ist Arabien, das steinige auch dazu. Das Weltall? Mein. Du? Mein, wenn ich will. Ha! Wenn ich will, nimm dich in Acht! Ich kann deine

ganze Boutique von Poesie, von Versmacherei auskaufen, du bist mein Bedienter. Du kannst mir mein Papier falzen und Reimen schmieden. Bedienter! (Valet!) Valet, das heißt: Er befindet sich wohl.

Jezt faßte Emil Raphael und trug ihn in den Speisesaal.

Ja doch, mein Freund! sagte er zu ihm, ich bin ja dein Bedienter. Da du aber erster Redakteur eines Blattes werden sollst, so schweige! Beobachte den Anstand, aus Rücksicht auf mich! Hast du mich gerne?

Ob ich dich gerne habe! Du bekommst Havannah-Cigarren, durch diese Haut. Immer die Haut! Die souveraine Haut, mein Freund! Ein vortreffliches Mittel gegen die Hühneraugen! Hast du Hühneraugen? Ich blase sie dir weg.

In meinem Leben habe ich ihn nicht so dumm gesehen.

Dumm, mein Freund? Nein! Diese Haut zieht sich zusammen, wann ich einen Wunsch äußere...

Das ist eine Antiphrase. Der Bramine, denn du mußt wissen, es steckt ein Bramine darunter! Der Bramine also war ein Spaßvogel, denn, siehst du, die Wünsche, die müssen erweitern....

Freilich! Ja! Ja!

Ich sage dir...

Ganz recht, ich bin vollkommen deiner Meinung. Die Wünsche erweitern....

Ich sage dir, die Haut!

Ja!

Du glaubst mir nicht. Ich kenne dich, mein Freund! Du lügst wie ein König.

Wie kannst du verlangen, daß ich die Abschweifungen deiner Trunkenheit annehme?

Ich wette mit dir, und will es dir beweisen. Laß uns das Maas nehmen!

Wohl denn! Dann wird er nicht einschlafen, rief Emil aus, als er Raphael im Saale herumstöbern sah.

Valentin wußte, trotz seiner Trunkenheit, ein Schreibzeug und eine Serviette zu finden, während er unaufhörlich wiederholte: Laßt uns das Maas nehmen!

Wohl denn! fiel Emil ein, laßt uns das Maas nehmen!

Die beiden Freunde breiteten die Serviette aus und legten die Haut darauf. Emil, dessen Hand noch sicherer war, zeichnete mit Dinte einen Kreis rings um den Talisman, während Valentin sagte: Ich habe 200,000 Livres Einkommen gewünscht, nicht wahr? Je nun, so bald ich sie habe, wirst du sehen, wie sich meine Haut zusammengezogen hat.

Wohl, aber jezt schlafe! Soll ich dich auf diesem Canapee zurechtlegen? So, jezt liegst du!

Ja, ja, mein Musenfreund! Ja, du sollst mich unterhalten, du darfst mir die Fliegen wehren! Du warst ein Freund im Unglück, du mußt ein Genosse meiner Macht werden. Auch sollst du Ha.... Ha... Havannah-Cig... Cig....

He da! Schlafe dein Gold aus, Millionär!

Du, schlafe deine Verse aus! Gute Nacht! Sage doch gute Nacht zu Nebucadnezar! Liebe! Zu trinken! Frankreich... Ruhm und reich.... Reich....

Bald waren die beiden Freunde eingeschlafen und mischten ihr Schnarchen mit dem der Schläfer in den Salons. Die Kerzen erlöschten eine nach der andern. Die Nacht bedeckte mit ihrem Schleier diese lange Orgie.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, erhob sich die schöne Aquilina, matt und bleich. Euphrasiens schönes, weißes, frisches Gesicht war blaßgelb, wie das einer Lustdirne, die man in den Spital führt. Allmählig erhoben sich alle Gäste stöhnend. Sie fühlten sich wie gerädert an Händen und Füßen. Ein Diener öffnete die Läden und Fenster der Salons. Die Sonne fiel strahlend herein. Die Weiber, deren Anzug im Schlafe in Unordnung gerathen war, boten einen scheußlichen Anblick dar. Ihre Haare hingen hexenartig herunter, ihre Gesichter waren bleich, ihre Augen matt. Der Mund, gestern so roth, war heute blaßblau und trocken. Man schauderte bei dem Anblick dieser matten Züge, dieser hohlen Augen. Dieses Erwachen des nackten, ungeschminkten Lasters, dieses Skelett der Liederlichkeit, entkleidet, kalt, leer, der Sophismen des Geistes, der Bezauberungen des Luxus beraubt, war Eckel erregend selbst für die Athleten der Ausschweifung.

Erst sah man sich mit stummen, hohlen Blicken an. Plötzlich erhob sich ein satyrisches Lachen, als der Banquier seine Gäste durch eine Grimasse zu grüßen versuchte. Sein Gesicht, auf dem dicke Schweißtropfen standen, ließ über diese höllische Scene das Bild des „Verbrechens ohne Gewissensbisse" schweben. Es war ein Leben von Koth mitten im Luxus, eine furchtbare Mischung menschlichen Pomps und Elends, das

Erwachen der Liederlichkeit. Es war der Tod, lächelnd in der Mitte einer verpesteten Familie. Aller trügerische Glanz war verschwunden, die Sonne überstrahlte diese übertünchten Gräber mit der Fackel der Wahrheit, die reine Luft drang, wie die Tugend, in diesen stinkenden Dunstkreis des Lasters.

Plötzlich trat Emil, frisch und blühend wie eine Rose, unter die Thüre und rief: Ihr seyd Alle häßlich wie die Nacht. Heute könnt ihr nichts verdienen, der Tag ist verloren. Ich trage darauf au, das Frühstück einzunehmen.

Bei diesen Worten verließ der Banquier das Zimmer, um den Befehl dazu zu geben. Die Weiber traten vor die Spiegel und ordneten gähnend ihren Anzug. Alles schüttelte sich aus. Die Liederlichsten machten die Tugendprediger. Bald gewannen diese Gespenster neues Leben. Man stand zusammen, plauderte, lachte.

In Kurzem war ein prächtiges Frühstück aufgetragen. Man sezte sich. In dem Augenblicke, wo diese unerschrockenen Schwelger sich um die Tafel des Kapitalisten reihten, erschien der Notar, der klugerweise den Abend zuvor nach Tisch verschwunden war, um sich im häuslichen Bett zu erholen. Ein sanftes Lächeln schwebte um seine Lippen. Er schien mit irgend einem großen, kostspieligen, einträglichen Akt schwanger zu gehen.

Ho! Ho! Wir werden vor Notar und Zeugen frühstücken! rief der Vaudevillist.

Sie kommen gerade recht, um alle diese Aktenstücke zu numeriren, sagte der Banquier, auf seine Gäste deutend.

Ein Testament ist hier nicht zu machen, aber vielleicht um so mehr Ehekontrakte, sprach der Gelehrte, auf die nächtlichen Orgien anspielend.

Oh! Oh!

Ah! Ah!

Geduld, meine Herren! sagte der von einem Chorus schlechter Witze betäubte Notar, ich komme sicher wegen ernster Geschäfte. Ich bringe einem von Ihnen sechs Millionen.

Tiefe Stille.

Mein Herr, fuhr er zu Raphael gewendet fort, war nicht Ihre Frau Mutter ein Fräulein O'Flaharty?

Ja, antwortete Raphael ziemlich mechanisch, Barbara Maria Charlotte, geboren zu Tours.

Haben Sie Ihren und Ihrer Frau Mutter Taufschein?

Ich glaube wohl.

Nun denn, mein Herr! Sie sind der einzige Erbe des Majors O'Flaharty, der im Jahr 1828 zu Calcutta gestorben ist.

Es lebe der Major! Hoch! rief der Kritiker.

Da der selige Major, fuhr der Notar fort, mehrere Summen zu Gunsten einiger öffentlichen Anstalten verfügt hatte, so wurde die Erbschaft durch die französische Regierung von der ostindischen Kompagnie reklamirt. Sie ist demnach jezt klar, liquid und greifbar, und seit vierzehn Tagen suchte ich vergebens die Erbnehmer der Fräulein Barbara Marie Charlotte O'Flaharty, als ich gestern hier bei Tische...

Jezt stand Raphael rasch auf, mit der Bewegung eines Menschen, der eine Wunde empfängt. Alle Augen wendeten sich ihm zu, wie eben so viele

Flammen. Dann begann ein Gemurmel, ähnlich demjenigen eines Parterre, das in Zorn geräth, es stieg, Jeder sagte ein paar Worte, diesen unermeßlichen Reichthum zu begrüßen, den der Notar überbracht hatte. Durch den schnellen Gehorsam des Schicksals seiner ganzen Vernunft wieder mächtig geworden, breitete Raphael sogleich die Serviette, womit er kurz zuvor die Zebrahaut gemessen hatte, auf der Tafel aus. Er hörte nicht, was um ihn her vorging, legte den Talisman auf die Serviette und schauderte heftig zusammen, als er zwischen dem auf der Serviette gezeichneten Kreis und der Haut einen ziemlich großen Abstand bemerkte.

Was macht er denn da? rief der Banquier aus.

Halte ihn, Chatillon! rief ein Maler Emil zu. Die Freude tödtet ihn.

Eine furchtbare Bläße stieg auf dem Gesichte dieses reichen Erben aus, seine Muskeln zogen sich krampfhaft zusammen, seine Augen starrten: Er sah den Tod. Dieser splendide Banquier, von welken Lustdirnen, von übersättigten Gesichtern umgeben, dieser Todeskampf der Freude, war ein lebendiges Bild seines Lebens. Dreimal warf er seinen Blick auf den Talisman, er blieb unerbittlich auf der nämlichen Linie; er versuchte zu zweifeln, aber ein klares Vorgefühl vernichtete seinen Unglauben. Die Welt gehörte ihm an, er vermochte Alles, und wollte nichts mehr. Wie ein Reisender in der Wüste, hatte er ein wenig Wasser, seinen Durst zu löschen, und mußte sein Leben nach der Zahl der Schlücke abmessen, die er nahm. Er sah klar ein, wie viele seiner Lebenstage jeder Wunsch

ihn kosten mußte. Er glaubte jezt an die Zauberkraft der Zebrahaut, er hörte sich athmen, er fühlte sich schon krank. „Bin ich nicht lungensüchtig?“ sprach er. Ist nicht meine Mutter an einer Brustkrankheit gestorben?

Oh! Oh! Raphael, Sie werden sich recht lustig machen! sagte Aquilina. Was lassen Sie denn mir zukommen?

Laßt uns auf den Tod seines Oheims, des Majors Martin O'Flaharty, trinken! Das war ein Mann!

Er wird Pair von Frankreich werden.

Bah! Was will nach der Julirevolution ein Pair von Frankreich heißen? sprach der Kritiker.

Wirst du eine Loge bei den Bouffons nehmen?

Ich hoffe, daß Sie uns Alle bewirthen werden!

Ein Mann, wie er, weiß Alles auf hohem Fuße zu treiben!

Das Hurra dieser lustigen Gesellschaft ertönte in Valentins Ohren, ohne daß er den Sinn eines einzigen Wortes zu fassen vermochte. Er dachte unbestimmt an das mechanische, an Wünschen, leere Daseyn eines bretagnischen Bauers, mit Kindern belastet, sein Feld pflügend, sein Rockenbrod essend, seinen Cider trinkend, an die heilige Jungfrau und den König glaubend, an Ostern zum Abendmahl gehend, am Sonntag die Predigt seines Pfarrers anhörend, ohne sie zu verstehen, und dann auf grüner Matte tanzend. Was in diesem Augenblicke sich seiner Betrachtung darbot, dieser vergoldete Saal, diese Dirnen, dieses Gastmahl, dieser Luxus, Alles das machte ihm übel.

Wünschen Sie Spargel zu essen? rief ihm der Banquier zu.

Ich wünsche nichts, erwiederte Raphael mit donnernder Stimme.

Bravo! versezte der Hausherr. Sie verstehen sich auf den Reichthum. Er muß ein Patent der Unverschämtheit seyn. Sie gehören uns an! Auf die Macht des Goldes, meine Herren! Lassen Sie uns anstoßen! Herr von Valentin, sechsfacher Millionär geworden, gelangt zur Macht. Er ist König! Er vermag Alles, er steht über Allem, wie Alle, die reich sind. Von jezt an sind für ihn alle Franzosen gleich vor dem Geseße. Diese Lüge steht im Eingang des Coder. Die Geseße werden ihm gehorchen, er nicht ihnen. Für Millionäre gibt es kein Schaffot, keinen Henker!

Ja, versezte Raphael, denn sie sind ihre eigenen Henker!

Ho! Ho! rief der Banquier aus, laßt uns trinken.

Laßt uns trinken! wiederholte Raphael und steckte den Talisman in die Tasche.

Was machst du da? sagte Emil und hielt ihm die Hand. Meine Herren, fügte er zu der Gesellschaft gewendet hinzu, die über Raphaels Benehmen etwas betroffen war, vernehmen Sie, daß unser Freund, Herr von Valentin.... Was sage ich da? Der Marquis von Valentin... ein Geheimniß besizt, Glück zu machen. Seine Wünsche werden in demselben Augenblicke erfüllt, wo er sie ausspricht. Wenn man ihn nicht für eine Bedientenseele halten soll, wird es uns Alle reich machen.

Ah! mein kleiner Raphael! Ich möchte eine Perlenschnur haben, rief Euphrasie.

Wenn er dankbar ist, wird er mir zwei mit schönen, muthigen Pferden bespannte Wagen schenken! sagte Aquilina.

Wünschen Sie mir 100,000 Franken Einkommen!

Cachemirs!

Bezahlen Sie meine Schulden!

Wünsche meinem ausgetrockneten Oheim einen Schlag.

Raphael, ich nehme mit 10,000 Fr. Einkommen vorlieb!

Welche Schenkungen! rief der Notar aus.

Er könnte mich wohl vom Podagra heilen!

Lassen Sie die Renten fallen! schrie der Banquier.

Alle diese Wünsche strömten zumal aus, und sie waren vielleicht mehr ernstlich gemeint, als scherzhaft ausgesprochen.

Mein lieber Freund, sagte Emil mit komischem Ernst, was mich betrifft, so bin ich mit 200,000 Franken Einkünften zufrieden. Schneide dir den Hals ab und setze mich zum Erben ein!

Emil, erwiederte Raphael, du weißt also nicht, um welchen Preis?

Saubere Entschuldigung! rief der Dichter aus. Müssen wir uns denn nicht für unsere Freunde opfern?

So hätte ich beinahe Lust, Euer Aller Tod zu wünschen, antwortete Valentin und warf einen düstern Blick auf die Gesellschaft.

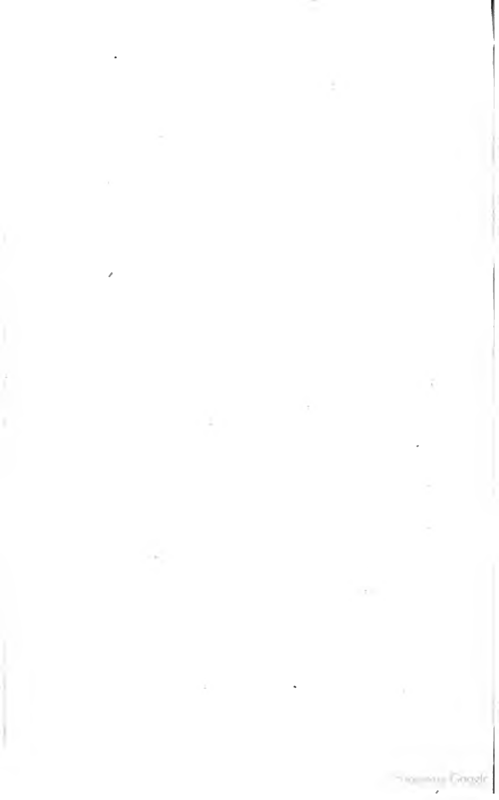
Die Sterbenden sind verdammt grausam, sagte Emil lachend. Jezt bist du reich, fügte er ernsthaft hinzu. Mithin wirst du, ehe zwei Monate vergehen,

dich im Kothe der Selbstsucht wälzen. Du bist bereits stupid! Du verstehst keinen Scherz mehr. Es fehlt dir nichts weiter mehr, als an deine Zebrahaut zu glauben.

Raphael, der die Stachelreden dieser Gesellschaft fürchtete, schwieg, trank übermäßig und berauschte sich, um auf einen Augenblick seine unselige Macht zu vergessen.

Die Zebrahaut.

Dritte Abtheilung.



Die Agonie.

In den ersten Tagen des Dezember ging ein siebenzigjähriger Greis, den Regen nicht achtend, durch die Straße Varennes, hob an der Thüre jedes Hotels die Nase in die Luft, und suchte die Adresse des Herrn Marquis Raphael von Valentin mit der Unbefangenheit eines Kindes, und dem in sich vertieften Wesen eines Philosophen. Der Ausdruck eines heftigen Kummers, im Kampfe mit einem despotischen Charakter, lag auf diesem Gesicht, über das lange graue Haar unordentlich herunterfielen. Der Mann war schwarz gekleidet, mager und knochig. Nachdem er die ihm angegebene Nummer verificirt hatte, klopfte er sachte an die Thüre eines prächtigen Hotels.

Ist Herr Raphael zu Hause? fragte der gute Mann einen Schweizer in Livree.

Der Herr Marquis läßt Niemand vor, erwiederte der Bediente, und schob ein ungeheures Stück Milchbrod in den Mund, das er in eine große Kaffeetasse getunkt hatte.

Sein Wagen ist da, erwiederte der unbekannte Greis und deutete auf eine glänzende Equipage, die unter dem Eingangsbogen hielt, er wird ausfahren, ich will hier auf ihn warten.

Ha! Ha! Alter Herr, da können Sie warten bis morgen frühe, versezte der Thürsteher. Es steht hier immer ein Wagen für Monsieur bereit. Aber gehen Sie, ich bitte Sie. Ich würde 600 Franken lebenslänglicher Renten verlieren, wenn ich ein einzigesmal ohne Befehl eine nicht in das Hotel gehörige Person hereinließe.

In diesem Augenblicke trat ein langer, alter Mann, dessen Anzug so ziemlich dem Costüme eines ministeriellen Huissier glich, aus dem Vorsaal und stieg schnell einige Stufen herab, um den Fremden näher in's Auge zn fassen.

Im übrigen, hier ist Herr Jonathas, sagte der Schweizer. Reden Sie mit ihm.

Die beiden Alten, durch eine Sympathie oder gegenseitige Neugierde angezogen, trafen im Hofe zusammen. In diesem Pallast herrschte eine grauenvolle Stille. Jonathas Gesicht war das undurchdringliche Bild geheimnißvollen Schweigens. Alles war stumm und still in diesem Hause.

Das erste, was Raphael that, nachdem er seine große Erbschaft erhoben hatte, war, den alten Diener aufzusuchen, von dem er sich nach der Beerdigung seines Vaters getrennt hatte, und auf dessen Anhänglichkeit er rechnen konnte. Jonathas weinte vor Freude, als er seinen jungen Herrn wieder sah, von dem er sich auf ewig getrennt geglaubte hatte; aber

nichts glich seinem Glücke, als ihn der Marquis zu dem eminenten Posten eines Intendanten seines Hauses erhob. Der alte Jonathas wurde eine Zwischenmacht, die zwischen Raphael und der ganzen Welt stund. Unumschränkter Gebieter über das Vermögen seines Herrn, blinder Vollzieher eines unbekannten Gedankens, war er gleichsam ein sechster Sinn, mittelst dessen die Berührungen des Lebens zu Raphael gelangten.

Mein Herr, sagte der Greis zu Jonathas, ich möchte mit Herrn Raphael sprechen.

Mit dem Herrn Marquis sprechen! rief der Intendant aus. Kaum redet er mit mir, seinem Pflegvater.

Ich bin auch sein Pflegvater, rief der alte Mann aus. Wenn Ihre Frau ihm weiland die Brust gereicht hat, so habe ich selbst dagegen ihn an den Busen der Musen gelegt. Er ist mein Pflegsohn, mein Kind, mein Zögling, carus alumuus. Ich habe seinen Geist gebildet, sein Genie entwickelt, und ich darf es wohl sagen, zu meiner Ehre und Ruhm. Ist er nicht einer der bedeutendsten Männer unserer Epoche? Er stand unter mir in sexta, in tertia und in der Rhetorik. Ich bin sein Lehrer...

Ah! Sie sind also Herr Porriquet?

Ihnen aufzuwarten! Allein, mein Herr...

Stille! Stille! rief Jonathas zwei Küchenjungen zu, die etwas zu laut wurden und die klösterliche Stille unterbrachen, in welche das ganze Haus begraben war.

Ist denn der Herr Marquis krank? fragte der Professor.

Mein lieber Herr, erwiederte Jonathas, Gott allein weiß, was meinem Herrn ist. Sehen Sie! Es gibt in ganz Paris nicht zwei Häuser, wie das unsrige ist. Verstehen Sie? Zwei Häuser! Meiner Treu, nein! Der Herr Marquis hat dieses Hotel ankaufen lassen. Es gehörte früher einem Herzog und Pair. Er hat 300,000 Franken für das Ameublement aufgewendet. Ha! Ist das eine Summe, 300,000 Franken? Aber jedes Stück unseres Hauses ist ein wahres Wunder. — Gut! sagte ich, als ich diese ganze Pracht und Herrlichkeit sah, es ist wie bei seinem hochseligen Herrn Vater! Der Herr Marquis wird Stadt und Hof empfangen. Mitnichten! Monsieur wollte Niemand sehen. Er führt ein sonderbares Leben, der Herr Marquis. Verstehen Sie, Herr Poriquet? Ein unbegreifliches Leben. Also: Monsieur steht jeden Tag um die nämliche Stunde auf. Nur ich, verstehen Sie, ich allein, darf in sein Zimmer kommen. Ich öffne die Thüre Schlag sieben Uhr, Sommers wie Winters. So lautet der Befehl. Und nun, wann ich darinn bin, so spreche ich: „Herr Marquis belieben aufzuwachen und sich anzukleiden!", Alsdann wacht Monsieur auf und kleidet sich an. Ich reiche ihm seinen Schlafrock, immer von der gleichen Façon und demselben Stoff. Ich muß selbst einen neuen anschaffen, wann der alte verbraucht ist, blos um Monsieur die Mühe zu ersparen, einen zu begehren. Diese Einbildung! Im übrigen hat Monsieur täglich tausend Franken zu verzehren. Er thut, was er will, dieses liebe Kind. Ich kenne ihn von Kindesbeinen an und habe ihn so lieb, daß wenn er mir

einen Streich auf den rechten Backen gäbe, ich ihm auch den linken darbieten würde. Wenn er noch Schwereres von mir verlangte, so würde ich es auch thun. Verstehen Sie? Im übrigen hat er mir einen ganzen Haufen Lappereien aufgehalst. Ich habe alle Händevoll zu thun. Er liest die Blätter, nicht so? Befehl, sie auf den nämlichen Tisch, an den nämlichen Platz zu legen. Um dieselbe Stunde komme ich, ihn zu rasiren. Der Koch würde tausend Franken jährlicher Renten verlieren, die ihm nach des Herrn Tode zufallen, wenn nicht das Frühstück Punkt 10 Uhr, das Mittagessen Punkt fünf Uhr aufgetragen wäre. Der Küchenzettel ist auf das ganze Jahr, Tag für Tag, gemacht.

Monsieur hat nichts zu wünschen übrig. Er hat Erdbeern, wann es Erdbeern gibt, und die erste Makrele, die nach Paris kommt, er speist sie. Das Programm ist gedruckt, er weiß jeden Morgen sein Mittagessen auswendig. Sodann kleidet er sich zur nämlichen Stunde an, mit den nämlichen Kleidern, der nämlichen Wäsche, die ich, verstehen Sie, immer auf den nämlichen Lehnstuhl lege. Ferner habe ich darauf zu achten, daß er immer das gleiche Tuch hat, und wann der Rock abgenüzt ist, ich setze den Fall, so muß ich ihn durch einen andern ersetzen, ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Wann es schön Wetter ist, so gehe ich zu Monsieur hinein und spreche: „Sie sollten ausfahren, Herr Marquis!“ Er antwortet: Ja oder Nein! Will er fahren, so braucht er nicht auf seine Pferde zu warten, es steht immer ein Wagen

angespannt im Thorweg, und der Kutscher wartet mit der Peitsche in der Hand, wie Sie hier sehen.

Abends, nach dem Mittagessen, geht Monsieur den einen Tag in die Oper, den andern zu den... doch nein, er war noch nicht bei den Italienern, weil ich erst gestern mir eine Loge verschaffen konnte. Punkt 11 Uhr kommt er heim und legt sich zu Bette. In der Zwischenzeit des Tages liest er, er liest immer, sehen Sie? Das ist eine Idee, die er hat. Laut Befehl lese ich zuerst das Journal der neuesten Literatur, um alle neuen Werke zu kaufen, die erscheinen, damit er sie am Tage, wo sie ausgegeben werden, auf seinem Kamin finde. Ich habe Ordre, von Stunde zu Stunde in sein Zimmer zu kommen, um nach dem Feuer zu sehen, nach Allem, auf daß es ihm an Nichts fehle. Er hat mir, lieber Herr, ein Büchlein gegeben zum Auswendiglernen, worin alle meine Pflichten enthalten sind, ein wahrer Katechismus. Im Sommer muß ich, mit Eisklumpen, die Temperatur auf dem gleichen Grad der Kühle erhalten, und zu allen Jahreszeiten überall frische Blumen hinsetzen. Er ist reich. Er hat tausend Franken täglich zu verzehren, er kann seine Launen befriedigen. Es hat ihm lange Zeit am Nothwendigsten gefehlt, dem armen Kinde! Er plagt keinen Menschen; er ist gut wie das gute Brod; nie sagt er ein Wort, aber, zum Exempel, vollkommene Stille im Hotel, im Garten! Kurz der Herr Marquis hat im Geringsten nichts zu wünschen. Sehen Sie? Alles geht nach der Schnur, und recta! Und Monsieur hat Recht. Wenn man die Dienerschaft nicht im Zaume hält, geht Alles zum Teufel. Ich sage ihm

Alles, was er zu thun hat, und er thut es. Sie können gar nicht glauben, wie weit er die Sache getrieben hat. Seine Appartements sind... in... in... Wie doch? Oh! In Enfilade. Nun also, er öffnet, ich setze den Fall, die Thüre seines Zimmers oder Kabinets... Krak! Alle Thüren gehen durch einen Mechanismus von selbst auf. Jezt kann er von einem Ende seines Hotels zum andern gehen, ohne eine einzige Thüre geschlossen zu finden. Das ist hübsch und bequem, und angenehm für uns andere! Das hat uns viel Geld gekostet zum Exempel! Kurz, um zur Sache zu kommen, Herr Porriquet, Monsieur sprach zu mir: „Jonathas, du mußt Sorge für mich tragen, wie für ein Kind in der Wiege, ja mein Herr, in der Wiege, so hat er gesagt... Du sollst, statt meiner, an meine Bedürfnisse denken. „Ich bin der Herr, verstehen Sie? Und er ist gleichsam der Domestike. Das Warum? Ah! Zum Exempel! Das weiß auf der Welt Niemand, als Monsieur und der liebe Gott. Das ist unergründlich!

Er macht ein Gedicht, rief der alte Professor aus.

Glauben Sie, mein Herr, daß er ein Gedicht macht. Das ist also etwas sehr Angreifendes, das! Aber, sehen Sie, ich glaube es nicht. Er sagt mir oft, er wolle leben, wie eine Ver... Ve... Vergetation, ve. . vergetirend. Und erst gestern, Herr Porriquet, hat er eine Tulpe betrachtet, da sprach er während dem Ankleiden: „So ist mein Leben. Ich vergetire, mein guter Jonathas.“ Nun sagen einige, er sey mondsüchtig. Das ist unergründlich!

Aus Allem diesem erhellt, sprach der Professor mit der Gravität eines Docenten, welche dem alten Kammerdiener großen Respekt einflößte, aus Allem diesem, wie gesagt, erhellt, daß Herr Raphael sich mit einem großen Werke beschäftigt. Er ist in umfassende Meditationen vertieft und will daher nicht durch die Zerstreuungen des gewöhnlichen Lebens davon abgezogen werden. Von solchen Arbeiten des Geistes umgeben, vergißt der Mann von Genie Alles. Eines Tages brachte Newton....

Ah! Newton! Ganz recht! sagte Jonathas. Von dem weiß ich nichts.

Newton, ein großer Mathematiker, fuhr der Professor fort, brachte vierundzwanzig Stunden hin, den Ellenbogen auf einen Tisch gestüzt, und als er aus seinem Träumen erwachte, glaubte er am andern Morgen, es sey noch der vorige Tag, wie wenn er geschlafen hätte. Ich will ihn sehen, den lieben Sohn. Ich kann ihm nützlich seyn.

Einen kleinen Augenblick! rief Jonathas aus. Wenn Sie auch der König von Frankreich — versteht sich der legitime! — wären, so würden Sie nicht hineinkommen, es wäre denn, daß Sie die Thüren einbrächen und über meinen Körper wegmarschirten. Aber ich gehe jezt hin, um zu sagen, daß Sie da sind, und dann werde ich fragen: „Soll ich ihn herauflassen!" Monsieur wird Ja oder Nein antworten. Nie sage ich zu ihm: „Wünschen Sie? Wollen Sie? Verlangen Sie?" Diese Worte sind aus der Unterredung verbannt. Einmal entwischte mir eines.

„Willst du mich umbringen?" rief mir da Monsieur ganz zornig zu.

Jonathas ließ den alten Professor an der Treppe zurück, nachdem er ihm zuvor durch Zeichen bedeutet hatte, ja nicht weiter zu gehen. Bald kam er mit günstiger Antwort zurück und führte den alten Emeritus durch prachtvolle Gemächer, deren Thüren alle geöffnet waren. Der Professor gewahrte schon von weitem seinen Zögling, der in der Ecke eines Kamins saß. Raphael, in einen Schlafrock mit großen Dessins gewickelt und in einen Lehnstuhl mit Federn geworfen, las die Zeitung. Der hohe Grad von Melancholie, deren Raub er zu seyn schien, drückte sich in der krankhaften Haltung seines gebeugten Körpers aus, war auf seine Stirne und auf sein bleiches Gesicht geschrieben. Eine Art weiblicher Anmuth und die Seltsamkeiten, welche reichen Kranken eigen sind, zeichneten seine Person aus. Seine Hände, die der Hand eines schönen Weibes glichen, hatten eine zarte, weiche Weiße; seine blonden Haare, die ziemlich dünn geworden waren, waren mit ausgesuchter Koketterie um die Schläfe gelockt. Eine griechische Mütze mit einer schweren Eichel hing auf die eine Seite seines Kopfs; zu seinen Füßen lag ein Messer mit einem reich mit Gold eingelegten Heft, dessen er sich zum Aufschneiden eines Buchs bedient hatte. Gleichwohl wurde die allgemeine Schwäche seines jungen Körpers durch ein paar blaue Augen Lügen gestraft, in welche sich das ganze Leben zurückgezogen zu haben schien, und aus denen ein außerordentliches Gefühl leuchtete, dessen Ausdruck im ersten Augen-

blicke ergreifend war. Dieser Blick machte einem übel. Es war der tiefsinnige Blick des Ohnmächtigen, der seine Wünsche in sein Innerstes verschließt, oder der Blick des Geizigen, der in Gedanken in allen den Vergnügungen schwelgt, welche ihm sein Geld gewähren könnte, der sich aber jede Freude versagt, um seinen Schatz nicht zu vermindern. Es war der Blick des gefesselten Prometheus, der Blick des gefallenen Napoleon, der nur auf vierundzwanzig Stunden den Oberbefehl des Heers verlangt, um die strategischen Fehler der Feinde zu benützen, und ihn nicht erhält! Der wahre Blick des Eroberers und des Verdammten! Es war derselbe Blick, den vor langer Zeit Raphael auf die Seine oder auf sein leztes Goldstück am Spieltisch geworfen hatte! Er unterwarf seinen Willen, seine Einsicht, dem gemeinen Menschenverstand eines alten Bauers, den eine fünfzigjährige Bedientenschaft kaum ein wenig civilisirt hatte; er entsagte dem Leben, um zu leben, und entkleidete seine Seele von jeder Poesie des Verlangens, um eine Art Automat zu werden. Um dem Tode zu trotzen, versagte er sich das Leben.

Am Tage darauf, nachdem er plötzlich reich geworden war und in demselben Maase seine Zebrahaut abgenommen hatte, war er bei seinem Notar. Dort hatte ein Arzt von Ruf beim Nachtisch ernstlich erzählt, auf welche Weise sich ein Schweizer von der Lungensucht geheilt hatte. Dieser Mensch hatte zehen Jahre lang nicht ein Wort gesprochen, und sich zum Gesetze gemacht, in einer Minute nur sechsmal die dicke Luft eines Kuhstalls einzuathmen, wobei er blos nahrhafte

und leicht verdauliche Speisen genoß. „Ich will dieser Mensch seyn!“ sagte Raphael, der um jeden Preis leben wollte. Und nun führte er, im Schoose des Luxus, wieder ein zurückgezogenes Leben, das Leben einer Dampfmaschine.

Als der alte Professor einen Blick auf diesen jungen Leichnam warf, schauderte er. Alles schien ihm künstlich in diesem schwachen gebrechlichen Körper. In dem Marquis mit dem brennenden Auge, mit der gedankenvollen Stirne, erkannte er nicht mehr den frischen, blühenden Knaben, wie er in seinem Gedächtniß lebte.

Guten Morgen, mein guter Vater Poriquet! sagte Raphael zu ihm und preßte die kalten Finger des Greises in seiner glühenden Hand. Wie befinden Sie sich?

Ich, ich befinde mich wohl, erwiederte der Greis, bestürzt durch die heiße Berührung dieser in Fieberhitze glühenden Hand. Und Sie?

Oh! Ich hoffe mich in guter Gesundheit zu erhalten.

Sie arbeiten ohne Zweifel an einem großen Werke?

Nein! entgegnete Raphael. Exegi monumentum, Vater Poriquet! Ich habe ein großes Blatt vollendet und für immer von der Wissenschaft Abschied genommen. Kaum weiß ich, wo mein Manuscript ist.

Der Styl desselben ist ohne Zweifel rein? fragte der Professor. Sie haben doch, hoffe ich, die barbarische Sprache dieser neuen Schule nicht angenommen, die

Wunder zu thun glaubt, wenn sie Ronsard wieder aufwärmt?

Mein Werk ist eine rein philosophische Schrift.

Damit ist Alles gesagt, versezte der Professor. In den Wissenschaften muß sich die Grammatik den Forderungen der Entdeckungen fügen. Gleichwohl, mein lieber Sohn, verderbt ein klarer, harmonischer Styl, die Sprache eines Fenelon, eines Buffon, des großen Racine, kurz ein klassischer Styl niemals etwas. Aber, unterbrach sich der Professor selbst, ich hätte beinahe den Zweck meines Besuchs vergessen. Es ist ein interessirter Besuch.

Als jezt Raphael sich der wortreichen Eleganz und der beredten Periphrasen wieder erinnerte, woran ein langes Professorat seinen Lehrer gewöhnt hatte, reute es ihn beinahe, ihn vorgelassen zu haben; aber als er eben den Wunsch bilden wollte, ihn draußen zu sehen, unterdrückte er ihn schnell und warf einen verstohlenen Blick auf die Zebrahaut, die an der Wand auf einem weißen Stoffe hing, auf dem ihr Umkreis genau mit einer rothen Linie bezeichnet war. Seit jener unseligen Orgie unterdrückte Raphael jeden Wunsch, jede Laune, und lebte so, daß der furchtbare Talisman um nichts geschwunden war. Die Zebrahaut war für ihn ein Tiger, mit dem er in einem Käfig leben mußte, ohne seine Wildheit zu reizen. Er hörte demnach die weitschweifigen Reden des Professors geduldig an. Vater Porriquet brauchte eine ganze Stunde, bis er ihm die Verfolgungen erzählt hatte, deren Opfer er seit der Julirevolution geworden war. Der gute Mann, der eine kräftige

Regierung wollte, hatte den patriotischen Wunsch geäußert, die Krämer hinter ihrem Ladentische, die Staatsmänner am Ruder des Staats, die Advokaten im Justizpallast, und die Pairs von Frankreich im Luxemburg zu lassen, und nun hatte ihn einer der populären Minister des Bürgerkönigs von seinem Katheder gejagt, indem er ihn des Karlismus beschuldigte. Der alte Mann war nun ohne Amt und Brod. Da er der Erhalter eines armen Neffen war, dessen Pension er im Seminar von Saint-Sulpice bezahlte, so kam er, weniger für sich, als für sein angenommenes Kind, Raphael um Verwendung bei dem neuen Minister zu bitten, nicht um Wiedereinsetzung, sondern blos, daß er die Stelle eines Unterlehrers an irgend einem Kollegium in der Provinz erhalte. Raphael war von einer fast unüberwindlichen Schlafsucht befallen, als die monotone Stimme des guten Mannes aufhörte in seinen Ohren zu ertönen. Da er aus Höflichkeit in die weißen und fast unbeweglichen Augen dieses Greises mit dem langsamen, schwerfälligen Vortrag blicken mußte, so fühlte er sich durch eine unerklärbare Kraft der Trägheit beinahe magnetisirt.

Nun wohl, mein guter Vater Poriquet, sagte er halb im Schlafe, da kann ich nichts thun, gar nichts. Ich wünsche blos von Herzen, daß Sie reussiren möchten! Ich bin ganz der Ihrige.

Kaum hatte Raphael diese Worte ausgesprochen, so fuhr er, ohne die Wirkung wahrzunehmen, welche diese stehenden Redensarten, voll Theilnahmlosigkeit und Selbstsucht, auf der gelben gefurchten Stirne des

Greises hervorbrachten, wie ein gejagtes Reh in die Höhe. Er warf einen Blick auf die Zebrahaut und sah zwischen ihrem Rand und dem rothen Strich eine kleine weiße Linie. Jezt stieß er einen so furchtbaren Schrei aus, daß der alte Professor bestürzt zurückfuhr.

Fort, du altes Thier! rief er aus, du wirst zum Unterlehrer ernannt werden! Konntest du nicht lieber eine jährliche Rente von 10,000 Thalern von mir verlangen, als meine Protektion? Dann hätte mir dein Besuch nichts gekostet. Es gibt hunderttausend Aemter in Frankreich, und ich habe nur ein einziges Leben! Ein Menschenleben ist mehr werth als alle Aemter in der Welt! Jonathas! Jonathas!..

Jonathas kam.

Das hast du wieder angerichtet, du dreifacher Dummkopf! Warum hast du mir vorgeschlagen, diesen alten Narren vorzulassen? rief Raphael aus und deutete auf den versteinerten Professor. Habe ich meine Seele in deine Hände gelegt, daß du sie zerreißest? Du hast mir in einem Augenblick zehen Jahre meines Lebens gestohlen. Noch ein Fehler, wie dieser, und du bringst mich in's Grab! Hätte ich nicht besser gethan, mir die schöne Lady Braston zu wünschen, als an dieses alte Gerippe einen Wunsch wegzuwerfen? Ich habe Gold für ihn. Und wenn auch alle Poriquets auf der Welt Hungers stürben, was läge mir daran!

Der Zorn hatte Raphaels Gesicht bleich gemacht ein leichter Schaum stand auf seinen zitternden Lippen, und der Ausdruck seiner Augen war zurückschreckend. Bei diesem Anblick wurden die beiden Greise von

einem krampfhaften Zittern befallen, wie zwei Kinder beim Anblick einer Schlange. Raphael fiel auf seinen Lehnstuhl zurück. Eine Art Reaktion ging in seiner Seele vor, und ein Thränenstrom entfloß seinen brennenden Augen.

O, mein Leben! Mein schönes Leben! sagte er. Kein erfrischender Gedanke mehr! Keine Liebe mehr! Nichts mehr!

Er wendete sich zu dem Professor: das Uebel ist geschehen, mein alter Freund! sprach er mit sanfter Stimme. Durch meinen Wunsch sind alle Ihre Sorgen um mich reichlich bezahlt, und mein Unglück hat wenigstens das Glück eines guten würdigen Mannes gemacht.

Es lag so viele Seele in dem Tone, mit welchem diese fast unverständlichen Worte gesprochen wurden, daß die beiden alten Männer weinten, wie man weint, wenn man die rührende Melodie eines in fremder Sprache gesungenen Liedes hört.

Er ist epileptisch, sagte Poriquet leise.

Ich erkenne Ihre Güte an, mein väterlicher Freund! fuhr Raphael sanft fort. Sie wollen mich entschuldigen. Krankheit ist ein Zufall, wogegen die Unmenschlichkeit ein Laster, ein Verbrechen wäre. Lassen Sie mich jezt! fügte er hinzu. Sie werden morgen oder übermorgen, vielleicht diesen Abend noch, Ihre Ernennung erhalten. Leben Sie wohl!

Der Greis ging, von Schauder durchdrungen und höchst besorgt über den moralischen Zustand seines Zöglings. Dieser Auftritt hatte für ihn etwas Uebernatürliches gehabt. Er zweifelte an sich selbst und

befragte sein Inneres, als ob er aus einem peinigenden Traume erwacht wäre.

Höre, Jonathas, sagte Raphael zu seinem alten Diener, suche den Beruf, den ich dir übertragen habe, wohl zu erfüllen.

Ja, Herr Marquis!

Ich gleiche einem Menschen, der außerhalb des allgemeinen Gesezes steht.

Ja, Herr Marquis!

Alle Freuden der Erde tanzen um mein Schmerzenslager. Rufe ich sie, so bin ich ein Kind des Todes. Immer der Tod vor meinen Augen! Jonathas, du mußt ein Schlagbaum seyn zwischen mir und der Welt!

Ja, Herr Marquis! antwortete der alte Diener und wischte die Schweißtropfen ab, die auf seiner runzlichen Stirne standen. Aber wenn Sie keine schöne Frauen sehen wollen, wie wird es da diesen Abend in der italienischen Oper gehen? Eine englische Familie, die nach London zurückgeht, hat mir den Rest ihres Abonnement abgetreten, und Sie haben eine schöne Loge. O, eine prächtige Loge! Auf der ersten Gallerie.

Raphael, der in eine tiefe Träumerei versunken war, hörte nichts.

Seht ihr diesen prächtigen Wagen? Diesen Kasten, einfach von außen, braun von Farbe, mit dem Wappen einer altadelichen Familie? Wann dieser Wagen vorüberfliegt, sehen ihm die Grisetten bewundernd nach. Zwei Lakaien in Livree stehen hinten auf diesem aristokratischen Fuhrwerk, aber im Fond, auf

Sammt und Seide, ruht ein brennender Kopf mit hohlen Augen, Raphael traurig in Nachdenken versunken.

Unseliges Bild des Reichthums! Er durchfliegt Paris wie eine Rakete, kommt unter dem Säulengange des Theatre Favart an, der Wagentritt wird herabgelassen, seine beiden Lakaien heben ihn heraus, ein neidiger Haufe blickt auf ihn.

Wodurch hat es denn der verdient, daß er so reich ist? sagte ein armer Student, der nicht in die Oper gehen konnte, weil es ihm an einem Thaler dazu fehlte.

Raphael ging langsam durch die Gänge des Hauses, er versprach sich keinen Genuß von diesen Vergnügungen, nach welchen er sich weiland so sehr gesehnt hatte. In Erwartung des zweiten Akts der Semiramis spazierte er durch die Gallerien, unbekümmert um seine Loge, welche er noch nicht betreten hatte. Das Gefühl des Besitzes war bereits in seinem Innersten nimmer vorhanden. Er dachte, wie alle Kranken, nur an sein Uebel. Raphael stand auf das Kamin gestützt, und um ihn her wimmelte es von jungen und alten Stutzern, von alten und neuen Ministern, von Pairs ohne Pairie, und von Pairies ohne Pairs, wie sie aus der Julirevolution hervorgegangen sind. Mitten in diesem Gewimmel erblickte Raphael einige Schritte von sich entfernt eine seltsame und übernatürliche Figur. Er trat näher und blinzelte unverschämt mit den Augen, um dieses sonderbare Wesen näher zu betrachten.

Welche herrliche Malerei! dachte er. — Die Augbraunen, die Haare und das Bärtchen à la Mazarin,

mit welchem der Unbekannte zu paradiren schien, waren schwarz gemalt; da aber die Malerei auf ein ohne Zweifel allzuweißes Haar angebracht war, so hatte sie eine veilchenblaue Farbe erzeugt, welche je nach dem mehr oder weniger lebhaften Wiederscheine des Lichts wechselte. Sein kleines, flaches Gesicht, dessen Runzeln mit dicken Lagen von Roth und Weiß ausgefüllt waren, drückte Verschmiztheit und Unruhe zugleich aus. Da an einigen Punkten des Gesichts der Anstrich fehlte, so trat an diesen die Hinfälligkeit des Alters und der bleifarbige Teint um so auffallender hervor. Man mußte lachen, wenn man dieses Gesicht mit dem spitzigen Kinn, mit der vorstehenden Stirne sah, ziemlich ähnlich jenen grotesken Figuren von Holz, welche die Schäfer in Deutschland in ihren unbeschäftigten Stunden schnitzeln.

Valentin dachte zurück, um sich in Erinnerung zu rufen, bei welcher Gelegenheit er früher diesen kleinen ausgetrockneten Greis gesehen hatte, der ganz nach der Mode gekleidet war, seine Sporen klingen ließ und die Arme übereinander schlug, als ob er noch alle Kräfte einer muthwilligen Jugend zu vergeuden hätte. Seine Haltung hatte nichts Aengstliches und Erkünsteltes. Sein sorgfältig zugeknöpfter Rock umhüllte einen alten, aber noch kräftigen Leib und gab ihm das Ansehen eines alten Thoren, welcher der Mode nach huldigt. Diese Art Puppe, voll Leben, ein wahres Wunder, hatte für Raphael alle Reize einer Erscheinung, und er betrachtete sie wie einen alten rauchigen Rembrandt, der kürzlich erst gepuzt, gefirnißt und in einen neuen Rahmen gesezt worden

ist. Diese Vergleichung leitete ihn in seinen verwirrten Erinnerungen auf die Spur der Wahrheit, und jezt erkannte er in dem Fremden den Besitzer des Antiquitäten-Kabinets, den Mann, dem er sein Unglück, seinen Talisman verdankte.

In diesem Augenblicke entwischte jener phantastischen Person ein satanisches Lächeln, das sich auf ihren kalten Lippen abzeichnete. Bei diesem Lachen zeigte Raphael seine lebhafte Einbildungskraft in diesem Menschen auffallende Aehnlichkeiten mit dem idealen Kopfe, welchen die Maler dem Mephistopheles des Göthe gegeben haben. Tausend abergläubische Gedanken bemächtigen sich der starken Seele Raphaels. In diesem Augenblicke glaubte er an die Macht des Teufels, an alte Zaubergeschichten, welche in den Legenden des Mittelalters stehen. Vor Faust's Schicksal zurückbebend, rief er den Himmel an und glaubte, wie die Sterbenden, inbrünstig an Gott und die Jungfrau Maria. In frischem Glanze strahlend, ließ ihn ein geheimnißvolles Licht einen Blick in Michael Angelos Himmel thun: In den Wolken saß ein Greis mit weißem Bart, geflügelte Engel schwebten umher, ein schönes Weib saß in einer Morgenröthe. Jezt begriff er diese bewunderungswürdigen Schöpfungen, deren fast menschliche Phantasien ihm sein Begebniß erklärten, und ihm noch eine Hoffnung gestatteten. Als er aber seine Blicke wieder auf das Zimmer fallen ließ, sah er, statt der heiligen Jungfrau, eine reizende Operntänzerin und erkannte in ihr die abscheuliche Euphrasie; sie war prachtvoll gekleidet, mit orientalischen Perlen bedeckt, und zeigte mit frecher

Stirne der Welt die Schätze, welche der verliebte Greis an sie verschwendete. Jetzt erinnerte sich Raphael des höhnenden Wunsches, durch welchen er das Geschenk des unseligen Talismans erwiedert hatte, und schwelgte in seiner Rache, als er die tiefe Erniedrigung sah, in welche diese hohe Weisheit gefallen war. Das düstere Lächeln des Hundertjährigen war an Euphrasia gerichtet, deren rosiger Mund durch ein Wort der Liebe antwortete. Der alte kleine Jude bot der Tänzerin seinen abgemagerten Arm und machte zwei bis dreimal die Runde im Zimmer, die leidenschaftlichen Blicke der Menge und die seiner Geliebten gemachten Komplimente mit Entzücken einschlürfernd, ohne das geringschätzige Lächeln zu sehen oder die beißenden Spottreden zu hören, deren Gegenstand er war.

Auf welchem Kirchhof hat die junge Hexe da diesen Leichnam ausgegraben? rief der eleganteste aller Romantiker aus.

Euphrasia lächelte. Der Spötter war ein junger Mann mit blonden Haaren, blitzenden blauen Augen, rührig, mit Schnurbart versehen, Frack nach der Mode, der Hut auf dem Ohr, kurz ein Mann vom rechten Schlag.

Greise, dachte Raphael, endigen ein Leben der Arbeit, des Fleißes, der Tugend, mit einer Thorheit! Die Füße dieses Menschen sind schon eiskalt, und er fröhnt noch der Liebe!

Ha, mein Herr! rief Valentin und trat dem Juden in den Weg, erinnern Sie sich nicht mehr der strengen Grundsätze Ihrer Philosophie?

Ah! Ah! erwiederte der Alte mit zitternder Stimme. Ich bin jezt glücklich, wie ein Jüngling. Ich hatte das Leben verkehrt aufgefaßt. In einer Stunde der Liebe liegt ein ganzes Leben.

In diesem Augenblicke begann das Orchester, und die Zuschauer eilten auf ihre Pläze. Der Alte grüßte Raphael, und sie trennten sich. Als Raphael in seine Loge trat, bemerkte er Foedora, die auf der andern Seite des Hauses ihm gerade gegenüberstand. Ohne Zweifel eben erst angekommen, warf sie ihren Schleier zurück, nahm den Schawl ab und machte jene tausend nicht mit Worten auszudrückende Bewegungen einer Kokette, die im Begriff ist, sich zu setzen. Alle Blicke waren auf sie gerichtet. Ein junger Pair von Frankreich war ihr Begleiter. Foedora forderte ihm ihre Lorgnette ab, welche sie ihm zu tragen gegeben hatte, und aus der Geberde, welche sie machte, aus dem Blicke, welchen sie auf diesen neuen Sklaven warf, errieth Raphael die Tyrannei, unter der sein Nachfolger seufzte.

Eine unaussprechliche Freude erglänzte auf Foedora's Gesicht, als sie, nachdem sie ihre Lorgnette auf alle Logen gerichtet und alle Toiletten schnell durchmustert hatte, nun die Gewißheit erlangte, durch Schönheit und Puz die schönsten und elegantesten Damen der Pariser Welt zu überstrahlen. Sie lächelte, um ihre weißen Zähne zu zeigen, bewegte ihren mit Blumen geschmückten Kopf hin und her, warf triumphirend ihre Blicke von Loge zu Loge. Plözlich erblaßte sie, als sie Raphaels starren Augen begegnete. Ihr verschmähter Liebhaber zermalmte sie durch

einen unerträglichen Blick tiefer Verachtung. Alle ihre verbannten Liebhaber huldigten noch der Macht ihrer Reize, Valentin, er allein, war außer dem Bereiche ihrer verführerischen Künste. Eine Macht, der man ungestraft trozt, ist ihrem Ende nahe. Diese Maxime ist noch tiefer in die Herzen der Weiber, als in die Köpfe der Könige, gegraben. Foedora erblickte in Raphael den Menschen, der ihren Koketterien den Todesstreich versezte. Ein den Tag zuvor in der Oper von ihm gesprochenes Wort war bereits in den Salons von Paris berühmt geworden. Dieses furchtbar beißende Epigramm hatte ihr eine unheilbare Wunde geschlagen. Als nun alle Weiber bald sie, bald Raphael abwechselnd betrachteten, hätte sie ihn gerne in den tiefsten Kerker irgend einer Bastille begraben, denn troz ihrer Verstellungskunst erriethen ihre Nebenbuhlerinnen doch, was in ihrem Inneren vorging.

Um ihre Quaal zu vollenden, wurde ihr jezt noch ihr lezter Trost entrissen. Die köstlichen Worte: „Ich bin die Schönste!" diese ewige Phrase, welche allen Kummer ihrer Eitelkeit linderte, wurde plötzlich zur Lüge. Als die Ouvertüre des zweiten Akts endete, sezte sich eine Dame neben Raphael in eine Loge, die bis jezt leer geblieben war. Das ganze Parterre ließ ein Murmeln der Bewunderung hören. Dieses Meer menschlicher Gesichter bewegte seine verständigen Wellen, und alle Blicke wendeten sich der Unbekannten zu. Jung und Alt machte einen so anhaltenden Lärm, daß, während der Vorhang sich hob, die Musiker des Orchesters sich umdrehten, um Stille zu verlangen.

aber schnell theilten sie den allgemeinen Beifall und vermehrten den verwirrten Lärm. Lebhafte Gespräche wurden in jeder Loge geführt. Die Damen bewaffneten sich mit ihren Ferngläsern, und verjüngte Greise putzten mit dem Leder ihrer Handschuhe das Glas ihrer Lorgnetten. Allmählig minderte sich der Enthusiasmus, und die Gährung hörte auf.

Auf der Bühne ertönte der Gesang. Alles kehrte zur Ordnung zurück. Die gute Gesellschaft, wie beschämt, einer natürlichen Bewegung nachgegeben zu haben, nahm wieder die aristokratische Kälte ihrer höflichen Manieren an. Die Reichen wollen sich über nichts wundern, sie müssen beim ersten Anblick eines schönen Werks die Mängel erkennen, welche sie von der Bewunderung, diesem pöbelhaften Gefühle, entbinden. Nur einige Männer blieben unbeweglich, verloren in ein unbefangenes Entzücken, Raphaels Nachbarin anstarrend.

Valentin bemerkte neben Aquilina das gemeine Gesicht des mörderischen Banquier, das ihm eine billigende Grimasse zuschickte. Dann sah er Emil, der, am Orchester stehend, ihm zu sagen schien: „So sehe doch das reizende Geschöpf an, das neben dir ist!“ Rastignac, der neben einer jungen Dame, ohne Zweifel einer Wittwe, saß, drehte an seinen Handschuhen, wie ein Mensch, der in Verzweiflung ist, da angekettet zu seyn und nicht zu der göttlichen Unbekannten gehen zu können.

Raphaels Leben hing an einem Vertrage, den er mit selbst abgeschlossen und bis dahin noch nicht verlezt hatte. Er hatte sich vorgesezt, nie ein Weib

genau anzusehen, und um sich jeder Versuchung zu entziehen, trug er ein Fernglas, dessen mikroskopisches Glas, künstlich bereitet, die Harmonie der schönsten Züge zerstörte, indem es ihnen einen scheußlichen Anblick gab. Noch aufgeregt von dem Schrecken dieses Morgens, wo blos wegen eines einfachen Wunsches der Höflichkeit der Talisman sich so schnell zusammengezogen hatte, beschloß Raphael fest, sich nicht zu seiner Nachbarin umzuwenden. Er saß da wie eine Herzogin der Vorstadt Saint-Germain, den Rücken dem Winkel ihrer Loge zubietend, und beraubte unverschämterweise die Unbekannte des Anblicks der Hälfte der Bühne. Sein ganzes Wesen drückte Verachtung aus, und er schien sogar zu ignoriren, daß hinter ihm ein schönes Weib sitze.

Die Nachbarin, genau Valentins Postur nachahmend, hatte ihren Ellenbogen auf den Rand ihrer Loge gestützt und blickte unverwandt auf die Bühne. Diese beiden Personen glichen zwei Liebenden, die miteinander trutzen, sich den Rücken zuwenden, und beim ersten versöhnenden Worte bereit sind sich zu umarmen. Von Zeit zu Zeit streiften die Spitzen oder die Haare der Unbekannten an Raphaels Gesicht und erregten in ihm ein wohlthuendes Gefühl, gegen das er muthig ankämpfte. Durch eine Laune der Natur athmeten diese beiden Wesen, welche der gute Ton trennte, und zwischen denen die Abgründe des Todes lagen, die nämliche Luft und dachten vielleicht eines an das andere. Raphael, dessen Einbildungskraft immer mehr sich steigerte, konnte den Zwang nicht länger ertragen und wandte sich rasch der Unbekannten um,

die in demselben Augenblicke ihre Augen auf ihn richtete.

Pauline!

Herr Raphael!

Wie versteinert sehen sie einander eine Minute schweigend an. Raphael erblickte Paulinen in einem einfachen Anzug nach der Mode. Sie war noch dieselbe reine, bescheidene, zarte Jungfrau. Ihr wallender Busen verrieth eine heftige, innere Bewegung.

Oh! sagte sie, kommen Sie morgen in das Hotel Saint-Quentin und holen Sie dort Ihre Papiere. Ich werde um Mittag dort seyn. Fehlen Sie ja nicht!

Mit diesen Worten stand sie rasch auf und verschwand. Raphael wollte ihr folgen, aber er fürchtete sie bloszustellen, blieb, betrachtete Foedora, fand sie häßlich; er fand die Musik mißtönend, die Luft im Saale erstickend, sein Herz war übervoll, er verließ das Haus.

Jonathas, sagte er, als er im Bette lag, gib mir einen halben Tropfen Laudanum auf einem Stückchen Zucker, und morgen wecke mich erst zwanzig Minuten vor zwölf Uhr auf. Ich will von Paulinen geliebt seyn! rief er am andern Tage; und warf Blicke unbeschreiblicher Angst auf seinen Talisman.

Die Haut blieb unbeweglich, sie schien ihre zusammenziehende Kraft verloren zu haben. Ohne Zweifel konnte sie einen bereits erfüllten Wunsch nicht verwirklichen.

Oh! Oh! rief Raphael aus, der sich dadurch von dem Bleigewicht befreit fühlte, das seit dem Tage

auf ihm lastete, an welchem er den Talisman empfangen hatte. Du lügst! Du gehorchst mir nicht! Der Vertrag ist gebrochen! Ich bin frei, ich werde leben. Es war also ein einfältiger Scherz.

Als er diese Worte sprach, wagte er nicht seinen eigenen Gedanken zu glauben. Er kleidete sich in seine frühere einfache Kleidung und wollte zu Fuß in seine alte Wohnung gehen, um sich in Gedanken in jene glücklichen Tage zurückzuversetzen, wo er sich ohne Gefahr der Wuth seiner Wünsche hingab, wo ihm noch nicht alle menschlichen Freuden zum Eckel geworden waren. Er ging und sah in Gedanken nicht die Pauline des Hotels Saint-Quentin vor sich, sondern die Pauline von gestern, dieses vollendete weibliche Wesen, wie sie ihm oft in seinen Träumen erschienen war, jung, geistreich, liebend, mit poetischem Gemüthe begabt, im Schooße des Luxus lebend, kurz Foedora mit einer schönen Seele oder Paulinen, als Gräfin und Besitzerin von zwei Millionen. Als er über die alte abgetretene Schwelle ging, die er so oft in verzweiflungsvollen Gedanken überschritten hatte, kam ein altes Weib aus dem Saal und sagte: Sind Sie nicht Herr Raphael von Valentin?

Ja, meine gute Mutter! erwiederte er.

Sie wissen Ihr Zimmer. Man erwartet Sie dort.

Hält immer noch Madame Gaudin dieses Hotel? fragte er.

O, nein, mein Herr! Madame Gaudin ist jezt Baronesse. Sie bewohnt ein ihr angehöriges schönes Haus, auf der andern Seite des Wassers. Ihr Gemahl ist zurückgekommen. Er hat Tausende und

Hunderte mitgebracht. Es heißt, sie könnte das ganze Viertel Saint-Jacques kaufen, wenn sie wollte. Sie hat mir ihre Meubles und den Rest ihrer Miethe umsonst gegeben. Ah! Es ist eine gute Frau, ja wohl! Sie ist heute nicht stolzer, als sie gestern war.

Raphael stieg rasch in sein Dachstübchen hinauf. Als er auf den lezten Stufen der Treppe war, hörte er die Töne des Piano. Pauline war da. Er öffnete sachte die Thüre und sah sie in einem einfachen Musselinkleide, aber der Schnitt des Kleides, die Handschuhe, der Hut, der Schawl, nachläßig auf das Bett geworfen, deuteten auf großen Reichthum.

Ah! Da sind Sie endlich! rief Pauline und sprang mit unbefangener Freude in die Höhe.

Raphael sezte sich neben sie. Erröthend, schamhaft, glücklich, betrachtete er sie, ohne ein Wort zu reden.

Warum haben Sie uns denn verlassen? fuhr sie fort und schlug die Augen nieder, als sie eine brennende Röthe auf ihr Gesicht steigen fühlte. Was ist aus Ihnen geworden?

O, Pauline, ich war, ich bin noch sehr unglücklich.

Da haben wir's! rief sie gerührt aus. Ich habe das gestern errathen, als ich Sie wohlgekleidet, dem Anschein nach reich sah, und in der Wirklichkeit... Ha! Herr Raphael? Ist es noch immer, wie ehedem?

Valentin konnte seine Thränen nicht zurückhalten, sie glänzten in seinen Augen und er rief: Pauline!... Ich...

Er vollendete nicht, seine Augen leuchteten von Liebe, und sein ganzes Herz lag in seinen seelenvollen Blicken.

Oh! Er liebt mich! Er liebt mich! rief Pauline aus.

Raphael machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe, denn er vermochte nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Bei dieser Geberde faßte Pauline seine Hand, drückte sie fest in die ihrige und sagte, bald lachend, bald schluchzend: Reich! Reich! Glücklich! Reich! Deine Pauline ist reich. Und ich sollte doch heute sehr arm seyn, denn ich habe tausendmal gesagt, daß ich dieses Wort: „Er liebt mich!“ mit allen Schätzen der Erde erkaufen würde. O, mein Raphael! Ich habe Millionen. Du liebst den Luxus, aber du sollst auch mein Herz lieben. Dieses Herz fühlt so viele Liebe für dich. Du weißt es nicht? Mein Vater ist zurück. Ich bin eine reiche Erbin. Er und meine Mutter lassen mich ganz über mein Schicksal verfügen. Ich bin frei. Verstehst du?

Einer Art Wahnsinn hingegeben, hielt Raphael Paulinen's Hände und küßte sie so brennend, so gierig, daß sein Kuß eine Art Krampf zu seyn schien. Pauline machte ihre Hände los und schlang sie um Raphaels Hals. Jezt hatten sich ihre Herzen ganz gefunden. Sie gaben sich den ersten Kuß der Liebe.

O, rief Pauline und fiel auf den Sessel zurück, ich will dich nimmer verlassen. Ich weiß nicht, woher ich so viele Keckheit nehme! fügte sie erröthend hinzu.

Keckheit, Pauline! fürchte nichts! Das ist Liebe, wahre, tiefgefühlte Liebe, ewig, wie meine Liebe zu dir.

Oh! Rede! Sprich! Sprich! sagte sie. Dein Mund ist so lange stumm gewesen für mich.

Du liebst mich also?

O, Gott! Ob ich dich liebe? Wie oft weinte ich nicht, hier, als ich dein Zimmer in Ordnung brachte, über dein Elend und das meinige? Ich hätte mich dem Teufel verkauft, um dir einen Kummer zu ersparen. Jezt, heute bist du mein Raphael. Mein ist dieser schöne Kopf, mein dein Herz! Ja, dein Herz vor Allem! Das ist ein ewiger Reichthum.... Was wollte ich doch sagen? fuhr sie nach einer Pause fort. Ach ja! Wir haben drei, vier, fünf Millionen, glaube ich. Wäre ich arm, so würde ich vielleicht darauf sehen, deinen Namen zu führen, dein Weib zu heißen; aber jezt möchte ich dir die ganze Welt zum Opfer bringen, ich möchte noch immer deine Magd seyn. Wenn ich dir heute mein Herz, meine Person, mein Vermögen anbiete, so gebe ich dir nichts weiter, als an dem Tage, wo ich ein gewisses Fünffrankenstück in deine Schublade legte. Oh! Wie hat mich damals deine Freude verwundet!

Warum bist du reich? rief Raphael aus. Warum bist du nicht eitel? Ich kann nichts für dich thun. Was weiter, wenn du auch Marquise von Valentin bist? Ich kenne deine himmlische Seele, dieser Titel und mein Reichthum wägen...

Nicht ein Haar deines Hauptes auf, rief Pauline.

Auch ich besitze Millionen, aber was sind uns jezt Reichthümer? Nimm mein Leben, ich opfere es dir gerne.

Deine Liebe, mein Raphael, ist mir mehr, als die ganze Welt. Du gehörst mir an, ich bin die Glücklichste der Glücklichen.

Man hört uns, sagte Raphael.

Es ist Niemand da, erwiederte sie etwas gekränkt.

So komm! rief er und streckte ihr die Arme entgegen.

Umarme mich, sagte Pauline, für allen den Kummer, den du mir gemacht hast, für die Nächte, die ich zubrachte, meine Schirme zu illuminiren....

Deine Schirme?...

Weil wir jezt reich sind, kann ich Alles sagen. Wie ist es doch so leicht, Leute von Geist zu täuschen! Konntest du denn für drei Franken monatlich weiße Westen und reine Wäsche haben? Du hast zweimal so viel Milch getrunken, als dir für dein Geld zukommt. Ich führte dich bei Allem an: Feuer, Oel, Geld! Nimm mich nicht zum Weibe, guter Raphael, ich bin gar zu verschmizt.

Aber wie machtest du es denn?

Ich arbeitete bis Nachts zwei Uhr, und die Hälfte des Gelds gab ich meiner Mutter, die andere dir.

Sie sahen sich wonnetrunken in die Augen.

O, wir werden, rief Raphael aus, ohne Zweifel eines Tages dieses Glück durch furchtbaren Kummer bezahlen müssen!

Bist du denn verheirathet? rief Pauline aus. Ich will dich keinem andern Weibe lassen.

Ich bin frei, mein Engel!

Frei! wiederholte sie. Frei und mein!

Sie verschlang ihn mit den Augen: Ich fürchte, närrisch zu werden! Wie schön bist du! War sie denn toll, deine Gräfin Foedora? Wie glücklich war ich gestern, als alle diese Menschen mich grüßten! Als dein Rücken meinen Arm berührte, rief mir eine Stimme in meinem Innern zu: „Er ist da!" Ich drehte mich um, und da warst du! Ich mußte fort, sonst wäre ich dir vor aller Welt um den Hals gefallen.

Du bist glücklich, daß du reden kannst! Mir ist das Herz zusammengeschnürt. Ich möchte weinen und kann nicht.... Ziehe mir deine Hand nicht zurück! Ich möchte mein ganzes Leben so da sitzen und dich vor Augen haben, ich wäre glücklich, zufrieden, so in deiner Anschauung verloren.

Sage mir das noch einmal, geliebter Freund!

Was sind Worte! fuhr Raphael fort und ließ eine heiße Thräne auf Paulinen's Hände fallen. Später will ich versuchen, dir meine Liebe zu schildern, jezt kann ich sie blos fühlen....

Oh! rief sie aus, dieses schöne Herz, dieser helle Kopf, diese reine Seele, Alles ist mein!

Für immer, süßes Wesen! sagte Raphael mit gerührter Stimme. Du sollst mein Weib werden, mein guter Genius. Dein Anblick hat immer meinen Kummer zerstreut, meine Seele erfrischt. In diesem Augenblicke hat dein himmlisches Lächeln mein Herz gereinigt. Ich beginne ein neues Leben. Meine grausame Vergangenheit, die Thorheiten meines Lebens erscheinen mir nur noch wie ein böser Traum. In deiner Nähe bin ich rein. Ich athme die Luft des

Glücks ein. O, bleibe immer bei mir! fügte er hinzu und drückte sie in heiliger Liebe an seine Brust.

Mag jezt der Tod kommen, wann er will! rief Pauline aus. Ich habe gelebt!

Glücklich, wer ihre Wonne zu errathen weiß, er kennt die Freuden der Liebe!

Es vergingen Stunden. „O, mein Raphael! rief endlich Pauline aus. Ich wünschte, daß in Zukunft keines Menschen Fuß dieses Dachstübchen beträte.

Man muß die Thüre zumauern, ein eisernes Gitter an das Fenster machen und das Haus kaufen, erwiederte Raphael.

Das muß man, sagte sie. Nach einigem Stillschweigen fügte sie hinzu: Wir haben ganz vergessen, deine Manuscripte zu suchen.

Bah! ich kümmere mich nichts um alle Wissenschaften! rief Raphael.

Und der Ruhm, mein Herr!

Du bist mein einziger Ruhm.

Du warst sehr unglücklich, als du alle diese kleinen Mückenfüße machtest, sagte sie, in den Papieren blätternd.

Meine Pauline!...

Ja, wohl, ich bin deine Pauline! Nun?

Wo wohnst du denn?

Straße Saint-Lazare. Und du?

Rue de Varennes.

Da sind wir weit von einander, bis...

Sie hielt inne und sah ihren Geliebten mit boshafter Koketterie an.

Aber, versezte Raphael, wir brauchen höchstens vierzehn Tage getrennt von einander zu leben.

Recht! In vierzehn Tagen wollen wir heirathen.

Sie hüpfte wie ein Kind im Zimmer herum.

Oh! rief sie plötzlich aus, ich bin eine ausgeartete Tochter, ich denke weder an Vater noch an Mutter mehr, an nichts in der Welt! Ach! du weißt es noch nicht, mein Vater ist sehr krank. Er kam aus Indien zurück, leidend, sehr leidend. Er wäre fast zu Havre gestorben. Wir haben ihn dort abgeholt. Ach Gott! fügte sie hinzu, indem sie auf die Uhr blickte, schon drei Uhr! Um vier Uhr wacht er auf, da muß ich zu Hause seyn. Ich bin Herrin im Hause, meine Mutter thut Alles, was ich wünsche; mein Vater betet mich an, aber ich will ihre Güte nicht mißbrauchen. Das wäre schlecht! Mein armer Vater, er war es, der mich gestern in die italienische Oper schickte. Du wirst ihn morgen besuchen, nicht wahr?

Darf ich der Frau Marquise von Valentin meinen Arm anbieten?

Gleich, mein Freund! Aber den Schlüssel zu diesem Zimmer nehme ich mit, das ist der Pallast unserer Liebe.

Pauline, noch einen Kuß!

Tausend! Mein Gott, so also wird es immer seyn! sagte sie, Raphael betrachtend. Ich glaube zu träumen.

Sie stiegen langsam die Treppe hinab. Sich fest aneinander schließend, gleichen Schrittes gehend, unter dem Gewicht des nämlichen Glückes erbebend, kamen



sie allzubald auf dem Platz der Sorbonne an, wo Paulinen's Wagen wartete.

Ich will in dein Haus! rief sie aus. Ich will dein Zimmer, dein Kabinet sehen, ich will mich an deinem Arbeitstische niedersetzen. Es wird dann seyn wie ehemals, fügte sie erröthend hinzu.

Joseph, wendete sie sich zu einem Bedienten, in die Rue Varennes, ehe wir nach Hause zurückkehren! Es ist 3¼ Uhr, um 4 Uhr muß ich zu Hause seyn. George soll die Pferde zusammennehmen.

Der Wagen flog davon, und kurz darauf stiegen sie im Hotel Valentin ab.

Wie freue ich mich, Alles dieses gesehen zu haben, rief Pauline aus, indem sie die Seide der Bettvorhänge Raphael's durch die Finger laufen ließ. Diesen Abend werde ich in Gedanken hier seyn, und mir deinen lieben Kopf auf diesem Kopfkissen denken. Sage mir doch, Raphael, hast du Niemand um Rath gefragt, als du dein Hotel meublirtest?

Niemand.

Ganz gewiß? Hat vielleicht nicht ein Weib...

Pauline!

Oh! Ich bin entsetzlich eifersüchtig! Aber du hast einen guten Geschmack. Ich will morgen ein Bett haben, wie das deinige ist.

Raphael, liebetrunken, umarmte Paulinen.

O, mein Vater! Mein Vater! sagte sie.

Ich will dich also nach Hause bringen, rief Raphael aus, denn ich will dich so wenig als möglich verlassen.

Du lieber Mensch! Ich wollte es dir nicht vorschlagen....

Bist du denn nicht meine Seele und mein Leben?

Es gibt nicht zwei Menschen, wie du bist auf der Welt.

Es wäre langweilig, alles dieses angenehme Liebesgeschwätz getreulich wiederzugeben, denn nur Ton, Blick, Gesicht geben ihm seinen Werth.

Valentin begleitete Paulinen in ihre Wohnung und kam mit der Seligkeit im Herzen zurück. Als er am Kamin im Sessel saß und an die plötzliche, vollständige Verwirklichung seiner Wünsche, aller seiner Hoffnungen, dachte, drang ein kalter Gedanke, gleich der Spitze eines Dolch's, der das Herz sucht, durch seine Seele. Er warf einen Blick auf den Talisman, die Haut war ein wenig eingeschrumpft.

Ah!

Er stieß einen Fluch aus, neigte das Haupt auf seinen Sessel und blieb bewegungslos, mit offenen starren Augen.

Großer Gott! rief er aus. Wie! Alle meine Wünsche, alle! Arme Pauline!

Er nahm einen Kompaß und maß aus, was das Glück dieses Morgens ihm von seinem Leben gekostet hatte.

Ich habe für nicht weiter mehr, als für zwei Monate, sagte er.

Ein kalter Schweiß drang durch seine Poren, und er saß in tiefe Gedanken verloren. Plötzlich faßte er, einer unbeschreiblichen Anregung von Wuth folgend, die Zauberhaut und rief: Bin ich nicht ein Narr!

Er stürzte aus dem Zimmer, rannte durch die Gärten und warf den Talisman in einen tiefen Brunnen.

Flott mein Schiffchen! rief er aus. Zum Teufel mit allen diesen Dummheiten!

Raphael gab sich jezt ganz dem Glück der Liebe hin und lebte nur für Paulinen. Ihre Heirath, durch Hindernisse, deren Benennung ohne Interesse ist, verzögert, sollte in den ersten Tagen des März gefeiert werden. Jeder Tag erhöhte ihre Liebe. Je näher sie sich kennen lernten, um so höher stieg ihre gegenseitige Neigung. Keine Wolke stieg an dem Himmel ihrer Liebe auf, die Wünsche des Einen waren Gesetz für das Andere. Beide reich, kannten sie keine Launen, welche sie nicht zu befriedigen vermocht hätten, und hatten mithin keine Launen. Pauline besaß den wahren Geschmack, den der Einfachheit. Ein einfaches Kleid, Blumen im Haar, das war ihr Putz. Sie verschmähte Gold und Edelsteine, und ein Lächeln ihres Geliebten dünkte ihr schöner, als alle Perlen von Ormus. Pauline und Raphael zogen sich aus der Welt zurück. Die Einsamkeit war für sie so schön, so reich an Freuden.

Gegen Ende des Februar, wo ziemlich schöne Tage einen baldigen Frühling zu verkündigen schienen, frühstückten Pauline und Raphael in einem kleinen Salon seines Gartens. Raphael las eine Zeitung. Pauline suchte sie ihm neckend aus der Hand zu reißen.

Ich bin eifersüchtig auf dieses Blatt, sagte sie. Ist es nicht eine Versündigung an unserer Liebe, in

meiner Gegenwart russische Proklamationen zu lesen, und die Prosa des Kaisers Nikolaus meinen süßen Worten, meinen Liebesblicken vorzuziehen?

Ich las nicht, mein Engel, sondern betrachtete dich heimlich.

In diesem Augenblicke krachte der Sand unter dem schweren Tritt des Gärtners.

Verzeihen Sie, Herr Marquis, sagte er eintretend, wenn ich Sie störe, aber ich bringe Ihnen eine Seltenheit, wie ich noch keine gesehen habe. Als ich eben einen Eimer Wasser aus dem Brunnen schöpfte, mit Ihrer Erlaubniß, zog ich diese seltsame Seepflanze mit herauf. Hier ist sie! Das Ding muß recht an's Wasser gewöhnt seyn, denn es war nicht naß, nicht einmal feucht. Es war trocken wie ein Stück Holz. Und es ist doch gar nicht fett. Da der Herr Marquis so gelehrt sind, so glaubte ich es Ihnen bringen zu müssen, weil es Sie interessiren wird.

Mit diesen Worten bot der Gärtner Raphael die unerbittliche Zebrahaut dar, die keinen Quadratfuß an Umfang mehr hatte.

Ich danke, Vaniere! sagte Raphael. Das ist wirklich ein seltsames Ding.

Was ist dir, mein Engel? Du wirst blaß! rief Pauline aus.

Laß uns, Vaniere!

Der Gärtner ging.

Deine Stimme erschreckt mich, sagte Pauline. Sie ist seltsam angegriffen. Was hast du? Was fehlt dir? Wo thut es dir weh? Einen Arzt! Jonathas! Zu Hülfe!

Schweige, liebe Pauline! erwiederte Raphael, der sich wieder gefaßt hatte. Wir wollen gehen. Es ist eine Blume in meiner Nähe, deren Geruch mir beschwerlich ist. Vielleicht ist es dieser Citronenstrauch?

Pauline stürzte sich auf die unschuldige Pflanze, riß sie aus und warf sie in den Garten.

O, mein Geliebter! rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals. Als ich dich so erblassen sah, da wurde es mir klar, daß ich dich nicht überleben würde. Ja, dein Leben ist das meinige. Wie sind deine Lippen so heiß! Und deine Hand ist eiskalt!

Du bist eine Närrin!

Warum diese Thräne! Laß mich sie verschlucken!

O, Pauline! Du liebst mich allzusehr.

Es geht etwas Ungewöhnliches in dir vor, Raphael? Sey aufrichtig, sage mir dein Geheimniß. Gib mir das Ding da, sagte Pauline und nahm die Zebrahaut.

Du bist mein Henker, rief Raphael aus und warf einen schreckenvollen Blick auf den Talisman.

Gott! Welche Stimme! sagte Pauline und ließ das unselige Symbol des Schicksals auf den Boden fallen. Was hast du gesagt, mein Freund? fragte sie.

Liebst du mich? fuhr er fort.

Ob ich dich liebe! Welche Frage!

Nun, so laß mich! Gehe!

Sie ging, unterwürfig, aber weinend.

Wie? rief Raphael aus, als er allein war, in einem Jahrhundert der Aufklärung, in welchem wir erfahren haben, daß die Diamanten nur fester Kohlenstoff sind, in einer Epoche, wo Alles sich natürlich

erklärt, wo die Polizei einen neuen Messias vor Gericht stellen, und seine Wunder dem Ausspruch der Akademie der Wissenschaften unterwerfen würde, in dieser Zeit sollte ich an eine Art **Mane, Thekel, Phares**, glauben. Nein, bei Gott nicht! Wie könnte das höchste Wesen Gefallen daran finden, ein unschuldiges Geschöpf zu quälen? Ich will zu den Gelehrten gehen.

Bald stand er in der Nähe der Weinhalle vor einem kleinen stinkenden Teich, in welchem sich das gesammte Entengeschlecht, aus allen Theilen der Welt herbeigeschleppt, befindet, um hier unter den Augen der Naturforscher zu leben und die Wissenschaft zu bereichern.

Monsieur ist da, sagte ein Thürhüter zu Raphael, der nach einem Gelehrten gefragt hatte.

Raphael erblickte einen kleinen Mann in vorgerücktem Alter, der beim Anblick von zwei Enten in tiefe Betrachtung versunken schien. Er hatte sanfte Gesichtszüge, ein verbindliches Wesen, aber in seiner ganzen Person war eine scientifische Präoccupation vorherrschend. Seine Perücke, unaufhörlich gekrazt und durch den Rockkragen phantastisch hinaufgeschoben, ließ einen Saum weißer Haare durchschimmern. Raphael, ein Mann der Wissenschaft, bewunderte gewissenhaft diesen Naturforscher, dessen Nachtwachen der Vermehrung der menschlichen Kenntnisse gewidmet waren. Nach einigen höflichen Redensarten glaubte Raphael Herrn Lacrompe eines jener stehenden Komplimente über seine Enten machen zu müssen.

Oh! Wir sind reich an Enten! erwiederte der Naturforscher. Das ist übrigens, wie Sie ohne

Zweifel wissen, das in der Ordnung der Schwimmvögel mannigfaltigste Geschlecht. Es beginnt mit dem Schwan und endigt mit der Ente, faßt einhundert sieben und dreißig Varietäten wohl unterschiedener Individuen in sich, welche ihre Namen, ihre Sitten, ihr Vaterland, ihre Physiognomie haben, und sich unter einander eben so wenig gleichen, als ein Weißer einem Schwarzen gleich sieht. In der That, mein Herr, wann wir eine Ente speisen, denken wir größtentheils wenig an den Umfang.... Er unterbrach sich beim Anblick einer schönen kleinen Ente, welche den Teich heraufschwamm.... Das ist der Schwan mit dem Schopf, den Sie da sehen. Armes Canadisches Kind! Du bist sehr weit hergekommen, uns dein braungraues Gefieder und deinen schwarzen Schopf zu zeigen! Sehen Sie, er kraʒt sich. Da ist die berühmte Eidergans, unter deren Pflaum unsere Schönen schlafen. Wie hübsch ist sie doch! Wer würde nicht diesen kleinen rothweisen Bauch, diesen grünen Schnabel bewundern? Ich bin, fuhr er fort, Zeuge einer Begattung gewesen, an der ich bis jeʒt verzweifelte. Dieselbe ging glücklich von Statten und ich erwarte mit Ungeduld deren Resultat. Ich schmeichle mir, daraus ein einhundert acht und dreißigstes Genus zu erlangen, welchem man vielleicht meinen Namen beilegen wird. Sehen Sie hier das neue Ehepaar: die anas albifrons und die anas rufina von Buffon. Ich habe lange Zeit zwischen der anas rufina und der anas clypeata geschwankt. Da jedoch die anas rufina eine Haube hat, so werden Sie meine Wahl billigen. Sie sehen, mein lieber Herr, daß wir hier

nicht müssig gehen. Ich beschäftige mich in diesem Augenblicke mit der Monographie des Entengeschlechts. Inzwischen stehe ich zu Ihren Befehlen.

Raphael übergab seine Zebrahaut dem Naturforscher zur Untersuchung.

Der Gelehrte betrachtete sie durch sein Augenglas und sprach: Ich kenne das. Man braucht es zu Kofferdeckeln. Dieses Pergament da ist sehr alt. Gegenwärtig bedient man sich zu diesem Gebrauche häufiger des Seehundsfells...

Aber dieses da, mein Herr, weil Sie doch die Güte haben wollen...

Dieses da! fuhr der Gelehrte fort. Nun denn, zwischen dem Seehundsfell und dem Pergament besteht, mein Herr, die ganze Differenz des Oceans zu der Erde, des Fisches zu einem vierfüßigen Thiere, gleichwohl aber ist die Haut des Seethiers härter, als die Haut des Landthiers. Dieses hier, fügte er hinzu und hob den Talisman in die Höhe, ist, wie Sie ohne Zweifel wissen, eines der seltsamsten Produkte der Zoologie.

Lassen Sie doch hören! rief Raphael aus.

Mein Herr! Das ist eine Eselshaut...

Das weiß ich!

Es existirt in Persien, fuhr der Naturforscher fort, ein äußerst seltener Esel, das Zebra der Alten, equus asinus, der Kulan der Tartaren. Pallas hat ihn beobachtet und der Wissenschaft zurückgegeben. Dieses Thier hatte man in der That lange Zeit für phantastisch gehalten. Es ist, wie Sie wissen, berühmt in der

heiligen Schrift, und Moses hatte verboten, es mit den andern Eseln zu paaren. In der That ein herrliches Thier! Seine Wolle hat etwas Weiches und Fettes. Sein Blick gleicht an Präcision dem Blicke des Menschen. Es ist etwas größer, als unsere gewöhnlichen Esel und besizt außerordentlichen Muth. Wenn es angefallen wird, vertheidigt es sich mit ungemeiner Kraft selbst gegen die wildesten Thiere. Sein Lauf ist so schnell, als der Flug der Vögel. Es übertrifft hierin die besten arabischen oder persischen Pferde. Unsere ausgearteten zahmen Esel können uns keinen Begriff von diesem stolzen, muthigen, wilden Esel geben. Er ist der König des Morgenlandes. Der Aberglaube des Türken und Perser gibt ihm sogar einen geheimnißvollen Ursprung, und die orientalischen Mährchenerzähler mischen Salomo's Namen hinein. Er ist sehr schwer zu fangen, und von seiner Schnelligkeit schreibt sich ohne Zweifel der Glaube an geflügelte Pferde, an einen Pegasus, her. Die Haut, welche Sie mir hier vorweisen, ist die Haut eines wilden Esels. Man variirt über den Ursprung des Namens: plau de chagrin. Die einen behaupten, Chagri sey ein türkisches Wort, andere glauben, Chagri sey die Stadt, in welcher diese Haut ihre chemische Zubereitung erhalten. Herr Martelleus hat mir geschrieben, daß Chagri ein Bach sey.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre gelehrten Erörterungen, aber ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß dieses Fragment einer Haut ursprünglich von gleichem Umfang mit dieser Karte war, und seit drei Monaten hat es sich allmählig zusammengezogen,

erwiederte Raphael und hielt dem Gelehrten ein offenes Papier hin.

Gut! versezte der Naturforscher. Ich verstehe. Alle Häute oder Bälge organisirter Wesen sind einem natürlichen Abnehmen unterworfen, das sich leicht begreifen läßt, und dessen Fortschritte den atmosphärischen Einwirkungen unterworfen sind. Selbst die Metalle dehnen sich auf eine fühlbare Weise aus oder ziehen sich zusammen. Die Wissenschaft ist unermeßlich, und das menschliche Leben sehr kurz; deßhalb maßen wir uns auch nicht an, alle Erscheinungen der Natur zu kennen.

Mein Herr, erwiederte Raphael verduzt, verzeihen Sie die Frage, die ich an Sie richten werde. Sind Sie gewiß, daß diese Haut den gewöhnlichen Gesetzen der Zoologie unterworfen ist, und ausgedehnt werden kann?

O, ganz gewiß! entgegnete der Naturforscher und zog an der Haut, um sie auszudehnen. Zum Teufel! rief er aus, die ist hart. Inzwischen, mein Herr, dürfen Sie nur zu dem berühmten Mechaniker Planchette gehen, und der wird gewiß ein Mittel finden, auf diese Haut einzuwirken, sie geschmeidiger zu machen, sie auszudehnen.

O, mein Herr! Sie retten mir das Leben.

Raphael verabschiedete sich von dem gelehrten Naturforscher und rannte zu Herrn Planchette. Er war sehr zufrieden und sprach für sich: Ich will jezt meinem Esel Zaum und Gebiß anlegen.

In Herrn Planchette fand er einen großen dürren Mann, in beständiger Betrachtung eines boden=

losen Abgrunds, der Bewegung, verloren. Der gemeine Haufen schilt diese erhabenen Geister, die sich nichts um die Welt und ihr Treiben kümmern, Einfaltspinsel und Narren, aber plötzlich haben sie in der Einsamkeit des Denkens und Forschens der Natur irgend eines ihrer Gesetze abgelauscht, und dann staunt die dumme Menge sie an. Der bescheidene Denker aber lächelt und sagt seinen Schmeichlern: Was habe ich denn geschaffen? Nichts. Der Mensch erfindet keine Kraft, er leitet sie, und die Wissenschaft ist Nachahmung der Natur.

Raphael fand den Mathematiker, unbeweglich dastehend, auf seinen beiden Füßen wie auf leblosen Pfeilern ruhend. Er betrachtete eine Kugel von Agat, die auf einer Sonnenuhr rollte, und wartete ohne Zweifel auf ihr Stillstehen. Der Mechaniker war weder dekorirt noch pensionirt. Der wackere Mann wußte seine Berechnungen nicht für die Anschauung der Welt zu illuminiren. Er dachte weder an den Ruhm, noch an die Menschen, noch an sich selbst, er lebte in der Wissenschaft für die Wissenschaft.

Das ist unbeschreibbar! rief er aus.

Ah! Ah! mein Herr! fuhr er fort, als er Raphael erblickte, gehorsamster Diener! Wie befindet sich die Frau Mama? Gehen Sie nur zu meiner Frau...

So hätte ich auch leben können! dachte Raphael, der den Gelehrten aus seinem Nachsinnen zog, indem er ihn um ein Mittel fragte, auf den Talisman, den er ihm darreichte, einzuwirken.

Mögen Sie auch immerhin über meine Leichtgläubigkeit lachen, fügte Raphael hinzu, so will ich

Ihnen doch nichts verheimlichen. Diese Haut scheint mir eine Kraft des Widerstands zu besitzen, die nichts zu bezwingen vermag.

Der Mechaniker lächelte geringschätzig.

Mein Herr, sagte er, die Weltleute behandeln stets die Wissenschaft sehr Kavaliermäßig, und alle sagen uns ungefähr das Nämliche, was jener Incroyable Lalande sagte, als er ihm nach der Sonnenfinsterniß Damen zuführte: „Haben Sie die Güte, noch einmal anzufangen.“ — Lassen Sie einmal sehen! Welche Wirkung soll hervorgebracht werden? Die Mechanik sezt sich zum Zwecke, die Geseze der Bewegung entweder anzuwenden oder sie zu entkräften. Was die Bewegung an sich selbst betrifft, so gestehe ich Ihnen demüthig, daß wir außer Stande sind, sie zu definiren. Diesen Satz fest gestellt, so haben wir gewisse stehende Phänomene wahrgenommen, welche die Action der festen und flüssigen Körper regieren, und wir können, indem wir die schaffenden Ursachen dieser Erscheinungen reproduciren, dahin gelangen, die Körper fortzuschaffen, ihnen eine bewegende Kraft in Verhältnissen einer bestimmten Geschwindigkeit zu verleihen, sie fortzuwerfen, sie einfach oder in's Unendliche zu theilen, sey es, daß wir sie zerbrechen oder zermalmen, sofort sie auszuwinden, ihnen Schwingung zu geben, sie zu ermäßigen, zusammenzupressen, zusammenzuziehen und auszudehnen. Und diese ganze Wissenschaft beruht auf einer einzigen Thatsache. Sie sehen diese Kugel da. Geben Sie Acht. Sie ist hier auf diesem Steine. Jezt ist sie dort. Mit welchem Namen benennen wir diesen

physisch so natürlichen und doch moralisch so außerordentlichen Akt? Bewegung, Locomotion, Aenderung des Orts. Welche ungeheure Eitelkeit steckt nicht hinter den menschlichen Worten? Ist denn ein Name eine Lösung? Gleichwohl ist das die ganze Wissenschaft! Unsere Maschinen zerlegen blos diesen Akt, diese Thatsache. Wir können mit diesem leichten Phänomen, auf eine Masse angewendet, Paris in die Luft sprengen; wir können die Geschwindigkeit auf Kosten der Kraft, und umgekehrt, vermehren. Und was ist die Kraft und die Geschwindigkeit? Unsere Wissenschaft kann dieß eben so wenig sagen, als eine Bewegung schaffen. Eine Bewegung, welche es auch sey, ist eine unermeßliche Gewalt. Die Gewalt ist eine Einheit, wie die Bewegung, welche das Wesen der Gewalt selbst ist. Alles ist Bewegung. Der Gedanke ist eine Bewegung. Die ganze Natur ruht auf der Bewegung. Der Tod ist blos der Abmangel der Bewegung, und, wenn Gott ewig ist, so ist er es blos darum, weil er immer in Bewegung ist. Darum ist auch die Bewegung unerklärbar, wie Gott selbst; sie ist, gleich ihm, tief, unergründlich, unbegreiflich, unberührbar. Wer hat jemals die Bewegung berührt, begriffen, gemessen? Wir fühlen ihre Wirkungen, ohne sie zu sehen. Wir können sie sogar läugnen, wie wir Gott läugnen. Wo ist sie, wo ist sie nicht? Von wo kommt sie? Wo ist ihr Anfang? Wo ist ihr Ende? Sie umgibt uns, sie drückt auf uns, und wir können sie nicht erfassen. Sie ist in die Augen fallend wie eine Thatsache, dunkel wie eine Abstraktion, Wirkung und Ursache zugleich. Sie bedarf, wie wir,

des Raums. Was ist aber der Raum? Die Bewegung allein zeigt uns den Raum, und ohne Bewegung ist der Raum nur ein Wort ohne Sinn. Unlösbares Problem, dem Vacuum ähnlich, der Schöpfung, dem Unendlichen gleichend, verwirrt die Bewegung den menschlichen Gedanken, und Alles, was der Mensch zu begreifen vermag, ist, daß er sie nie begreifen wird. Zwischen jedem der Punkte, den diese Kugel in dem Raum allmählig einnimmt, fuhr der Mechaniker fort, liegt ein Abgrund für die menschliche Vernunft, ein Abgrund, in den Pascal gefallen ist. Um auf die unbekannte Substanz, welche Sie einer unbekannten Kraft überantworten wollen, einzuwirken, muß man allererst diese Substanz untersuchen. Sie wird ihrer Natur nach unter einem Schlag zertrümmert werden oder ihm widerstehen. Wenn sie sich theilen soll, ohne sie in Stücke zu trennen, so werden wir den vorgesezten Zweck nicht erreichen. Wollen Sie sie pressen? Dann muß eine auf alle Theile der Substanz gleichmäßig angewendete Bewegung erfolgen, so daß der Zwischenraum, welcher sie trennt, gleichförmig vermindert wird. Wollen Sie sie ausdehnen? Dann müssen wir jedem Theilchen eine gleiche excentrische Kraft aufdrücken, denn ohne die genaue Befolgung dieses Gesetzes würden wir Lösungen des Zusammenhangs hervorbringen. Es bestehen in der Bewegung unendliche Arten, unbegränzte Kombinationen. Welche Wirkung wünschen Sie hervorgebracht zu sehen?

Ich wünsche, erwiederte Raphael etwas ungeduldig, irgend eine Pression, die stark genug ist, um diese Haut unendlich auszudehnen...

Da die Substanz endlich ist, versezte der Mathematiker, so kann sie nicht unendlich ausgedehnt werden, allein die Compression wird nothwendig den Umfang der Oberfläche auf Kosten der Dicke vermehren. Kurz, sie wird so lange dünner werden, bis der Stoff fehlt.

Wenn Sie dieses Resultat erzielen, rief Raphael aus, so haben Sie zwei Millionen gewonnen.

Da würde ich Ihnen ihr Geld stehlen, sagte phlegmatisch der Mechaniker. Ich will Sie zu einer Maschine führen, die Gott selbst zermalmen würde, wie eine Mücke. Sie würde einen Menschen in Fließpapier zermalmen, einen gestiefelten, bespornten Menschen, Halstuch, Hut, Gold, Edelsteine, Alles...

Welche furchtbare Maschine!

Statt ihre Kinder in's Wasser zu werfen, sollten die Chinesen sie auf solche Art nützlich verwenden, sagte der Gelehrte mit unbefangenem Eifer für die Wissenschaft.

Wenn diese Haut sich ausdehnt, sagte Raphael, so will ich einen Preis von hunderttausend Franken für das beste mechanische Problem aussetzen, das alle zehen Jahre gelöst wird, alle ihre Kousinen ausstatten und für die Mathematiker, welche Narren werden, ein Hospital stiften.

Das wäre sehr nützlich, sagte der Mathematiker. Mein Herr, fuhr er dann mit der Ruhe eines Mannes fort, der ganz in der Sphäre der Wissenschaft lebt, wir wollen morgen zu Herrn Spieghalter gehen. Dieser ausgezeichnete Mechaniker hat nach meiner

Anleitung eine Maschine gebaut, mittelst welcher ein Kind hundert Bund Heu in einem Hut halten könnte.

Auf morgen also, mein Herr!

Auf morgen!

Hoch lebe die Mechanik! rief Raphael aus. Ist sie nicht die edelste aller Wissenschaften? Jenes gelehrte Thier mit seinen Waldeseln, seinen Enten, seinen Geschlechtern und Unterabtheilungen ist höchstens zum Marqueur auf einem Billard zu brauchen.

Den andern Tag kam Raphael ganz munter angeschritten, den Mathematiker abzuholen, und sie begaben sich in die Gesundheitsstraße, welcher Name Raphael als eine günstige Vorbedeutung erschien. Die Werkstätte des Herrn Spieghalter enthielt eine ungeheure Menge von Maschinen. Wo man hinblickte, sah man einen Regen von Feuer, eine Sündfluth von Nägeln, einen Ocean von Schrauben und Feilen. Eisen in der Luft, Menschen mit Eisen bedeckt, Alles roch nach Eisen. Das Eisen war lebendig, organisirt, es floß, es zog sich, es nahm alle Formen an, gehorchte jeder Laune. Mitten durch das Zischen der Blasbälge und das Concert der Hämmer gelangte Raphael in ein großes, wohlgelüftetes Zimmer, in welchem die ungeheure Presse des Mechanikers stand.

Wenn Sie, sagte Herr Spieghalter, diesen eisernen Schweber siebenmal drehen, so können Sie eine Stahlplatte in viele tausend Stücke zermalmen, die wie Nadeln in der Luft herumspringen werden.

Donnerwetter! rief Raphael aus.

Der Mathematiker steckte selbst die Zebrahaut zwischen die beiden Platten dieser Höllenmaschine und

fing mit jener Sicherheit an zu drehen, welche die wissenschaftliche Ueberzeugung gewährt.

Nieder auf den Boden, wir sind Alle verloren! rief plötzlich Spieghalter mit donnernder Stimme und warf sich auf die Erde.

Ein furchtbares Zischen ließ sich in der Werkstätte hören. Das in der Maschine enthaltene Wasser zerriß das Gefäß und sprang in hohem Bogen empor. Zum Glück nahm es seine Richtung nach einer alten Esse, warf sie um und zertrümmerte sie.

Ho! Ho! sagte der Mathematiker mit seiner unverwüstlichen Ruhe, die Haut ist so frisch, wie mein Auge! Meister Spieghalter, es war ein Stroh in eurer Schmelze oder ein Spalt in der großen Röhre.

Nein, nein! Ich kenne meine Maschine. Der Herr kann sein Ding da fortnehmen, der Teufel muß darin stecken.

Mit diesen Worten ergriff der ergrimmte Deutsche einen großen Schmiedehammer, warf die Haut auf einen Amboß und führte mit der ganzen Kraft des Zorns auf den Talisman einen so furchtbaren Streich, wie je einer in dieser Werkstätte der Cyclopen ertönt hatte.

Man sieht keine Spur davon! rief der Mathematiker aus und streichelte die widerspenstige Haut.

Die Arbeiter liefen herbei. Der Contremaître nahm die Haut, tauchte sie in die Steinkohlen eines glühenden Ofens, und Alle, im Halbzirkel um das Feuer stehend, erwarteten ungeduldig das Spielen eines ungeheuren Blasbalgs. Raphael, Spieghalter und Planchette nahmen den Mittelpunkt dieses schwarzen, nach dem Ofen starrenden Haufens ein.

Beim Anblick dieser weißen Augen, dieser schwarz gepuderten Köpfe, dieser schwarzen leuchtenden Kleidungen, dieser behaarten Brüste, glaubte sich Raphael in die phantastische, mitternächtliche Welt der deutschen Balladen versezt. Nachdem der Contremaitre die Haut zehen Minuten im Ofen gelassen hatte, nahm er sie mit einer Zange heraus.

Her damit! rief Raphael.

Der Contremaitre bot sie ihm im Scherze dar. Raphael nahm den Talisman, er war unversehrt und so kalt, als ob er aus einer Eisgrube gekommen wäre. Ein Schrei des Entsetzens ertönte von allen Seiten. Die Arbeiter entflohen nach allen Richtungen. Valentin blieb mit Planchette allein in der Werkstätte zurück.

Es ist nicht ohne, es steckt etwas Teuflisches darin! rief Raphael verzweiflungsvoll aus. Keine menschliche Macht kann mir also einen Tag länger mein Leben fristen.

Ich hatte Unrecht, mein Herr! sagte der verlegene Mathematiker. Wir mußten diese seltsame Haut der Aktion der Walze überantworten. Wo Teufels hatte ich denn meine Augen, als ich eine Pression vorschlug?

Ich habe ja die Pression verlangt, erwiederte Raphael.

Der Gelehrte athmete wieder freier, als ob er vor Gericht gestanden und von den zwölf Geschworenen feierlich losgesprochen worden wäre. Gleichwohl, durch das seltsame Problem angezogen, das ihm diese Haut darbot, sann er einen Augenblick nach und sagte dann kaltblütig: Man muß diese unbekannte Substanz

durch Reagenzien behandeln. Wir wollen zu Japhet gehen! Die Chemie wird vielleicht glücklicher seyn, als die Mechanik.

Valentin sezte das Pferd an seinem Cabriolet in scharfen Trott, um den berühmten Chemiker Japhet noch in seinem Laboratorium zu treffen.

Nun, mein alter Freund! rief der Mathematiker dem Chemiker zu, der in einem Lehnstuhl saß und einen Niederschlag beobachtete, wie befindet sich die Chemie?

Sie schläft ein. Nichts Neues. Die Akademie hat gleichwohl die Existenz der Salicine anerkannt, allein die Salicine, die Aspargine, die Vaugueline, die Digitaline, sind keine Entdeckungen.

Da sie keine Sachen erfinden können, sagte Raphael, so erfinden sie, wie es scheint, Namen.

Das ist bei Gott wahr, junger Mann!

Hier, sagte der Mathematiker zu dem Chemiker, versuche einmal diese Substanz zu zertheilen. Wenn du irgend ein Prinzip daraus ziehst, so lege ich ihm im Voraus den Namen der Diaboline bei. Wir wollten sie pressen und haben eine hydraulische Presse darüber zerbrochen.

Laß doch sehen! Her mit dem Ding! rief der Chemiker vergnügt aus. Es ist vielleicht ein neuer einfacher Körper.

Mein Herr! sagte Raphael, es ist weiter nichts, als ein Stück Eselshaut.

Mein Herr!.... erwiederte ernst der berühmte Chemiker, mein Herr!...

Ich scherze nicht, fuhr Raphael fort und reichte ihm den Talisman dar.

Der Chemiker leckte mit seiner geübten Zunge an der Haut und sprach nach wiederholten Versuchen: Sie hat keinen Geschmack! Wir wollen ihr doch ein wenig Sauerstoff zu trinken geben.

Die Aktion dieses Prinzips, das animalische Körper so schnell verzehrt, wurde ohne allen Erfolg auf die zauberhafte Haut angewendet.

Das ist kein Pergament! rief der Chemiker aus. Wir wollen diesen geheimnißvollen Unbekannten als ein Mineral behandeln. Ich will ein Stück von dieser seltsamen Substanz abschneiden. Sie ist so außerordentlich...

Ein Stück! rief Raphael aus. Nicht so viel, als das Gewicht eines Haars! Uebrigens, versuchen Sie es! fügte er in einem Tone hinzu, der traurig und spöttisch zugleich war.

Der Gelehrte zerbrach ein Rasirmesser, ohne einen Schnipsel von der Haut wegschneiden zu können; dann machte er einen Versuch mit der Elektricität, dann mit der voltaischen Säule, aber alle Blitze seiner Wissenschaft scheiterten an dem furchtbaren Talisman. Es war bereits sieben Uhr Abends. Planchette, Japhet und Raphael warteten gespannt auf das Ergebniß eines letzten Versuchs. Die Zauberhaut widerstand auch diesem.

Ich bin verloren! rief Raphael aus. Hier ist Gottes Hand! Ich muß sterben!

Er stürzte hinaus und ließ die beiden Gelehrten in Erstaunen versunken zurück.

Wir wollen ja im Institut nichts von dieser Geschichte erzählen, unsere Kollegen würden sich über uns lustig machen! sprach der Mathematiker zum Chemiker nach einer langen Pause, während welcher sie sich stillschweigend angesehen hatten.

Die ganze Wissenschaft — ohnmächtig! rief der Chemiker aus. Keine Säure, keine Elektricität, keine voltaische Säule — von Wirkung!

Eine hydraulische Presse zertrümmert! sagte der Mechaniker.

Jezt glaube ich an den Teufel! sprach der Chemiker nach einer Pause.

Und ich an Gott! fügte der Mechaniker hinzu.

Beide waren hier in ihrer Rolle. Für einen Mechaniker ist das Weltall eine Maschine, die ihren Meister verlangt, während für die Chemie, das Werk eines Alles auflösenden Dämons, die Welt ein Gas ohne Seele ist.

Wir können die Thatsache nicht in Abrede ziehen, fuhr der Chemiker fort.

Bah! Die Herrn Doktrinärs haben ja für uns das obskure Axiom geschaffen: **Bête comme un fait!**

Dein Axiom, erwiederte der Chemiker, erscheint mir, was mich betrifft, umgekehrt: **Fait comme une bête!**

Sie lachten beide und speisten zu Mittag, wie Leute, die in einem Wunder blos eine Naturerscheinung erblicken.

Als Valentin nach Hause kam, war er von einer kalten Wuth ergriffen. Er glaubte an nichts mehr. Seine Gedanken sprudelten in seinem Gehirne über,

wie die eines jeden Menschen, welcher sich einer Thatsache gegenüber befindet, die er nicht natürlich erklären kann. Er hatte gerne an irgend einen geheimen Mangel in Spieghalters Maschine geglaubt, die Ohnmacht der Wissenschaft und des Feuers sezten ihn nicht in Erstaunen, aber die Weichheit der Haut, wann er sie handhabte, und ihre Härte, wann die Mittel zu ihrer Vernichtung gegen sie angewendet wurden, erfüllten ihn mit Schrecken. Diese unbestreitbare Thatsache machte ihn schwindlich.

Ich bin verrückt, sagte er, als er in sein Zimmer trat. Ob ich gleich seit diesem Morgen nichts über den Mund gebracht habe, so fühle ich doch weder Hunger noch Durst, und in meinem Innern brennt es, wie ein Feuerheerd.

Er brachte die Haut in ihren alten Rahmen, und nachdem er auf's neue mit rother Dinte den jetzigen Umfang des Talisman umzogen hatte, sezte er sich in seinen Lehnstuhl.

Schon acht Uhr! rief er aus. Dieser Tag ist vergangen wie ein Traum.

Er stüzte sich auf einen Arm des Lehnstuhls, legte das Haupt in seine linke Hand und verlor sich in jenes düstere Hinbrüten, dessen Geheimniß die zum Tode Verurtheilten in das Grab mitnehmen.

O, Pauline, du armes Kind! rief er aus. Es gibt Abgründe, welche die Liebe nicht überschreiten kann, wie mächtig sie auch ihre Flügel schwingen mag.

In diesem Augenblicke hörte er deutlich einen erstickten Seufzer. Es schien ihm Paulinens Hauch zu seyn.

Oh! sagte er, so lautet mein Urtheilspruch. Wäre sie hier, ich wollte in ihren Armen sterben.

Ein lustiges Lachen ertönte, und er erblickte zwischen den Bettvorhängen Paulinens Gesicht, kindlich eines Streichs sich freuend, der gelungen ist.

Ich habe Jonathas verführt, sagte sie. Zanke nicht, ich wollte nur neben dir schlafen, dich überraschen.

Verzeihe mir den tollen Streich!

Mit diesen Worten sprang sie aus dem Bett und setzte sich neben Raphael.

Von welchem Abgrund sprachst du denn, mein Freund? fragte sie in kummervollem Tone.

Vom Tod!

So schweige doch, es wird mir bange! Lasse diese peinlichen Gedanken uns schwachen Weibern! Aber der Tod würde mich nicht erschrecken. Mit dir sterben, morgen frühe, in deinen Armen! Welches Glück! Was liegt daran, ob wir hundert Jahre leben, oder nur wenige Stunden der Seligkeit!

Du hast Recht, rief Raphael aus, der Himmel spricht durch deinen Mund, laß uns sterben!

Laß uns sterben! wiederholte Pauline lachend.

Es war neun Uhr und die Sonne schien hell in das Zimmer, als am andern Morgen Raphael erwachte.

Um zu sterben, sagte er, einen im Traume begonnenen Gedanken fortspinnend, muß meine Organisation, dieser Mechanismus von Fleisch und Bein, der aus mir ein Individuum Mensch macht, eine fühlbare Verletzung darbieten. Die Aerzte müssen die Symptome der Lebenskraft und des Todes kennen und mir zu sagen wissen, ob ich gesund oder krank bin.

Guten Morgen, mein Freund! sagte Pauline, die an seinem Bette saß. Ach, mein Geliebter! fuhr sie traurig fort. Ich habe dich im Schlafe betrachtet und geweint. Wann du schläfst, ist dein Athem beengt. Es ist in deiner Brust etwas, das wiedertönt. Es hat mir Angst gemacht. Du hast, selbst während des Schlafs, einen kleinen trockenen Husten, ganz ähnlich dem meines Vaters, der an der Schwindsucht leidet. Du hattest auch ein Fieber. Deine Hand war brennendheiß. O, mein Freund, du bist noch jung, du kannst noch geheilt werden, wenn etwa...

In diesem Augenblicke bekam Raphael einen furchtbaren Anfall von Husten, einen jener hohlen Husten, die aus dem Grabe zu kommen scheinen. Pauline erblaßte vor Angst. „Ja, dachte sie, es gibt Abgründe, welche die Liebe nicht überschreiten kann.“

Einige Tage darauf, an einem Morgen des Monats März, saß Raphael in seinem Lehnstuhl, und um ihn her standen vier Aerzte, die ihn in die Helle gesezt hatten, ihm abwechselnd den Puls fühlten und ihn mit einem Anschein von Theilnahme und tiefer Weisheit über seinen Zustand befragten. Der Kranke

haschte nach ihren Gedanken und suchte ihre Geberden, die mindesten Runzeln auf ihrer Stirne zu dollmetschen. Diese Konsultation war seine lezte Hoffnung. Diese Männer waren, als oberste Richter, im Begriff ein Urtheil über Leben oder Tod zu fällen. Valentin hatte, um der menschlichen Wissenschaft ihr leztes Wort zu entreißen, die Orakel der modernen Arzneikunde zu sich berufen. Dank seinem Rang und Reichthum, die Muster der drei Systeme, zwischen welchen die menschlichen Einsichten schwanken, standen jezt vor ihm. Drei dieser Aerzte faßten die gesammte medizinische Philosophie in sich und stellten auf's bewnnderswürdigste das Treffen dar, das sich in diesem Augenblicke die Spiritualität, die Analyse und ich weiß nicht welche hämische Eklektik liefern. Der vierte Arzt war ein Mann voll Wissenschaft, dessen Name berühmt zu werden versprach, tiefblickend und bescheiden. Raphael's Jugendfreund hatte ihm seit einer Woche seine Dienste gewidmet und half ihm die Fragen der drei gelehrten Doktoren beantworten.

Sie haben ohne Zweifel viele Ausschweifungen begangen, ein leichtes Leben geführt, oder aber sich einem tiefen Studium ergeben? sprach der erste der großen Aerzte zu Raphael.

Ich wollte mich durch Ausschweifung tödten, nachdem ich drei Jahre lang an einem umfassenden Werke gearbeitet hatte, erwiederte der Kranke.

Der gelehrte Doktor nickte befriedigt mit dem Kopfe, als ob er bei sich selbst gesagt hätte: „das wußte ich vorher!“

Dieser Arzt war der berühmte Brisset, das Haupt der Organisten, die in dem Menschen ein vollendetes Wesen erblicken, das einzig den Gesetzen seiner eigenen Organisation unterworfen ist. Er warf einen triumphirenden Blick auf den Doktor Cameristus, das Haupt der Vitalisten, die in dem menschlichen Leben ein erhabenes, geheimes Prinzip, ein unerklärbares Phänomen erblicken. Ein sardonisches Lächeln schwebte auf den Lippen des dritten Arztes, des Doktors Maugredin, eines ausgezeichneten Kopfs, aber Pyrrhonianers, der seine zweifelsüchtige Satyre über Alles ergoß; er glaubte nur an den Scalpel. Er fand Gutes in allen Theorien, nahm aber keine an und behauptete, das beste ärztliche System sey, keines zu haben und sich blos an Thatsachen zu halten. Er warf einen Blick auf die Zebrahaut.

Ich möchte wohl, sagte er zu Raphael, Zeuge der Coincidenz seyn, welche zwischen Ihren Wünschen und dem Zusammenziehen dieser Haut besteht.

Wozu? rief Brisset.

Wozu? wiederholte Cameristus.

Oh! Die Herren sind einig! antwortete Maugredin.

Dieses Zusammenziehen ist ganz einfach, sagte Brisset.

Es ist übernatürlich, sprach Cameristus.

In der That, versezte Maugredin, indem er einen ernsten Ton affektirte, die Zähheit des Leders ist eine

unerklärbare und gleichwohl natürliche Thatsache, die vom Anbeginn der Welt an die Arzneikunde und die schönen Weiber zur Verzweiflung gebracht hat.

Je mehr Raphael die drei Aerzte betrachtete, um so weniger entdeckte er an ihnen irgend ein Mitgefühl für seine Leiden. Sie fragten ihn trocken aus ohne die mindeste Theilnahme. Sie beobachteten eine unbefangene Höflichkeit, und, sey es Gewißheit, sey es Ueberlegung, ihre Worte waren so selten, so unempfindlich, daß Raphael sie bisweilen für zerstreut hielt. Brisset allein antwortete auf die hoffnungslosen Symptome, deren Daseyn der junge Arzt bestätigte, von Zeit zu Zeit: „Gut! Wohl!“ Cameristus blieb in tiefe Träumerei versunken. Maugredin glich einem komischen Schriftsteller, der zwei Originale studirt, um sie getreulich auf der Bühne wiederzugeben. Prospers, des jungen Arztes, Gefühl allein zeugte von tiefer Rührung. Seit Kurzem erst Arzt, war er noch nicht gefühllos, kalt im Angesicht des Schmerzes, theilnahmlos am Bette des Todes.

Nachdem sie etwa eine halbe Stunde damit zugebracht hatten, so zu sagen, an der Krankheit und dem Kranken das Maß zu nehmen, wie ein Schneider, der einen Hochzeitrock verfertigt, gaben sie ein paar Gemeinplätze von sich, sprachen sogar über die Neuigkeiten des Tages, und wollten sich sofort in Raphaels Kabinet verfügen, um allda sich ihre Gedanken mitzutheilen und das Urtheil abzufassen.

Meine Herren, sagte der Kranke, darf ich denn Ihren Debatten nicht anwohnen?

Diese Bitte wurde, als gegen allen Gebrauch laufend, rund abgeschlagen. Raphael beschloß im Gange zu horchen.

Erlauben Sie mir, meine Herren, sagte Brisset im Eintreten, Ihnen meine Meinung alsbald mitzutheilen. Ich will sie Ihnen weder aufdringen, noch sie einem Controvers unterwerfen, allererst weil sie genau und bestimmt ist und auf einer vollkommenen Aehnlichkeit zwischen einem meiner Kranken, und dem Subjekt beruht, zu dem wir berufen worden sind, und dann weil man mich in meinem Spital erwartet. Die Wichtigkeit des Falls, der dort meine Anwesenheit erfordert, wird mich entschuldigen, daß ich zuerst das Wort nehme. Das Subjekt, über das wir uns berathen, ist theils durch geistige Arbeiten.... Was hat er denn geschrieben, Prosper? fragte er den jungen Arzt.

Eine Theorie des Willens.

Der Teufel! Das ist ein weites Feld..... Wie gesagt also, fuhr er fort, dieses Subjekt ist durch Excesse des Geistes, durch unordentliche Lebensart und wiederholte Anwendung allzuheftiger Stärkungsmittel, durch Alles dieses gleichmäßig geschwächt. Die übertriebene Thätigkeit des Körpers und Gehirns hat demnach das Spiel des ganzen Organismus verschlimmert. Aus den Symptomen des Gesichts und

des Körpers ist eine außerordentliche Reizbarkeit des Magens leicht zu erkennen, eine Schwächung des großen sympathischen Nervs, eine große Empfindlichkeit des oberen Theils des Bauchs, ein Zusammenziehen der Weichen. Sie haben die Dicke und den Vorsprung der Leber selbst wahrgenommen. Herr Prosper endlich hat die Verdauungen seines Kranken fortwährend beobachtet und uns gesagt, daß sie schwierig, mühsam seyen. Eigentlich gesprochen, ist kein Magen mehr da. Der Mensch ist also verschwunden. Der Verstand ist geschwunden, weil der Mensch nimmer verdaut. Die progressive Verschlimmerung des Bauchs, welcher der Mittelpunkt des Lebens ist, hat das ganze System verschlimmert. Daraus entspringen konstante und flagrante Irrediationen; die Unordnung hat durch das Nervengewebe das Gehirn eingenommen, daher die ungewöhnliche Reizbarkeit dieses Organs. Es ist Monomanie vorhanden. Der Kranke steht unter dem Einfluß einer fixen Idee. Für ihn zieht sich diese Pergamenthaut wirklich zusammen. Vielleicht war sie immer, wie wir sie jezt sehen, mag sie sich aber zusammenziehen oder nicht, diese Haut ist für ihn die Mücke, die auf der Nase eines gewissen Großveziers saß. Sezt daher schleunig Blutigel an den oberen Theil des Bauchs, besänftigt die Reizbarkeit dieses Organs, in welchem der ganze Mensch residirt, laßt den Kranken Diät beobachten, dann wird die Monomanie aufhören. Ich brauche dem Doktor Prosper nichts weiter zu sagen, er muß das Ganze und die Einzelnheiten der Behandlung wissen. Vielleicht ist

Komplikation in der Krankheit vorhanden, und die Respirations-Kanäle sind gleichfalls gereizt; ich halte jedoch die Behandlung des Unterleibes für viel wichtiger, nöthiger, dringender, als die der Lunge. Anhaltendes Studium und heftige Leidenschaften haben in diesem Lebensmechanismus große Störungen verursacht; es ist aber gleichwohl noch Zeit, dessen Federn wieder Schwungkraft zu geben. Noch ist nichts allzusehr verlezt. Sie können dennoch, sprach er zu Prosper, Ihren Freund leicht retten.

Unser gelehrter Herr Kollege nimmt die Wirkung für die Ursache, antwortete Cameristus.

Allerdings bestehen bei dem Kranken die von ihm so gut beobachteten Alterationen, allein der Magen hat nicht allmählig in dem Organismus gegen das Gehirn Ausflüsse erzeugt, wie ein Sprung in einem Glase Strahlen um sich her verbreitet. Es bedurfte eines Stoßes, um ein Loch in das Glas zu machen. Und wer hat diesen Stoß gegeben? Wissen wir es? Haben wir den Kranken hinreichend beobachtet? Kennen wir alle Zufälle seines Lebens? Meine Herren, das Lebensprinzip ist in ihm angegriffen, die Lebenskraft selbst ist in ihrem Wesen verlezt. Der göttliche Funke, die transitorische Intelligenz, welche die körperliche Maschine zusammenhält, und die den Willen hervorbringt, die Wissenschaft des Lebens, hat aufgehört die täglichen Erscheinungen des Mechanismus und die Verrichtungen jedes Organs zu regeln. Daher

die Unregelmäßigkeiten, welche mein gelehrter Herr Kollege so trefflich hervorgehoben hat.

Die Bewegung ist nicht von dem Magen in das Gehirn gekommen, sondern von dem Gehirn in den Unterleib. Nein, rief er aus und schlug sich heftig auf die Brust, ich bin nicht ein Mensch gewordener Magen! Nein, nicht Alles ist da. Ich habe nicht den Muth zu behaupten, daß, wenn ich einen guten Magen habe, Alles übrige blos Form sey. Wir können die bedeutenden Störungen, die bei verschiedenen, mehr oder minder angegriffenen Subjekten vorkommen, nicht der nämlichen physischen Ursache beimessen und einer gleichförmigen Behandlung unterwerfen. Kein Mensch gleicht dem andern. Jeder Mensch hat besondere, verschieden afficirte, verschieden genährte Organe, welche zur Erfüllung verschiedener Obliegenheiten geeignet sind, und welche die Aufgaben entwickeln, die zur Vollendung einer uns unbekannten Ordnung der Dinge nöthig sind. Der Theil des großen Ganzen, der durch einen höheren Willen in uns die Phänomene der Belebung bewirkt und unterhält, formt sich in jedem Menschen auf eine unterschiedene Weise und macht aus ihm ein, dem Anschein nach vollendetes Wesen, das aber durch einen Punkt mit einer unendlichen Ursache coexistirt. Wir müssen mithin jeden Gegenstand besonders studiren, ihn ergründen, erkennen, worin sein Leben besteht, welches seine Macht ist. Von der Weichheit eines benezten Schwammes an bis zu der Härte eines

Bimssteins sind unendliche Schattirungen vorhanden. Das ist der Mensch. Zwischen den schwammigen Organisationen und der metallischen Muskelkraft zu einem langen Leben bestimmter Menschen wird das einseitige, unerbittliche System der Heilung durch Schwächung, durch Niederschlagung der menschlichen Kräfte, die man immer als gereizt voraussezt, tausend Irrthümer begehen. Hier also wünsche ich eine ganz moralische Behandlung, eine gründliche Untersuchung des inneren Wesens. Wir wollen den Grund des Uebels in den Eingeweiden der Seele, nicht in denen des Körpers suchen. Ein Arzt ist ein inspirirtes Wesen, mit einem besondern Genius begabt, dem Gott die Macht verleiht, in der Lebenskraft zu lesen, wie er dem Propheten Augen gibt, in die Zukunft zu schauen, dem Dichter die Fähigkeit, die Natur nachzuahmen, dem Musiker das Talent, Töne in harmonische Ordnung zu bringen; der Typus ist also oben, vielleicht...

Das ist absolutistische, moralische und religiöse Arzneikunde, murmelte der Doktor Brisset.

Meine Herren! fiel Maugredin ein, lassen Sie uns vor allen Dingen den Kranken nicht aus den Augen verlieren....

So steht es also mit der Wissenschaft! rief der horchende Raphael traurig aus. Meine Heilung schwankt zwischen einem Rosenkranz und einem Kranze von Blutigeln, zwischen Dupuytrens Schnittmesser und dem Gebet des Prinzen von Hohenlohe. Und auf der Linie, welche die Thatsache von dem Wort,

den Stoff von dem Geist trennt, steht Maugredin zweifelnd da! Das menschliche Ja und Nein verfolgt mich überall. Immer Rabelais Carymary, Carymara! Ich bin geistig krank — Carymary! Ich bin körperlich krank — Carymara! Werde ich am Leben bleiben? Sie wissen es nicht.

Zu diesem Augenblicke hörte Valentin die Stimme des Doktors Maugredin.

Der Kranke ist monoman! Einverstanden! rief er aus. Aber er hat 200,000 Livres Einkünfte; diese Monomanen sind selten, und wir sind ihnen wenigstens einen guten Rath schuldig. Was das anbelangt, zu wissen, ob sein Unterleib auf das Hirn, oder sein Hirn auf den Unterleib einwirke, so können wir das vielleicht nach seinem Tode erfahren. Kurz, er ist krank, und diese Thatsache ist unläugbar. Er muß also auf irgend eine Weise behandelt werden. Lassen wir die Doktrinen bei Seite! Setzen wir ihm also Blutigel, um die Reizbarkeit des Unterleibs zu stillen, und schicken mir ihn in ein Bad. So handeln wir auch beiden Systemen zugleich. Wenn er schwindsüchtig ist, so ist er schwer zu retten, mithin....

Raphael verließ schnell den Gang und sezte sich in seinen Lehnstuhl. Bald darauf traten die vier Aerzte feierlich ein. Prosper nahm das Wort und sprach: Diese Herren haben einmüthig die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Anwendung von Blutigeln am Magen und die Dringlichkeit einer zugleich physischen und moralischen Behandlung anerkannt.

Zuerst demnach Diät, um die Reizbarkeit Ihres Organismus zu stillen....

Hier machte Brisset ein Zeichen der Billigung.

.... Sofort ein hygenisches Verfahren, um auf Ihren moralischen Theil einzuwirken. Mithin rathen wir Ihnen einstimmig, in die Bäder von Aix in Savoyen, oder von Mont d'or in Auvergne zu gehen, falls Sie diese vorziehen; allein die Luft und Landschaft ist in Savoyen angenehmer, als in den Bädern des Cantal. In diesem Punkt jedoch können Sie nach Gefallen handeln.

Cameristus machte hier eine Geberde der Beistimmung.

Diese Herren, fuhr Prosper fort, haben leichte Störungen in Ihrem Respirationsvermögen wahrgenommen und deßhalb einstimmig die Nützlichkeit meiner bisherigen Vorschriften anerkannt. Sie glauben, daß Ihre Heilung leicht sey und von dem abwechselnd weise angewendeten Gebrauch dieser Mittel abhänge... Und....

Und jezt wißt Ihr, warum eure Tochter stumm ist, sagte Raphael lächelnd und zog Prosper in sein Kabinet, um ihm die Kosten für diese unnütze Konsultation einzuhändigen.

Sie sind logisch, sagte Prosper. Cameristus fühlt, Brisset greift, Maugredin zweifelt. Hat nicht der Mensch eine Seele, einen Körper und eine Vernunft? Eine dieser drei Grundursachen ist in uns mehr oder minder thätig, und aus der menschlichen Wissenschaft ist der Mensch nie zu verbannen. Glaube mir, Raphael, wir heilen nicht, wir helfen genesen oder sterben. Zwischen Brisset's und Cameristus Medizin

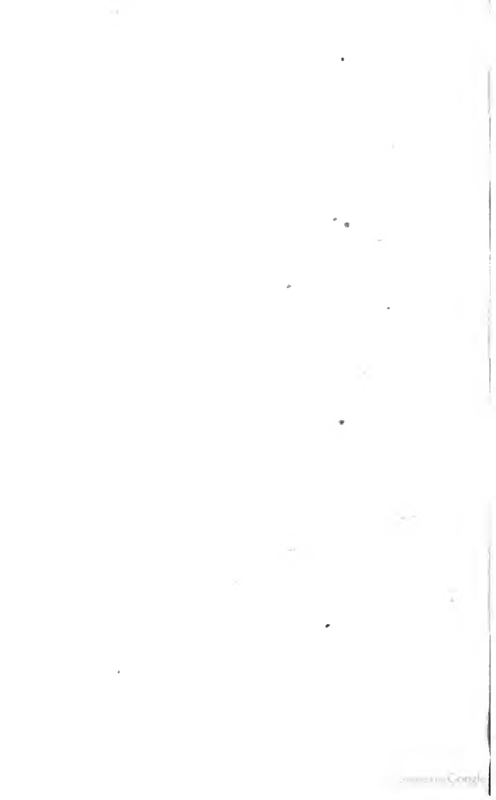
liegt noch die expectirende Arzneikunde, aber um diese mit Erfolg zu treiben, muß man seinen Kranken seit zehen Jahren kennen. Im Grunde der Arzneiwissenschaft liegt, wie in allen Wissenschaften, eine Negation... Suche daher regelmäßig zu leben, mache eine Reise nach Savoyen, denn das Beste ist und wird immer seyn, der Natur zu vertrauen.

Raphael reiste in das Bad von Aix ab.

Die Zebrahaut.

Dritte Abtheilung.

(Fortsetzung.)



Die Agonie.

An einem schönen Frühlingsabend fanden sich, nach der Rückkehr vom Spaziergange, einige der in das Bad von Aix gekommenen Gäste in den Gesellschaftszimmern beisammen. Raphael saß, der Gesellschaft den Rücken kehrend, lange allein an einem Fenster, vertieft in eine jener mechanischen Träumereien, während welcher unsere Gedanken entstehen, sich verketten, schwinden, ohne eine bestimmte Form angenommen zu haben, und in uns vorüberziehen, wie leichte, fast farblose Wolken. Während dieser Träumereien ist die Traurigkeit milde, die Freude flüchtig, die Seele fast eingeschlafen. Valentin gab sich ganz diesem Leben der Sinne hin, badete sich in der milden Atmosphäre des Abends, trank die reine, gewürzige Luft der Berge, beglückt, daß er keinen Schmerz fühlte und seinen furchtbaren Talisman endlich zum Schweigen gebracht hatte. Als die letzten Strahlen der Abendröthe die Gipfel der Berge färbten, wurde die Luft

frischer; er stieß das Fenster zu und verließ seinen Platz.

Mein Herr, sagte eine alte Dame zu ihm, möchten Sie wohl so gütig seyn und das Fenster nicht schließen? Wir ersticken hier.

Die Dissonanz dieser giftigen Rede zerriß Raphaels Trommelfell. Sie ertönte in seinen Ohren wie das unklug ausgesprochene Wort eines Menschen, an dessen Freundschaft wir glauben wollten, und der die sanfte Täuschung unseres Gefühls vernichtet, indem er einen Abgrund von Selbstsucht vor uns aufthut.

Raphael warf auf die alte Dame den kalten Blick eines herzlosen Diplomaten, rief einem Diener und sagte trocken: Oeffnet dieses Fenster!

Bei diesen Worten ergriff eine ungewöhnliche Ueberraschung die ganze Gesellschaft. Es erhob sich ein allgemeines Kichern. Alle warfen mehr oder minder sprechende Blicke auf Raphael; sie schienen ihm eine schwere Versündigung gegen Sitte und Anstand vorzuwerfen. Da er sich seiner jugendlichen Schüchternheit noch nicht ganz entledigt hatte, fand er sich moralisch in eine Lage versezt, derjenigen ziemlich ähnlich, worin wir uns befinden, wenn ein gaukelnder Traum uns im Gewande der Natur mitten unter ein prächtiges Fest versezt.

Bald aber hatte er sich von seiner Betäubung erholt, und seine ihm innewohnende Kraft wieder gefunden. Er forderte sich selbst Rechenschaft über diesen seltsamen Auftritt ab. Ein blitzschneller Gedanke erhellte seinen Geist. Die Vergangenheit erschien ihm in bestimmter Gestalt; die Gründe des Gefühls,

das er einflößte, durchströmten seinen Kopf, wie die Adern eines Leichnams, deren entfernteste Verzweigungen die Naturforscher durch irgend eine gelehrte Bluteingießung färben. Er erkannte sich selbst in diesem flüchtigen Gemälde, verfolgte darin sein Daseyn, Tag für Tag, Gedanke für Gedanke. Er erblickte sich, nicht ohne Verwunderung, düster und zerstreut mitten in dieser lachenden Badewelt, stets an sein Schicksal denkend, immer beschäftigt mit seinem Uebel, die unbedeutendste Plauderei von sich weisend, jene ephemeren Freundschaften fliehend, welche sich zwischen Reisenden schnell anknüpfen, weil sie ohne Zweifel darauf rechnen, sich in ihrem Leben nie mehr zu sehen, kurz er erblickte sich abgeschlossen von seinen Umgebungen, ähnlich einem Felsen, der dem sanften Anschwellen der Wogen, wie ihrem wilden Toben, gleich unzugänglich in die Wolken strebt. Hierauf las er, mit einer seltenen Gabe innerer Anschauung, in allen Herzen. Als er unter dem Schein eines Wandleuchters den kahlen Schädel, das sardonische Profil eines alten Mannes erblickte, erinnerte er sich, daß er ihm sein Geld abgewonnen hatte, ohne ihm eine Revanche vorzuschlagen; weiter hin stand eine schöne Frau, deren Neckereien er kalt aufgenommen hatte, kurz jedes Gesicht machte ihm irgend einen jener dem Anschein nach unerklärbaren Vorwürfe, deren Vergehen in einer unsichtbaren Wunde besteht, welche man der Eigenliebe geschlagen hat. Er hatte unwillkürlich sich an allen den kleinlichen Eitelkeiten gerieben, die um ihn herumkrochen. Die Gäste seiner Feste oder diejenigen, denen er seine Pferde geliehen hatte, waren über

seinen Luxus erbittert gewesen. Ueberrascht von ihrem Undank, hatte er ihnen fortan diese Arten von Demüthigung erspart. Jezt hielten sie sich für hintangesezt und beschuldigten ihn der Aristokratie.

Indem Raphael auf solche Weise die Herzen sondirte, drang er bis in ihre innerste Tiefe, entzifferte ihre geheimsten Gedanken, und bekam einen Abscheu an der Gesellschaft, an ihrer Höflichkeit, an ihrem Firniß. Reich und ein höherer Geist, wurde er beneidet, gehaßt; sein Schweigen täuschte die Neugierde, seine Bescheidenheit erschien in den Augen dieser kleinlichen und oberflächlichen Menschen als Hochmuth. Jezt errieth er das offenkundige, unverzeihliche Verbrechen, dessen er sich gegen diese Jammermenschen schuldig gemacht: er hatte sich der Gerichtsbarkeit ihrer Mittelmäßigkeit entzogen. Ihrem inquisitorischen Despotismus widerstrebend, wußte er ihrer zu entbehren. Jezt, um sich an diesem heimlichen Königthum zu rächen, schloßen sie instinktartig einen Bund, um ihn ihre Macht fühlen zu lassen, ihn einer Art Ostracismus zu unterwerfen, damit er begreifen lerne, daß auch sie seiner entbehren könnten.

Beim Anblick dieser vornehmen Welt Anfangs von mitleidigem Eckel ergriffen, schauderte er bald, als er an die geschmeidige Macht dachte, welche ihm auf solche Weise den irdischen Schleier hob, hinter welchem die moralische Natur versteckt ist, und er schloß die Augen, als ob er weiter nichts sehen wollte. Plötzlich sank ein schwarzer Vorhang über diese düster Phantasmagorie der Wahrheit, aber nun befand sich Raphael in der furchtbaren Vereinzelung, welche

das Loos aller Gewalt und Herrschermacht ist. Die Gesellschaft verschmähte von nun an sich vor ihm zu verstellen, weil er ihre Erbärmlichkeit errathen hatte.

In diesem Augenblicke befiel ihn ein heftiger Anfall von Husten. Weit entfernt, eine einzige jener höflichen Redensarten zu empfangen, womit man in guter Gesellschaft seine Theilnahme ausdrückt, vernahm er feindselige Ausrufungen und halblaute Klagen:

Seine Krankheit ist ansteckend!

Der Präsident der Gesellschaft sollte ihm den Eintritt in die Zimmer verbieten!

In guter Gesellschaft darf nicht auf solche Art gehustet werden!

Wenn ein Mensch so krank ist, soll er nicht in's Bad kommen!

Er wird mich von hier vertreiben!

Raphael stand auf, um sich der allgemeinen Verwünschung zu entziehen, und ging im Saal auf und ab. Endlich, um eine Protektion zu finden, näherte er sich einer jungen, unbeschäftigten Dame, in der Absicht, ihr etwas schmeichelhaftes zu sagen; aber sie kehrte ihm den Rücken und stellte sich, als ob sie dem Tanze zusehe. Er fürchtete nun, diesen Abend bereits von seinem Talisman verbraucht zu haben; er fühlte weder den Willen, noch den Muth in sich, die Unterhaltung anzuspinnen, verließ den Saal und ging in das Billardzimmer. Hier sprach Niemand mit ihm, grüßte ihn Niemand, warf ihm Niemand den leichtesten Blick des Wohlwollens zu.

Jezt enthüllte ihm sein von Natur nachdenkender Geist durch eine innere Anschauung die allgemeine und vernunftgemäße Ursache der Abneigung, die er erregt hatte. Diese kleine Badewelt gehorchte, ohne es vielleicht zu wissen, dem großen Gesetze, das die vornehme Gesellschaft regiert, und dessen unversöhnliche Moral Raphael hier vollends begreifen lernte. Ein Rückblick zeigte ihm in Foedora den vollkommenen Typus derselben. Er durfte in der vornehmen Welt auf nicht mehr Theilnahme an seinen körperlichen Uebeln rechnen, als bei Foedora an den Leiden seines Herzens. Die große Welt verbannt aus ihrem Schooße die Unglücklichen, wie ein Mensch von robuster Gesundheit ein Krankheitsprinzip aus seinem Körper ausstoßt. Die vornehme Welt schaudert *zurück* vor Schmerz und Unglück, und fürchtet sie wie eine ansteckende Krankheit. Sie schwankt nie zwischen Unglück und Laster. Das Laster ist ein Luxus, wie sie. Wie edel und erhaben auch ein Unglück seyn mag, die vornehme Welt weiß es zu verkleinern, in den Staub zu ziehen, durch ein Witzwort lächerlich zu machen; sie zeichnet Karrikaturen, um gefallenen Königen die Kränkungen, welche sie von ihnen einnahm, ihrerseits an den Kopf zu werfen, und, gleich den jungen Römerinnen, begnadigt sie niemals den gefallenen Gladiator. Sie lebt von Gold und Spott. Tod den Schwachen! Das ist der Wunsch dieser Art von Ritterorden, der bei allen Völkern der Erde besteht, denn es gibt überall Reiche, und diese Sentenz ist auf den Grund aller Herzen geschrieben, welche Reichthum oder Aristokratie versteinert hat. Werft

einen Blick auf eine Kinderschule, ihr werdet dort immer arme Heloten, zu Schmerz und Leiden bestimmte Geschöpfe finden, welche unaufhörlich zwischen dem Mitleid und der Verachtung ihrer Mitschüler schweben. Das Evangelium verspricht ihnen den Himmel. Steigt noch tiefer hinab auf der Leiter erschaffener Wesen: Wenn in einem Hühnerhofe irgend ein Geflügel dem andern verhaßt ist, so wird es von allen verfolgt, man reißt ihm die Federn aus, man peinigt es zu Tode. Getreu dieser Konstitution der Selbstsucht, richtet die vornehme Welt mit Strenge das Unglück, das keck genug ist, durch den Anblick seines Elends die Freuden ihrer Feste zu stören. Wer an Geist oder Körper leidet, wem es an Geld oder Macht fehlt, ist ein Paria, in eine Wüste verstoßen, deren Gränzen er nicht überschreiten darf, wenn er nicht überall auf seinen Schritten dem Winter begegnen will: Kalte Blicke, kalte Manieren, kalte Worte, kalte Herzen. Glücklich noch, wenn er nicht da, wo er Trost zu finden hoffte, Beschimpfung erleidet!

Bleibt auf euren verlassenen Betten, ihr Sterbenden! Bleibt einsam an euren kalten Heerden, ihr Greise! Arme Mädchen, die ihr ohne Heirathgut seyd, verfriert oder verbrennt in eurem einsiedlerischen Stübchen! Wenn je die vornehme Welt ein Unglück duldet, so geschieht es nur, um es zu ihrem Gebrauche zuzurichten, um Nutzen daraus zu ziehen, um ihm Zaum und Gebiß anzulegen und es in Parade vorzureiten, um aus dem Leiden eine Freude, aus dem Elend einen Genuß zu machen. Wenn ihr nach Allmosen geht, arme Mädchen, so nehmt ein fröhliches

Gesicht an, fügt euch den Vapeurs eurer vornehmen Wohlthäterinnen, kratzt ihre Hunde, errathet ihre Gedanken, tanzt nach ihrer Laune — und schweigt! Und du, König der Lakaien ohne Livree, schaamloser Schmarotzer, laß deinen Charakter zu Hause, verdaue, wie dein Gastherr verdaut, weine, wenn er weint, lache, wenn er lacht, preise seine Epigramme als witzig, und wenn er gefallen ist, dann kannst du ihn verläumden. So die Welt, wann sie das Unglück erhob: sie tödtet es oder treibt es aus, sie erniedrigt oder verstümmelt es.

Diese Betrachtungen gingen in Raphaels Seele auf mit der Blitzesschnelle einer poetischen Inspiration. Als er nun einen raschen Blick um sich warf, fühlte er jene Eiseskälte, welche die Gesellschaft destillirt, um das Unglück von sich zu entfernen, und welche die Seele noch heftiger ergreift, als der Nordwind den Körper erkältet. Er kreuzte die Arme über die Brust, lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer und fiel in eine tiefe Melancholie. Er dachte an das wenige Glück, welches die Gesellschaft um den Preis dieser abscheulichen Polizei einnimmt. Was ist es weiter? Belustigungen ohne Vergnügen, Munterkeit ohne Freude, Feste ohne Genuß, Delirium ohne Wollust, kurz alles Holz oder alle Asche eines Feuerheerds, ohne einen Funken Feuer. Als er das Haupt wieder hob, sah er sich allein, die Spieler waren entflohen. Da entflossen seinen Augen einige Thränen.

Wenn sie wüßten, im Besitze welcher Macht ich bin, so würden sie meinen Husten anbeten! dachte er.

Bei diesem Gedanken warf er die Verachtung wie einen Mantel zwischen sich und die Welt.

Am andern Morgen besuchte ihn der Badarzt; er schien voll Theilnahme und Besorgniß für seine Gesundheit. Raphael empfand ein Gefühl der Freude, als er die freundlichen Worte, die an ihn gerichtet wurden, hörte. Auf des Doktors Gesicht thronten Sanftheit und Güte. Die Locken seiner blonden Perücke athmeten Philantropie. Der Schnitt seines Rocks, die Falten seiner Hosen, seine weiten Quäckerschuhe, Alles, bis auf den durch sein Zöpfchen kreisförmig auf seinen Rücken gesäeten Puder, verrieth einen apostolischen Charakter, drückte die christliche Liebe, und die Ergebenheit eines Mannes aus, der aus Eifer für seine Kranken mit vieler Mühe die Kunst des Whist- und Brettspiels vollkommen erlernt hatte.

Herr Marquis, sagte er, nachdem er zuvor lange mit Raphael geplaudert hatte, ich weiß ein Mittel, das ohne Zweifel Ihrem Trübsinn ein Ende machen wird. Ich kenne nunmehr Ihre Konstitution genugsam, um versichern zu können, daß die Pariser Aerzte, deren große Talente ich im Uebrigen nicht bestreite sich über die Natur Ihrer Krankheit völlig getäuscht haben. Wenn nicht ein unglücklicher Zufall eintritt, so können Sie Methusalems Alter erreichen. Ihre Lungenflügel sind so kräftig, wie Schmiedeblasbälge, und Ihr Magen verdaut troß dem des Vogels Strauß, ma (allein) wenn Sie in einer höheren Temperatur verweilen, so laufen Sie Gefahr, schnell in geweihte Erde zu kommen. Ich will Ihnen das in zwei Wor-

ten erklären. Es ist durch die Chemie erwiesen, daß die Respiration bei dem Menschen eine wahrhafte Kombustion konstituirt, deren größere oder kleinere Intensität von dem Zufluß oder der Seltenheit der durch den jedem Individuum eigenthümlichen Organismus angehäuften phlogistischen Prinzipien abhängt. Bei Ihnen nun ist das Phlogistische im Ueberfluß vorhanden. Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, überoxygenirt durch die feurige Komplexion, welche allen Menschen eigen ist, die zu großen Leidenschaften bestimmt sind. Wenn Sie nun die scharfe und reine Luft einathmen, welche bei schwachnervigen Menschen das Leben auffrischt, so beschleunigen Sie dadurch noch eine bereits allzuschnelle Kombustion. Mithin ist eine der Bedingungen Ihres Daseyns die dicke Atmosphäre der Kuhställe, der Thäler. Ja, Herr Marquis, die Lebensluft des Mannes, den die Flamme des Genie verzehrt, ist in den fetten Wiesenthälern Deutschlands, zu Baden-Baden, zu Töpliß. Wenn Ihnen England nicht zuwider ist, so wird dessen Nebelhimmel Ihre Glühhiße mildern. Dagegen ist unser Bad, das tausend Fuß über dem mittelländischen Meere liegt, Ihrer Gesundheit verderblich.

Dieß ist meine unmaßgebliche Meinung, schloß der Arzt mit einer bescheidenen Geberde, ich ertheile sie gegen unsere Interessen, weil, wenn Sie sie befolgen, wir das Unglück haben werden, Sie zu verlieren....

Ohne diese leztern Worte hätte sich vielleicht Raphael durch die Maske der Gutmüthigkeit des honigsüßen Doktors täuschen lassen; aber er war ein zu tiefer Beobachter, um nicht aus dem Ton, der Ge-

berde und dem Blick, womit diese von leichtem Spott erfüllte Phrase begleitet war, den Auftrag zu errathen, der ohne Zweifel dem Männchen von der Gesellschaft seiner gesunden Kranken ertheilt worden war. So war es auch. Alle diese Müssiggänger mit Vollmondsgesichtern, diese alten Weiber, die ihre Langeweile in das Bad tragen, diese nomadisirenden Engländer, diese ihren Männern entlaufenen Weiber, die im Bad ihre Liebeshändel pflegen, dieses Gesammtpack, wie es in den Bädern leibt und lebt, hatte einen Bund geschlossen, um einen armen, schwachen, hinfälligen Sterbenden, der einer täglichen Verfolgung nicht widerstehen zu können schien, von der Heilquelle zu vertreiben!

Raphael nahm die Schlacht an, weil er sich von dieser Intrike einige Unterhaltung versprach. Er erwiederte demnach dem Doktor: Weil meine Abreise Sie so schmerzlich betrüben würde, so will ich einen Versuch machen, Ihren guten Rath zu benützen, ohne diesen Ort zu verlassen. Gleich morgen werde ich ein Haus bauen lassen, wo die Luft laut Ihrer Verordnung verdichtet werden soll.

Der schlaue Doktor, der das bitter-höhnische Lächeln, das auf Raphaels Lippen schwebte, ohnschwer auslegen konnte, konnte kein Wort aufbringen und nahm stummen Abschied.

Der See von Bourget ist ein weiter Gebirgseinschnitt, in welchem, sieben bis achthundert Fuß über dem mittelländischen Meer, ein Wasserspiegel glänzt, der blau ist, wie kein Wasser in der Welt. Von der Höhe des Dan-du-Chat überschaut, liegt dieser See

da wie ein reiner Diamant. Diese kleine Wasserfläche hat neun Stunden im Umfang, und, an einigen Stellen, gegen fünfhundert Fuß Tiefe. Hier seyn, in der Mitte dieser saphirnen Spiegelfläche, unter diesem schönen Himmel, am Horizont nur nebelumhüllte Berge erblicken, nichts hören, als das Geräusch der Ruder, den schimmernden Schnee der französischen Maurienne bewundern, von finstern Felsgipfeln zu lachenden Hügeln überschiffen, auf der einen Seite die Wüste, auf der andern eine reiche Natur, das ist ein Schauspiel, wo Alles groß, wo Alles klein ist. Der Anblick der Berge ändert die Bedingungen der Optik und der Perspektive: Eine hundert Schuh hohe Tanne scheint uns ein Rosenstrauch, und weite Thäler stellen sich uns enge dar, wie ein Fußpfad. Auf diesem spiegelklaren See ist Alles harmonisch: Wasser, Himmel, Berg und Thal. Hier allein, in der Mitte dieser reizenden Landschaft, fand Raphael das Leben noch erträglich.

Nach dem Besuche des Arztes machte er seine gewöhnliche Wasserfahrt, und ließ sich an dem einsamen Hügel aussetzen, auf welchem das Dorf Saint-Innocent liegt. Hier ist der See durch einen unzugänglichen Berg begränzt, und von diesem Vorgebirge aus erblickt man die Berge des Bugey, an deren Fuß die Rhone fließt. Raphael war in dem Anblick seiner Lieblingsaussicht, der melancholischen Abtei Haute-Combe, dem Erbbegräbniß der Könige von Sardinien, vertieft. Plötzlich ertönte der gleichartige Schlag von Rudern in seinen Ohren. Verwundert, in dieser sonst so einsamen Gegend des See's Leute zu treffen, un-

tersuchte er die Personen näher, die in der Barke saßen. Er erkannte unter ihnen die alte Dame, die ihn am Tag zuvor so rauh angesprochen hatte. Als der Nachen vor Raphael vorüberfuhr, grüßte ihn nur eine einzige Person; es war die Gesellschafterin dieser Dame, ein armes Edelfräulein, das er, wie ihm schien, hier zum erstenmal sah. Die Barke verschwand hinter dem Vorgebirge, und Raphael hatte sie bereits vergessen, als er in seiner Nähe das Rauschen eines Weiberrocks und das Geräusch leichter Schritte hörte. Er war nicht wenig erstaunt, als er im Umblicken die Gesellschafterin der alten Dame vor sich sah. Da er an ihrem verlegenen Wesen merkte, daß sie mit ihm sprechen wollte, ging er auf sie zu.

In einem Alter von etwa 36 Jahren stehend, groß und mager, trocken und kalt, war sie, wie alle alten Jungfern, in Verlegenheit mit ihrem Blicke, der sich mit einem unschlüssigen, verlegenen, jeder Elektrizität ermangelnden Benehmen nimmer vertrug. Alt und jung zugleich, gab sie durch eine gewisse würdige Haltung den Preis zu erkennen, welchen sie auf die Vollkommenheit ihrer wohlbewahrten Jungfräulichkeit legte.

Mein Herr, sprach sie zu Raphael, Ihr Leben ist in Gefahr. Kommen Sie nimmer in den Cercle!

Nach diesen Worten machte sie einige Schritte rückwärts, als ob bereits ihre Tugend in Gefahr stände.

Ich bitte Sie, mein Fräulein, erwiederte Raphael lächelnd, erklären Sie sich näher, da Sie doch die Güte hatten, hieherzukommen...

Oh! versezte sie, ohne den gewichtigen Grund, der mich hiehergeführt, hätte ich nicht gewagt, mich der Ungnade der Frau Gräfin auszusetzen. Und wenn sie jemals erführe, daß ich Sie benachrichtigt habe...

Und wer sollte es ihr sagen? rief Raphael aus.

Das ist wahr, antwortete die alte Jungfer und warf ihm den blinzelnden Blick einer Nachteule zu, die an das Tageslicht gebracht wird. Lassen Sie uns jedoch an das denken, was Sie betrifft. Mehrere junge Leute haben sich das Wort gegeben, Sie zu provociren, Sie zum Zweikampf zu nöthigen. Sie wollen Sie vom Bade vertreiben. Mithin...

In der Ferne ertönte die Stimme der alten Dame.

Mein Fräulein, sagte Raphael, meine Dankbarkeit....

Die alte Jungfer war bereits entflohen, so sehr hatte sie die Stimme ihrer Gebieterin erschreckt.

Armes Mädchen! Das Unglück versteht sich und eilt sich stets zu Hülfe, dachte Raphael, als er sich am Fuße seines Lieblingsbaumes niedersezte.

Der Schlüssel aller Wissenschaften ist ohne Widerrede das Fragzeichen. Wir verdanken die meisten großen Entdeckungen dem: Wie? Und die Lebensweisheit besteht vielleicht darin, daß man sich bei jedem Anlaß fragt: Warum? Aber freilich zerstört auch dieser künstliche Vorausblick unsere Täuschungen.

Valentin, der, ohne philosophische Forschung, die gute Handlung dieser alten Jungfer zum Text seiner umherschweifenden Gedanken gemacht hatte, erblickte sie plötzlich in einem andern Lichte.

Seine Gedanken nahmen folgenden Gang: daß sich eine alte Jungfer in mich verliebt, darin liegt nichts Außerordentliches, ich bin sieben und zwanzig Jahre alt, Marquis und besitze zweimalhunderttausend Franken Einkommen! Aber daß ihre wasserscheue Gebieterin sie in einem Nachen hieher zu mir führt, das ist doch seltsam! Diese beiden Weiber, die nach Savoyen gekommen sind, um hier wie Murmelthiere zu schlafen, und die um die Mittagsstunde fragen, ob es schon Tag sey, sollten heute vor Morgens acht Uhr aufgestanden seyn, um mir auf diesem Wasser nachzurudern!... Larifari!

Jezt erschien diese alte Jungfer mit ihrer vierzigjährigen Unbefangenheit in seinen Augen als eine neue Verwandlung dieser verschmizten, ärmlichen Welt, welche sich die vornehme nennt, als eine kleinliche List, als ein plumpes Komplott, von einem Priester oder Weibe geschmiedet. War das Duell eine Fabel? Oder wollte man ihn blos in Furcht sezen? Es war dieser kleinen Welt, mit ihrer geschmeißartigen Unverschämtheit, gelungen, seine Eitelkeit aufzuregen, seinen Stolz zu stacheln, seine Neugierde zu wecken. Da er weder ihr Einfaltspinsel werden, noch für feig gelten wollte, und vielleicht, ergözt durch dieses kleine Drama, kam er an demselben Abend in den Cercle.

Raphael stand da, aufrecht, auf den Marmor des Kamins gestüzt, ruhig in der Mitte des großen Saals, sichere Blicke durch die Versammlung sendend. Er glich einer Dogge, die ihre Stärke kennt und den Angriff auf dem Plaze erwartet, ohne überflüssiges Bellen.

Gegen das Ende der Soirée ging er im Spielzimmer auf und ab, dann trat er an das Billard und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die jungen Leute, welche eine Parthie machten. Nach einigem Hin- und Hergehen hörte er seinen Namen nennen, und obgleich sie nur halblaut sprachen, errieth er mit leichter Mühe, daß er der Gegenstand einer Debatte zwischen ihnen geworden sey. Endlich fing er einige mit lauter Stimme gesprochene Phrasen auf:

— Du!

— Ja, ich!

— Das glaube ich nicht!

— Ich wette!

— Oh! Er geht gewiß!

Als Valentin stehen blieb, um die Unterredung näher zu hören, trat ein junger Mensch auf ihn zu, groß und stark, von gutem Aussehen, aber mit dem fixen und unverschämten Blick jener Leute, die ihren Muth auf irgend eine materielle Kraft stützen.

Mein Herr, sagte er in ruhigem Tone, ich nehme mir die Freiheit, Sie von einer Sache in Kenntniß zu setzen, welche Sie nicht zu wissen scheinen. Ihr Gesicht und Ihre Person mißfallen hier Jedermann, und mir insbesondere. Sie sind gewiß zu höflich, um sich nicht dem allgemeinen Besten aufzuopfern, und ich ersuche Sie daher, nimmer im Cercle zu erscheinen.

Diese Spaßmacherei, die schon unter dem Kaiserreich in mehreren Garnisonen vorkam, ist heutzutage nicht mehr in der Mode und verräth einen sehr schlechten Ton. Dieß zu Ihrer Nachricht, mein Herr! erwiederte Raphael frostig.

Ich mache keinen Spaß, versezte der junge Mensch, und ich wiederhole Ihnen, daß Ihre Gesundheit bei Ihrem Aufenthalt in diesem Cercle sehr leiden würde. Die Hitze, die Lichter, die Luft des Saals, die Gesellschaft, sind Ihrer Krankheit schädlich.

Wo haben Sie die Arzneikunde studirt? fragte Raphael.

Ich bin, Ihnen zu dienen, mein Herr, beim Scheibenschießen von Legage zu Paris zum Baccalaureus, und bei Lozes, dem König des Rappieres, zum Licentiaten ernannt worden.

Es fehlt Ihnen noch ein lezter Grad, erwiederte Raphael kalt, lesen Sie den Kodex der Höflichkeit, dann werden Sie ein vollkommener Edelmann seyn.

Die Spieler hatten ihre Tische verlassen, um einem Streit zuzuhören, an dem sich ihre Leidenschaftlichkeit ergözte. Ganz allein in der Mitte dieser feindlichen Welt, suchte Raphael sein kaltes Blut zu behalten, um sich nicht das Mindeste zu vergeben; als aber sein Gegner sich einen Spott erlaubte, bei welchem die Beleidigung in eine leichte und geistreiche Form gehüllt war, erwiederte er ihm ernst: Es ist gegen den heutigen Ton, Jemand eine Ohrfeige zu geben, aber ich weiß nicht, mit welchem Worte ich ein Benehmen bezeichnen soll, das so gemein und feig ist, wie das Ihrige....

Genug! Noch einmal genug! Sie können sich morgen erklären, riefen mehrere Stimmen zumal.

Einige junge Leute warfen sich zwischen die beiden Gegner. Raphael verließ den Saal, galt für den Beleidiger und hatte ein Rendesvous in der Nähe

des Schlosses Bordeaux, in einem kleinen abschüssigen Wiesenthale, angenommen, nicht weit von einer seit Kurzem vollendeten Straße, auf welcher der Ueberlebende das französische Gebiet erreichen konnte. Welches auch der Ausgang dieses Zweikampfes seyn mochte, so mußte Raphael nothwendig die Bäder von Aix verlassen. Die Gesellschaft triumphirte.

Am andern Tage, gegen 8 Uhr Morgens, kam Raphael's Gegner, mit 2 Zeugen und einem Wundarzt, zuerst auf dem Kampfplatz an.

Hier ist ein ganz heimliches Plätzchen und es ist herrliches Wetter, sich zu schlagen, rief er lustig aus und warf einen Blick auf das blaue Gewölbe des Himmels, auf die klaren Wasser des See's und die steilen Felswände umher. Er war voll zuversichtlicher Kampflust.

Wenn ich ihn an der Schulter streife, fuhr er fort, wird er wohl einen Monat im Bett zubringen müssen. Nicht wahr, Doktor?

Zum wenigsten, antwortete der Wundarzt; aber fechten Sie nicht so mit Ihrem Stöckchen durch die Luft, sonst ermüden Sie den Arm und sind Ihres Schusses nimmer sicher. Sie könnten Ihren Mann tödten, statt ihn blos zu verwunden.

Das Geräusch eines Wagens ließ sich hören.

Da kommt er! riefen die Zeugen aus.

Man erblickte auf der Landstraße einen Reisewagen mit 4 Pferden bespannt und von zwei Postillons geführt.

Welche seltsame Weise! rief Raphael's Gegner aus, er will sich mit Extrapost aus der Welt fördern lassen.

Bei einem Zweikampfe, wie beim Spiel, wirken die geringsten Zufälle auf die Einbildungskraft der handelnden Personen, welche sich für den Erfolg einer Parthie stark interessiren. Raphael's Gegner sah der Ankunft dieses Wagens mit einer Art Unruhe entgegen. Der Wagen hielt auf der Landstraße. Der alte Jonathas stieg schwerfällig zuerst herab, half Raphael heraus und unterstützte ihn mit seinen altersschwachen Armen. Hierauf verloren sich Beide in dem Fußweg, der die Landstraße von dem Kampfplatz trennt, und wurden erst nach langer Zeit wieder sichtbar. Sie gingen ganz langsam. Die vier Zuschauer dieser seltsamen Scene fühlten eine tiefe Rührung bei Raphael's Anblick, der sich auf den Arm seines alten Dieners stützte. Bleich und hinfällig stieg er matt einher, schweigend und das Haupt zur Erde geneigt. Es waren zwei gleich hinfällige Greise, der eine durch die Zeit, der andere durch den Gedanken; der erste hatte sein Alter auf seinen weißen Haaren geschrieben, der junge hatte kein Alter mehr.

Mein Herr, ich habe diese Nacht nicht geschlafen, sagte Raphael zu seinem Gegner.

Dieses eisige Wort und der furchtbare Blick, von dem es begleitet war, erfüllten den eigentlichen Beleidiger mit einem kalten Schauder. Er hatte das Bewußtseyn seines Unrechts und eine geheime Schaam über sein Benehmen. Es lag in der Haltung, in dem Ton der Stimme, in den Geberden Raphaels etwas

Seltsames und Fremdartiges. Raphael schwieg und alle schwiegen. Die Spannung war auf's Höchste gestiegen.

Noch ist es Zeit, nahm nach einer Pause Raphael das Wort, mir eine leichte Genugthuung zu geben. Ich bitte Sie darum, mein Herr, wo nicht, so ist Ihr Tod gewiß. Sie rechnen in diesem Augenblicke noch auf Ihre Geschicklichkeit, Sie halten sich Ihrer Sache gewiß. Ich will großmüthig seyn, ich setze Sie von meiner Ueberlegenheit in Kenntniß. Ich besitze eine furchtbare Macht. Um Ihre Geschicklichkeit zu vernichten, Ihre Blicke zu umnebeln, Ihre Hand zittern, Ihr Herz pochen zu machen, um Sie zu tödten, brauche ich es blos zu wünschen. Ich möchte aber nicht gezwungen seyn, meine Macht auszuüben, denn ihr Gebrauch kommt mich zu hoch zu stehen. Geben Sie mir daher eine Genugthuung, wo nicht, so wird Ihre Kugel in das Wasser dieser Kaskade fahren, trotz Ihrer Uebung im Morden, meine Kugel aber wird geraden Wegs in Ihr Herz gehen, ohne daß ich ziele.

Verwirrte Stimmen unterbrachen Raphael. Während er sprach, hatte er fortwährend die unerträgliche Klarheit seines fixen Blickes auf seinen Gegner gerichtet. Hierauf richtete er sich in die Höhe und bot seinem Gegner unbewegliche Züge, ein unversöhnliches Gesicht dar, ähnlich dem eines kalt boshaften Wahnwitzigen.

Bringe ihn zum Schweigen, sagte Raphaels Gegner zu einem seiner Sekundanten, seine Stimme kehrt mir die Eingeweide im Leibe herum!

Schweigen Sie, mein Herr! Alles weitere Reden ist jezt überflüssig, riefen der Wundarzt und die Zeugen Raphael zu.

Meine Herren, ich erfülle blos eine Pflicht. Hat dieser junge Mann da vor seinem Tode noch etwas zu verfügen?

Stille! Genug!

Raphael stand aufrecht, unbeweglich, den Blick fest auf seinen Gegner geheftet. Dieser, durch eine fast magische Gewalt unterjocht, mußte wie ein Vogel vor dem Angesicht einer Schlange diesen mörderischen Blick aushalten; er floh ihn und konnte ihm nicht entgehen.

Gib mir Wasser, ich habe Durst! sagte er zu seinem Zeugen.

Hast du Furcht?

Ja! erwiederte er. Das Auge dieses Menschen ist brennend und verdunkelt meinen Blick.

Willst du ihm Entschuldigungen machen?

Es ist nimmer Zeit dazu!

Die beiden Kämpfer wurden zehn Schritte von einander gestellt. Jeder hatte ein paar Pistolen. Auf das von den Zeugen gegebene Zeichen konnte Jeder nach Willkühr zwei Schüsse thun. So lautete das Programm dieses Zweikampfs.

Was machst du da, Karl? rief dem jungen Manne sein Sekundant zu. Du nimmst die Kugel vor dem Pulver....

Ich bin des Todes, erwiederte er murmelnd, ihr habt mich der Sonne gegenüber gestellt....

Die Sonne ist in Ihrem Rücken, sagte Raphael mit ernster, feierlicher Stimme, während er langsam seinen Pistol lud, ohne sich weder um das bereits gegebene Signal, noch um die Sorgfalt zu kümmern, womit sein Gegner auf ihn zielte. Diese übernatürliche Sicherheit hatte etwas Furchtbares, das selbst die beiden Postillons ergriff, welche aus grausamer Neugierde auf den Kampfplatz gekommen waren. Raphael spielte entweder mit seiner Macht oder wollte sie erproben, er sprach mit Jonathas und kehrte ihm das Gesicht zu, als eben seines Gegners Schuß fiel. Die Kugel desselben zerschmetterte eine Weide und ricochirte auf dem Wasser, während Raphaels Kugel, der gar nicht zielte, gerade in das Herz seines Gegners ging. Ohne auf den jungen Mann, den er eben getödtet hatte, einen Blick zu werfen, zog Raphael schnell seine Zebrahaut aus der Tasche, um nachzusehen, wie hoch ihn das Leben eines Menschen zu stehen komme. Kaum fand er sie noch so groß, als ein Platanenblatt. Bei ihrem Anblick entstieg seiner Brust eine Art Röcheln.

Nun, was habt Ihr denn da zu gucken, Postillons? Vorwärts! sagte Raphael kalt.

Am Abend desselben Tags war er auf französischem Boden und schlug sogleich die Straße nach Auvergne ein, um sich in die Bäder von Mont d'Or zu begeben. Während dieser Reise ging in Raphaels Seele einer jener plötzlichen Lichtgedanken auf, die in die Tiefe unseres Herzens fallen, wie ein Sonnenstrahl aus dichten Wolken seinen Schein auf irgend ein dunkles Thal wirft. Trauriges Licht! Verlorene

Weisheit! Ihr beleuchtet bereits vollendete Thaten, entschleiert uns unsere Fehler und laßt uns vor unserem eigenen Gericht keine Gnade finden! Durch diese Erhellung seines Innern erfuhr Raphael plötzlich, daß der Besitz der Macht, wie unermeßlich sie auch seyn mag, nicht die Wissenschaft verleiht, sich ihrer zu bedienen. Der Scepter ist ein Spielzeug für ein königliches Kind, ein Henkerbeil für Richelieu, für Napoleon ein Hebebaum, der die Welt wanken macht. Der Besitz der Macht läßt uns, wie wir sind, er macht nur die Großen größer. Raphael hätte Alles thun können, er hatte nichts gethan.

In den Bädern des Mont d'Or fand Raphael jene Welt wieder, die sich mit jenem Instinkt von ihm entfernte, mit welchem Thiere ein Todtes ihrer Gattung fliehen, nachdem sie es von Ferne gerochen haben. Aber dieser Haß war jezt gegenseitig. Sein leztes Begegniß hatte ihm eine tiefe Abneigung gegen die Gesellschaft eingeflößt. Seine erste Sorge ging also dahin, in der Umgegend des Bades einen verborgenen Zufluchtsort zu suchen. Er fühlte instinktmäßig das Bedürfniß, sich in die Arme der Natur zu werfen, jene wahren Rührungen, dieses Pflanzenleben aufzusuchen, welchem wir uns in der Mitte der Felder so gerne hingeben. Am Tage nach seiner Ankunft erstieg er nicht ohne Mühe den Pik von Sancy und besuchte die oberen Thäler, die Luftgegenden, die unbekannten Seen, die ländlichen Hütten des Mont d'Or, deren anziehende Wildheit allmählig den Pinsel unserer Künstler in Bewegung sezt. Hier findet man in der That bewundernswürdige Landschaften, voll

Anmuth und Frische, seltsam kontrastirend mit dem düstern Anblick dieser finstern Berge. Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe fand Raphael einen Ort, wo die Natur, mit dem Sinn eines spielenden Kindes, ein Vergnügen daran gefunden zu haben schien, ihre Schätze zu verbergen. In diesem malerischen Winkel beschloß Raphael zu leben. Das Leben mußte hier ruhig, gemüthlich, pflanzenartig seyn. In diesem engen, rings von Felsen umschlossenen kleinen Thale stand eine einsame ländliche Hütte. Hier schien die Welt zu endigen.

Tiefe Stille herrschte in der einsamen Landschaft. Raphael zog mit Wollust den würzigen Geruch der Pflanzen ein. Plötzlich wurde die Stille durch das Bellen von zwei Hunden unterbrochen. Die Kühe, die am Abhange der Felsen waideten, kehrten ihre stieren Köpfe Raphael zu; die Ziegen sprangen auf den äußersten Rand der Felsen und starrten ihn neugierig an. Das Bellen der Hunde lockte einen dicken Jungen unter die Thüre der Hütte. Er sperrte den Mund auf und blieb gähnend stehen. Hierauf kam ein Greis mit weißen Haaren und von mittlerer Größe. Diese beiden Wesen waren in Harmonie mit der Landschaft, mit der Luft, mit den Pflanzen und dem Hause. Die Gesundheit überströmte in dieser pflanzenreichen Natur; das Alter und die Kindheit waren schön. Beide blieben schweigend neben einander stehen. Endlich trat ein Weib von etwa 30 Jahren unter die Thüre. Sie grüßte Raphael und es begann ein Gespräch.

Habt ihr keine Furcht hier, mein gutes Weib?

Vor was sollten wir uns fürchten, mein lieber Herr? Wenn wir die Thüre zuschließen, kann Niemand herein. Nein! Wir fürchten uns nicht. Uebrigens würden die Diebe nicht viel bei uns finden.

Ist dieser Greis euer Vater?

Verzeihen Sie, er ist der Großvater meines Mannes. So wie Sie ihn da sehen, ist er 102 Jahre alt. Erst kürzlich noch ist er mit unserem Jungen nach Clermont gegangen. Er war ein tüchtiger Mann.

Plötzlich faßte Raphael den Entschluß, in der Mitte dieser Naturmenschen, in dieser reinen frischen Atmosphäre zu leben. Dieses Pflanzenleben behagte ihm. Er brachte mehrere Tage ohne Wünsche, ohne Verlangen, ohne Sorgen hin. Er bestieg die Felsen, sezte sich, ließ sich von der Sonne bescheinen, spiegelte sich in dem Gewässer eines klaren See's, horchte dem Murmeln des Waldbaches. Er glaubte sich auf dem Wege der Besserung, er schmeckte alle Vergnügungen einer zweiten Kindheit.

Eines Tages war er zufällig bis gegen Mittag im Bette geblieben, versenkt in jenen Zustand des Halbwachens. Jonathas war, wie er pflegte, gekommen, um Erkundigungen über den Gesundheitszustand seines Herrn einzuziehen. Die Bäurin, die ohne Zweifel glaubte, daß Raphael noch schlafe, erstattete mit lauter Stimme ihren Bericht.

Es geht nicht besser, nicht schlimmer, sagte sie. Er hat diese ganze Nacht wieder gehustet, daß er hätte den Geist aufgeben sollen. Er hustet, er spuckt, dieser liebe Herr, daß es zum Erbarmen ist. Ich und

mein Mann fragen einander immer, wo er nur die Kraft hernehme, so zu husten. Es geht Einem durch Mark und Bein. Welche verfluchte Krankheit, die er hat. Nein, es geht gar nicht besser. Wir haben immer Sorge, ihn eines Morgens todt im Bette zu finden. Er ist so bleich, wie ein Jesuskind von Wachs. Der arme junge Mann! Das geht zu keinem guten Ende. Das Fieber verzehrt ihn ganz und gar, und er fühlt es nicht und weiß es nicht, der liebe Herr! Müssen deßhalb nicht weinen, Herr Jonathas! Es ist ja ein Glück, wenn er ausgelitten hat.

Raphaels Stimme war zu schwach, um sich Gehör zu verschaffen, und er mußte dieses ganze entsetzliche Geschwätz mit anhören. Endlich trieb ihn die Ungeduld aus dem Bette und er trat unter die Thürschwelle.

Alter Bösewicht! rief er Jonathas zu, du willst also mein Henker seyn?

Die Bäurin glaubte ein Gespenst zu sehen und lief davon.

Ich verbiete dir, fuhr Raphael fort, die mindeste Besorgniß für meine Gesundheit zu haben.

Ganz wohl, Herr Marquis! antwortete der alte Diener und trocknete seine Thränen.

Und du wirst wohl daran thun, künftig ohne meinen Befehl nimmer hieher zu kommen.

Ehe Jonathas sich entfernte, warf er einen Blick des Mitleids auf seinen Herrn, in welchem Raphael sein Todesurtheil las. Plötzlich entmuthigt und aufgeklärt über seinen wahren Zustand, setzte sich Raphael auf der Thürschwelle nieder und ließ den

Kopf auf die Brust sinken. Der bestürzte Jonathas trat auf seinen Herrn zu.

Herr Marquis!

Fort! Fort mit dir! schrie ihn der Kranke an.

Am andern Morgen stieg Raphael auf die höchsten Felsen und verweilte im Freien bis zum Abend. Die Bäurin suchte ihn auf.

Der Nachtthau fällt, mein lieber Herr! sagte sie. Sie müssen nach Haus! Das ist nicht gesund und Sie haben den ganzen Tag nichts gegessen.

Verfluchte Hexe, laß mich in Ruhe! rief ihr Raphael zu. Es ist genug, daß du mir jeden Morgen mein Grab gräbst; so laß mich wenigstens am Abend in Ruhe!

Ihr Grab, lieber Herr! Ihr Grab graben! Wo ist es denn, Ihr Grab? Ich wollte, Sie wären so gesund, wie unser Großvater! In's Grab kommen wir immer noch zeitig genug.

Halt's Maul! sagte Raphael.

Soll ich Sie führen?

Nein! zum Teufel!

Eines Morgens sah er zwei schwarz gekleidete Männer um das Haus schleichen, die ihn aufmerksam betrachteten. Sie richteten einige unbedeutende Fragen an ihn, die er kurz beantwortete. Er erkannte in ihnen den Arzt und den Pfarrer des Bades, welche ohne Zweifel Jonathas abgeschickt hatte, seinen Gesundheitszustand zu untersuchen. Jezt sah er im Geiste bereits seinen Leichenzug, hörte den Gesang der Priester, zählte die brennenden Kerzen. Die Schönheiten dieser reichen Natur erschienen ihm nur noch

wie durch einen schwarzen Schleier. Am andern Tage reiste er nach Paris ab.

Am dritten Morgen saß er in seinem Zimmer, in der Ecke seines Kamins. Er hatte ein großes Feuer anzünden lassen, es fror ihn mitten im Sommer. Jonathas brachte ihm einen Pack Briefe. Sie waren alle von Paulinen. Er öffnete den ersten ohne Eile und las die erste Phrase: Abgereist! Das gleicht einer Flucht, mein Raphael! Wie! Niemand kann mir sagen, wo du bist und wenn ich es nicht weiß, wer sollte es denn sonst wissen?

Raphael nahm gleichgültig die sämmtlichen Briefe und warf sie in's Feuer; er sah mit stierem Auge zu, wie einen nach dem andern die Flamme verzehrte.

Hole mir Prosper! sagte er zu Jonathas.

Prosper kam und fand Raphael im Bett.

Mein Freund! kannst du mir einen leicht mit Opium versetzten Trank machen, der mich in fortwährendem Schlaf hält, ohne daß der fortgesetzte Gebrauch dieses Tranks mir Schaden bringe?

Nichts leichter, als das, erwiederte der junge Arzt. Aber einige Stunden des Tags mußt du doch auf seyn, um zu essen.

Einige Stunden! unterbrach ihn Raphael. Nein ich will höchstens eine Stunde auf seyn.

Was ist denn deine Absicht dabei? fragte Prosper.

Schlafen ist immer noch leben, antwortete der Kranke.

Laß Niemand herein, selbst Paulinen nicht, sagte Raphael zu Jonathas, während der Arzt sein Rezept schrieb.

Nun, Herr Prosper, ist noch Hoffnung da? fragte der alte Diener den jungen Arzt, den er bis an die Treppe begleitete.

Es kann noch lange dauern, er kann auch diesen Abend schon sterben. Ich begreife diese Krankheit nicht. Man sollte ihn zerstreuen.

Ihn zerstreuen? Da kennen Sie ihn schlecht. Er hat neulich einen Menschen getödtet, ohne Uf! zu sagen. Man kann ihn nicht zerstreuen.

Raphael blieb einige Tage in einem künstlichen Schlafe. Jeden Abend um acht Uhr stand er auf, speiste und legte sich sogleich wieder ins Bett. Eines Abends erwachte er viel später, als gewöhnlich, und fand sein Essen nicht bereitet. Er schellte. Jonathas kam.

Du kannst dich packen! Ich habe dich reich gemacht, du wirst in deinen alten Tagen glücklich seyn, aber mit meinem Leben sollst du nimmer spielen. Wie, Elender! Der Hunger hat mich aufgeweckt. Wo ist mein Essen? Sprich!

Jonathas ließ ein Lächeln der Zufriedenheit entwischen, nahm eine Wachskerze und führte seinen Herrn, der wieder ganz Maschine geworden war, in eine weite Gallerie, deren Thüre er rasch öffnete. Plötzlich drang ein Strom von Licht in Raphaels Augen, der Saal war hell beleuchtet und die Tafel mit dampfenden Speisen bedeckt. Herren und reich gekleidete Damen saßen um den Tisch. Als Raphaels Todtengesicht sich unter der Thürschwelle zeigte, empfing ihn allgemeiner Zuruf und rauschende Musik ertönte. Eine weiche weibliche Hand drückte die seinige, es war Aquilina. Jezt fühlte er, daß es

kein Traum sey, sondern Wirklichkeit. Er stieß einen furchtbaren Schrei aus, schlug barsch die Thüre zu und gab seinem alten Diener einen Backenstreich.

Ungeheuer, du hast dich also verschworen, mich zu tödten, rief er aus.

Die Gefahr, in der er geschwebt hatte, gab ihm die Kraft, allein sein Schlafzimmer wieder zu erreichen, er nahm eine starke Dosis seines Tranks zu sich und legte sich nieder.

Was Teufels! sagte Jonathas, Herr Prosper hat mir ja verordnet, ihn zu zerstreuen.

Es war Mitternacht. Raphael lag in süßen Träumen. Eine bekannte Stimme weckte ihn. Pauline saß auf seinem Bett.

Fort! Fort! rief ihr Raphael mit dumpfer Stimme zu. Fort! wenn du bleibst, muß ich sterben. Willst du mich denn sterben sehen?

Sterben? wiederholte sie. Kannst du denn ohne mich sterben? Sterben? du bist ja noch jung. Sterben? Ich liebe dich ja.

Pauline faßte Raphaels Hände.

Kalt! sagte sie. Ist es eine Täuschung?

Raphael zog unter seinem Kopfkissen seine Zebrahaut hervor; sie war klein und dünn, wie ein Baumblatt.

Laß uns Abschied nehmen, Pauline! sagte er. Diese Haut ist ein Talisman. Sie erfüllt meine Wünsche und stellt mein Leben dar. Du siehst, was mir davon noch übrig ist. Wenn du mich noch länger anblickst, muß ich sterben.

Pauline glaubte, Raphael sey närrisch geworden, nahm den Talisman und betrachtete ihn beim

Schein einer Lampe. Als Raphael sie so sah, durch Schmerz und Liebe verschönert, erwachte in ihm ein wahnwitziges Verlangen.

Komm, Pauline, komm! rief er ihr zu.

Raphaels brennende Augen erschreckten das Mädchen und je höher seine Brunst stieg, um so mehr schwand der Talisman in ihrer Hand zusammen.

Sie floh in das nächste Zimmer und schloß die Thüre hinter sich.

Pauline! Pauline! schrie der Sterbende und rannte ihr nach: Ich liebe dich, ich bete dich an, ich verfluche dich, wenn du nicht öffnest. Ich will in deinen Armen sterben.

Mit jener seltsamen Kraft, welche der lezte Lebensfunke verleiht, trat Raphael die Thüre ein. Pauline lag auf dem Kanapee und suchte sich mit ihrem Shwal zu erdrosseln.

Wenn ich sterbe, sagte sie, so wird er am Leben bleiben.

Raphael stürzte sich auf sie und hauchte den Geist aus. Jonathas, durch den Lärm herbeigerufen, fand Paulinen neben dem Leichnam ihres Geliebten sitzen.

Ich habe ihn getödtet! sprach sie schmerzlich. Ich sagte ja voraus, daß ihn das Weib seiner Liebe tödten würde.



